

Siegfried Neumann

Migration und Kulturkontakt im Erzählen : ein Abend in einem Mecklenburg-Strelitzer Bauernhaus

Rostock: Wossidlo-Archiv, 2017

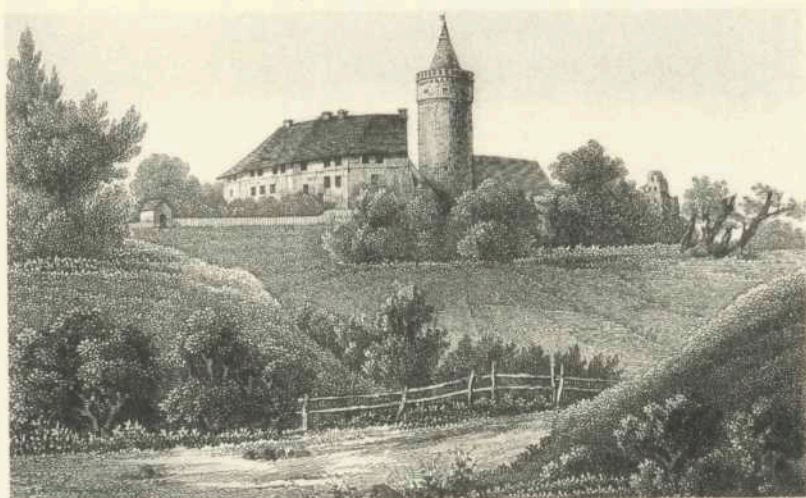
<https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1891284282>

Druck Freier  Zugang  OCR-Volltext

Siegfried Neumann

Migration und Kulturkontakt im Erzählen

Ein Abend in einem Mecklenburg-Strelitzer
Bauernhaus



Wossidlo-Archiv Rostock 2017

Siegfried Neumann

Migration und Kulturkontakt im Erzählen
Ein Abend in einem Mecklenburg-Strelitzer Bauernhaus

Universität Rostock
Institut für Volkskunde, Wossidlo-Archiv
Wossidlo-Archiv: Kleine Schriften
Herausgegeben von Siegfried Neumann
Heft 25/26

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliographie.

ISBN 978-3-00-057853-3

Gedruckt bei der Altstadt-Druck GmbH in Rostock.

Umschlag-Bild: Burg Stargard, die erste Residenz im „Lande Stargard“
Aus: G. Ch. F. Lisch: Mecklenburg in Bildern. Rostock 1842-1845

© 2017 by
Wossidlo-Archiv / Neumann
D 18055 Rostock
Am Reifergraben 4

Siegfried Neumann

Migration und Kulturkontakt im Erzählen
Ein Abend in einem Mecklenburg-Strelitzer
Bauernhaus

Rostock
Wossidlo-Archiv
2017

Meinen Eltern
Herbert Neumann (1905-1963)
und
Gertrud Neumann, geb. Landt (1905-2002)
zum Gedenken



Sept. 1939 „... und Vater muss in den Krieg“
(Privatphoto)

Inhalt

Vorwort	S. 6
Mecklenburg-Strelitz – Migration in einem Gebiet der Schlösser und Katen	S. 11
Die Flüchtlingsströme aus dem Osten	S. 42
Beziehungen zwischen Einheimischen und Flüchtlingen	S. 57
Camminer Erzähler am Beginn der Sammeltätigkeit	S. 79
Ein Abend in einem Mecklenburg-Strelitzer Bauernhaus	S. 113
Anmerkungen zu den Texten	S. 167
Benutzte, eingesehene und weiterführende Literatur	S. 169
Wörterklärungen	S. 179
Kleine Schriften des Wossidlo-Archivs	S. 192

Vorwort

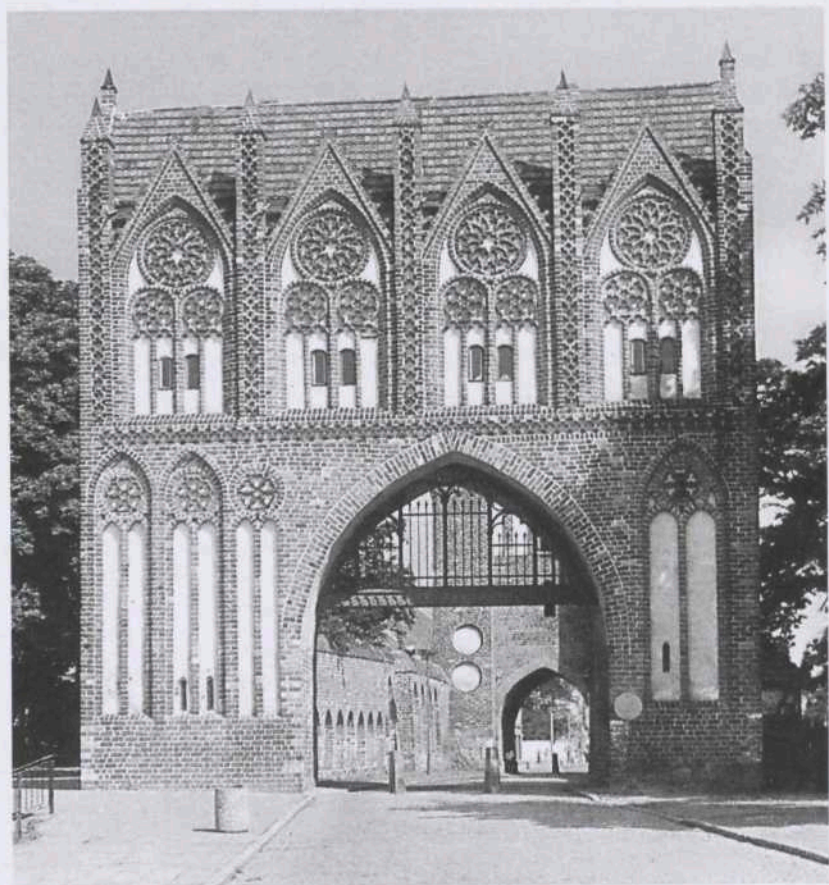
Bald nach dem Zweiten Weltkrieg entstand in Westdeutschland eine umfangreiche Literatur über die Flucht und Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus Ostpreußen, Pommern, Ostbrandenburg, Schlesien, dem Sudetenland usw. sowie über die Kultur der alten Heimatgebiete. (siehe Lit.verz.) Im verbliebenen, sowjetisch besetzten Ostdeutschland dagegen war diese Thematik mit einem absoluten Tabu belegt, das sich auch auf die mündliche Kommunikation bezog. Wer öffentlich darüber sprach, galt schnell als verkappter Revanchist. Erst als in der Bundesrepublik auch eine Reihe von Monographien über Eingliederungsversuche der bis dorthin geflüchteten „Neubürger“ vorlag (vgl. Lit.verz.), sah man sich in der DDR veranlasst, diese Thematik „im eigenen Land“ lieber nicht „dem Westen zu überlassen“. (vgl. Seraphim 1954). Dabei ging es primär darum, die führende Rolle „herauszuarbeiten“, die die staatstragende „Sozialistische Einheitspartei Deutschlands“ (SED) bei der angeblich geglückten Assimilierung der zu „Umsiedlern“ erklärten Flüchtlinge und Vertriebenen gespielt habe. Die wenigen diesbezüglichen Arbeiten, ungedruckt gebliebene Dissertationen (Krellenberg 1971; Just 1985; Kaltenborn 1989) oder Aufsätze in Fachzeitschriften (Just 1987; Meinicke 1988), waren jedoch kaum für die breite Öffentlichkeit bestimmt.

So haben im Grunde erst die nach der deutschen Einheit angeordneten Untersuchungen weitreichende Erkenntnisse über die von der SED bewusst im Dunkeln gehaltenen letzten Kriegsergebnisse und die anschließenden Vertreibungen und Leiden sowie über die reale Eingliederung der entwurzelten „Fremden“ (und der Einheimischen!) in das autoritär durchgesetzte „sozialistische“ Gesellschaftssystem der DDR erbracht. (Rusche 1995; Schwartz 2004; Seils 2009; Olschewski 2009; Hahn/ Hahn 2010; Douglas 2013). Von diesen Arbeiten (die mich leider erst erreicht haben, als mein Manuskript vor dem Abschluss stand) enthält, neben den Dissertationen von Rusche und Seils über Mecklenburg, vor allem die Monographie von Olschewski über die „Russenzeit“ in Mecklenburg-Strelitz aufschlussreiche Hintergrund-Informationen zum Inhalt der vorliegenden Arbeit, die aus volkskundlicher Sicht ebenfalls Integra-

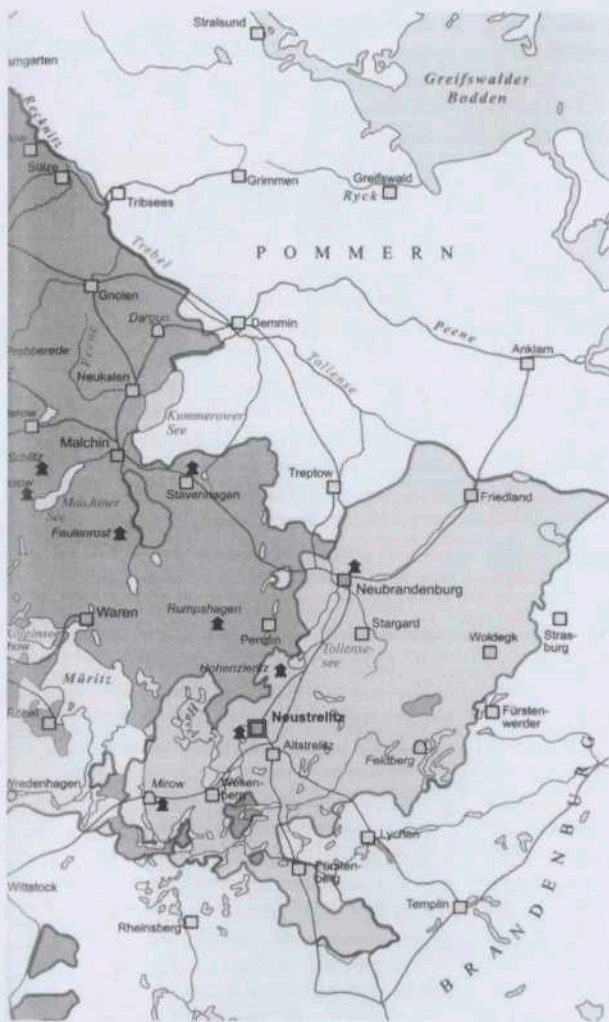
tionsprobleme von Migranten in Mecklenburg-Strelitz, speziell in der Nachkriegszeit, behandelt.

Aber die Darstellung folgt einem volkskundlichen Ansatz, der zu einer merkwürdigen Entstehungsgeschichte geführt hat. Ursprünglich war nur die Dokumentation eines „Erzählabends in einem Mecklenburg-Strelitzer Bauernhaus“ geplant, die noch im Untertitel der Veröffentlichung ausgewiesen wird. Aber dann erschien es doch notwendig, dieser Dokumentation Auskünfte über das dörfliche Erzählmilieu voranzustellen, aus dem sich der Erzählabend ergab. Und das wiederum schien eine Schilderung der sich entwickelnden Beziehungen zwischen den Einheimischen und den nicht unbedingt willkommen geheißenen „Fremden“ zu verlangen, deren Schicksal auf der Flucht als dem auslösenden Moment ihrer Migration schließlich auch nicht ausgespart bleiben sollte. So wurde das Manuskript im Grunde „von hinten nach vorne“ geschrieben. Und der erste Teil des Buches, der zumindest kurz auf einiges Charakteristische in der doch recht wechselvollen Geschichte von Mecklenburg-Strelitz bis zum Zweiten Weltkrieg eingeht, das selbst Einheimischen kaum bekannt ist, entstand zuletzt. (vgl. Endler 1935; Hofmann 2001). Im Ergebnis sind es relativ selbstständige, in sich geschlossene Kapitel geworden, die in ihrer Folge dennoch, wie ich hoffe, trotz gelegentlicher Wiederholungen einen logischen Fortgang der Darstellung ergeben.

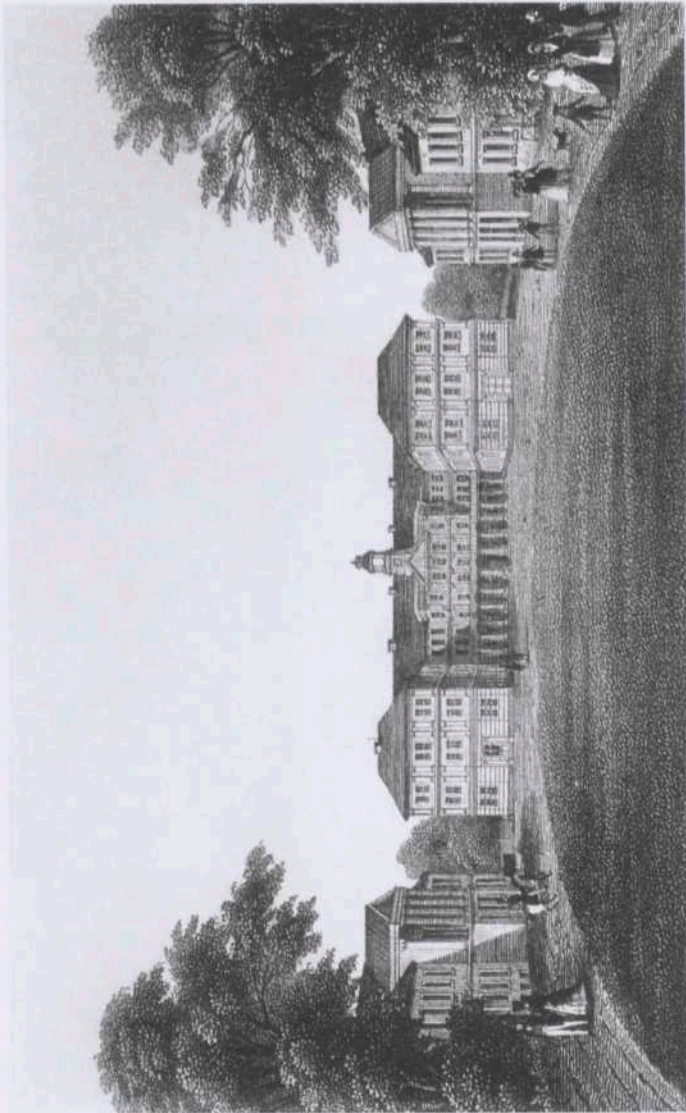
Die Veröffentlichung versteht sich, wie die zunächst separat geplante Textausgabe, zunächst als Beitrag zur Erzählforschung, wendet sich jedoch auch an die Alteingesessenen und Neubürger in Mecklenburg-Strelitz, die die hier geschilderte Kriegs- und Nachkriegszeit gemeinsam durchgestanden haben oder sich zumindest für die Geschichte ihrer engeren Heimat interessieren. Ich lebe seit Beginn des Studiums (1953) aus beruflichen Gründen in Rostock, aber empfinde das Gebiet um Neustrelitz und Neubrandenburg, in dem die Eltern mit uns Kindern einen gemeinsamen Neuanfang im Leben wagten und in dem bis heute ein Großteil meiner Verwandten lebt, noch immer als meine eigentliche Heimat, die ich öfter wieder aufsuche. Wohl deshalb ist dieses Buch, das während einer Krebstherapie mit ungewissem Ausgang geschrieben wurde, auch so persönlich ausgefallen. S.N.



Das Stargarder Tor in Neubrandenburg,
der größten Stadt in Mecklenburg Strelitz



Karte von Mecklenburg-Strelitz
 Herzogtum 1701-1815; Großherzogtum 1815-1918
 Freistaat 1918-1934; Landkreis ab 1934
 Aus: Landeskundlich-historisches Lexikon Mecklenburg-Vorpommern.
 Red.: Reno Stutz (Leitung). Rostock 2007.



Das Residenzschloss zu Neustrelitz (um 1840)
Aus: G. Ch. F. Lisch: Mecklenburg in Bildern. Rostock 1842-1845

Mecklenburg-Strelitz

Migration in einem Gebiet der Schlösser und Katen

„Mecklenburg-Strelitz“ ist das territoriale Ergebnis interner Streitigkeiten der fürstlichen Familien Mecklenburgs um Land und Macht. Nach der letzten Landesteilung von 1621 bestand Mecklenburg aus den zwei Landesteilen „Mecklenburg-Schwerin“ und „Mecklenburg-Güstrow“. Doch nach dem Tod des letzten Herzogs der Güstrower Linie, der 1695 ohne Sohn als Erben verstarb, fiel sein Landesteil nach verbrieftem Erbrecht an Schwerin. Dagegen erhob der Schwiegersohn des Verstorbenen Einspruch. Das führte nach jahrelangen Auseinandersetzungen 1701 zum „Hamburger Vergleich“: Man einigte sich auf eine Zweiteilung des Territoriums in das größere „Mecklenburg-Schwerin“, dem die Angliederung von „Mecklenburg-Güstrow“ bestätigt wurde, und in das kleinere, davon abgetrennte „Mecklenburg-Strelitz“, dem die alte „Herrschaft Stargard“ im Südosten Mecklenburgs sowie das „Fürstentum Ratzeburg“ im Nordwesten des Landes zugesprochen wurden.

Der neue Herzog Adolf Friedrich II. (1701-1708) erhielt die Landeshoheit über das „Land Stargard“, zu dem die Städte Strelitz, Wesenberg, Stargard, Neubrandenburg, Friedland, Woldegk, Fürstenberg und ihr Umland gehörten. Das Gebiet verblieb jedoch aufgrund der landständischen Verfassung von 1621 rechtlich mit Mecklenburg-Schwerin verbunden. Das bedeutete, dass es weiterhin nur einen gemeinsamen mecklenburgischen Landtag geben sollte, der sich aus den Besitzern der Rittergüter und den Bürgermeistern der Städte beider Landesteile zusammensetzte. Nur für das ehemalige Bistum Ratzeburg, das eine gesonderte Entwicklung nahm, galt die landständische Verfassung nicht. Als Fürst dieses Gebietes wurde der Strelitzer Herzog zudem Reichsfürst des „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation“ mit Sitz und Stimme im Reichstag, was für das „Land Stargard“ erst einem seiner Nachfolger zugebilligt wurde. (Bei der Wieden 2009, S. 11-13).

Regierungssitz Adolf Friedrichs II. wurde das alte Schloss in Strelitz. Mit seinem Herrschaftsgebiet war jedoch wenig Staat zu machen. Es war eines der kleinsten im deutschsprachigen Raum,

nur extrem dünn besiedelt und wirtschaftlich völlig unterentwickelt. Überall konnte man Spuren des 30jähr. Krieges erkennen. So lagen zum Teil noch ganze Dörfer in Schutt und Asche, und weite Gebiete des Landes waren wüst, weil die Menschen fehlten, um es zu bearbeiten. So waren alle Fremden, Deutsche, Schweden und Dänen, willkommen, die es im und nach dem Krieg hierher verschlagen hatte und die versuchten, sich wie die Einheimischen auf brach liegendem Land eine bäuerliche Existenz zu schaffen. (vgl. Mager 1955, S. 135-142).

Die im Krieg zerstörten Städte waren zwar notdürftig wieder aufgebaut, aber das dort vor dem Krieg vorhandene Handwerk und Gewerbe lag ziemlich danieder, und die verbliebenen Ackerbürger produzierten kaum mehr, als für den Eigenbedarf nötig war. Zudem befand sich der größte Teil der Gebäudesubstanz im Herzogtum in einem sehr schlechten Zustand, nicht nur auf dem Dorf, sondern auch in den Städten, in denen man die alten baufälligen Häuser nur notdürftig renoviert hatte und die Neubauten meist wieder in traditioneller Bauweise errichtet wurden. Das wichtigste Baumaterial bildete Holz, das am einfachsten beschafft und verbaut werden konnte. Das Fachwerk der Wände wurde meist mit einem lehmverklebten Strauchgeflecht ausgefüllt, und zur Dachabdeckung dienten dünne Holzschindeln oder Stroh.

Da auf offenem Feuer gekocht wurde und zur Beleuchtung brennende Kienspäne dienten, konnte es leicht zu Bränden kommen, die in den engbebauten Städten verheerende Ausmaße annahmen. So brannten 1703 Woldegk und Stargard, 1703 und 1705 Friedland, 1706 Wesenberg sowie 1709 wieder Stargard fast vollständig nieder. Da bedurfte es der materiellen und finanziellen Hilfe der benachbarten Städte, um das größte Elend zu mildern, sowie enormer Arbeitsleistungen der Einwohner, um die Städte jeweils wieder aufzubauen.

Das wirkte sich ebenso wie die allgemein herrschende Armut auf das Steuereinkommen der herzoglichen Kasse aus, das neben den eigenen Aufwendungen des Regenten nur eine beschränkte Finanzierung öffentlicher Belange ermöglichte. Um dem abzuhelpfen, ließ der Herzog in großem Umfang Holz in den ausgedehnten Waldungen einschlagen und jenseits der Landesgrenzen

verkaufen. Zugleich förderte er die in der Region übliche Glasherstellung, die ebenfalls enorme Holzmengen kostete. Alle seine Unternehmungen gelangten jedoch nicht über Anfänge hinaus, da er schon nach sieben Jahren, kaum 50jährig, verstarb. (Mayer 1896, S. 3-4; Endler 1935, S. 13-19; Hofmann 2001, S. 62-65).

Sein erst 22jähriger Sohn, der ihm als Herzog Adolf Friedrich III. folgte (1708-1752), kümmerte sich kaum um die Regierungsgeschäfte, sondern ließ als ihm wichtigste Maßnahme zunächst das Schloss in Strelitz (ohne Rücksicht auf die Kosten) aufwendig zu seiner Residenz ausbauen und, dank der Mitgift seiner Frau, großzügig einrichten. So gingen dem rasch verschuldeten kleinen Land erhebliche Werte verloren, als das stattliche Gebäude 1712 abbrannte, ohne dass die darin vorhandenen Kunstschatze gerettet werden konnten.

Zu dieser Zeit hatte der Nordische Krieg (1700-1721), den Russland und Dänemark damals gegen Schweden führten, auch Mecklenburg erreicht. Das politisch und militärisch unbedeutende Mecklenburg-Strelitz war zwar neutral, aber nicht in der Lage, sich zu wehren, wenn fremde Truppen durch das Land zogen oder hier ungefragt Quartier nahmen. So mussten selbst die verarmten Einwohner Friedlands 1710 unter schwedischer und 1713 unter russischer Besatzung größere Truppenkontingente beherbergen und verpflegen, obwohl die Stadt nach dem Brand noch nicht wieder aufgebaut war und es an Nahrungsmitteln fehlte. Und schließlich nahmen die marodierenden Soldaten mit, was ihnen gefiel. (Hofmann 2001, S. 68f.). Diese Verluste untergruben vielfach die Existenz der meist an sich schon verarmten Einwohner, die auf sich selbst gestellt blieben.

Da die Ritterschaft, die finanzkräftigste Sozialschicht, kaum Steuern zu zahlen brauchte, bei der Mehrheit der Bevölkerung nur wenig zu holen war – und der Herzog zuviel für sich verbrauchte, reichte das einkommende Geld meist nicht für die notwendigsten öffentlichen Ausgaben. So nahm der Herzog ständig Kredite auf, die allerdings weniger dem „Staatswohl“ als dem Ankauf von Rittergütern dienten, um den domanialen Landbesitz zu erweitern.

Mit geliehenem Geld ließ Adolf Friedrich III. auch in den Jahren 1726-1731 sein Jagdschloss in Glienke am Zierker See zu

einem repräsentativen barocken Residenzschloss ausbauen und erste Häuser in der unweit davon geplanten Stadt Neustrelitz errichten. Um ihren raschen Aufbau zur neuen Residenzstadt zu erreichen, erhielten Zuziehende das Bauland kostenlos zum erblichen Eigentum und wurden beim Hausbau unterstützt. So ließen sich außer den herzoglichen Dienern und Beamten auch bald Handwerker und Gewerbetreibende in Neustrelitz nieder, nicht nur aus (Alt)Strelitz, sondern aus verschiedenen deutschen Ländern. Selbst ihres Glaubens wegen verfolgte französische Hugenotten fanden den Weg hierher, da allen Einwohnern Religions- und Zunftfreiheit zugesichert wurde. Sie lebten sich meist rasch ein und gingen im Kontakt mit der einheimischen Bevölkerung in ihr auf. Gleichzeitig lud der Herzog jüdische Einwanderer ein, sich in dem entvölkerten (Alt)Strelitz niederzulassen, wovon er sich bei seiner desolaten Finanzlage neue Einnahmen versprach. Und auch hier kam es im räumlichen Nebeneinander von Christen und Juden nach anfänglichen Vorbehalten bald zu guten Nachbarschaften, die zunehmend das gesellschaftliche und kulturelle Leben in der Stadt bestimmten. (Hofmann 2001, S. 72). Immerhin lebten hier 1752 bereits an hundert jüdische Familien. (Donath 1874, S. 124). – Aufs Ganze gesehen, verbesserten sich während der langen Regierungszeit Adolf Friedrichs III. jedoch weder die wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes noch die soziale Lage seiner Bewohner.

Die mit Abstand wichtigste Erwerbsquelle bildete (noch für lange Zeit) die Landwirtschaft. Im Ratzeburgischen, das eine Eigenentwicklung nahm (die hier nicht weiter interessieren soll), wurde Ackerbau und Viehhaltung vor allem von freien Bauern betrieben, die sich auf ihren Höfen bei guter Bewirtschaftung relativ gut standen. Im Strelitzschen dagegen dominierten die großen Güter, die im Zuge des Bauernlegens entstanden waren. Sie befanden sich überwiegend im Besitz der Ritterschaft, das heißt: des heimischen Adels, der sich auf Kosten der gelegten Bauern weite Flächen des fruchtbarsten Ackers angeeignet hatte, während die enteigneten wie die noch auf ihren Stellen verbliebenen Bauern als Leibeigene auf den großen Adelshöfen Fronarbeit leisten mussten. Sie gehörten (wie das von ihnen bewohnte Haus,

das dort eingestellte Vieh und das Haus- und Ackergerät) „mit Leib und Leben“ zum Grundbesitz des jeweiligen Gutsherrn, lebten trotz schwerer körperlicher Arbeit am Rande des Existenzminimums und waren völlig rechtlos. So konnten sie weder über ihren Wohnort oder ihre Arbeitstätigkeit entscheiden noch ohne Erlaubnis heiraten. In der Regel nicht in der Lage, den eigenen Namen zu schreiben, und ohne Hoffnung, sich aus dieser sozialen Situation zu befreien, verfielen viele in Teilnahmslosigkeit und verloren jedes Interesse an materiellen Dingen und geistiger Beschäftigung. (Mager 1955, S. 160-165; Bentzien 1988a, S. 122-125).

Der herzogliche Landbesitz, das „Domanium“, bestand zum Teil ebenfalls aus gutsähnlichen Meierhöfen, die entweder von Beauftragten des Herzogs verwaltet oder an zahlungskräftige Bewerber verpachtet wurden. Aber zum Teil handelte es sich auch um Bauernwirtschaften, deren unterschiedlich gut gestellte Pachtbauern (ebenso wie ihr Gesinde und die Arbeitskräfte auf den domanialem Gütern) gleichfalls leibeigen waren, aber doch die Möglichkeit sahen, durch überlegtes Handeln und Fleiß ihre Lebenslage zu verbessern.

Die kleinen Städte des Strelitzer Gebiets und das flache Land wiesen immer noch gesunkene Einwohnerzahlen auf. Doch für die ansässigen Bürger hörte die Leibeigenschaft vor den Stadt-toren auf; sie waren persönlich frei. Die Einwohnerschaft bestand vor allem aus Handwerkern und Ackerbürgern, die die städtische Wirtschaftsstruktur bestimmten. Was die einzelnen Handwerke herstellten, war jedoch nach Art, Qualität und Umfang an strenge Vorgaben gebunden; und auch die Zahl und die beruflichen Befugnisse der Meister waren so einengend festgelegt, dass sie einer Entwicklung des Handwerks im Wege standen. (Neumann 1988a, S. 169-176). Ein Teil der Bürgerschaft hatte schon die Möglichkeit, ihre Söhne in einer privaten Klippschule notdürftig lesen, schreiben und rechnen lehren zu lassen, sodass sich diesen zumindest die Chance einer eigenen Berufswahl eröffnete. – Für die städtische Unterschicht, die ungelerten, mittellosen Arbeiter, die jeder sich bietenden Beschäftigung nachgehen mussten, um das Leben zu fristen, und in der Regel auch nicht ihren Namen schreiben, sondern nur drei Kreuze machen konnten – für sie

eröffnete sich, wie seit Generationen, kaum eine Aussicht, diesem Schicksal zu entinnen.

Zur gleichen Zeit gab der Herzog mit leichter Hand über Jahrzehnte für fragwürdige Projekte und Liebhabereien (außer den Steuereinnahmen und anderen Einkünften) Unsummen an Geld aus, das ihm nicht gehörte, sondern von gutgläubigen Gläubigern geborgt war. Als er 1752 kinderlos im Alter von 66 Jahren starb, hinterließ er einen Schuldenberg, der im Grunde kaum zu tilgen war. (Endler 1935, S. 19-29; Hofmann 2001, S. 67-77).

Sein ihm folgender Neffe Adolf Friedrich IV. (1752-1794), den viele aus Fritz Reuters Roman *Dörchläuchting* (1866) kennen, zeigte sich denn auch von diesen Schulden unbeeindruckt, sondern versuchte unter dem Eindruck einer Parisreise, in seinem kleinen Duodez-Fürstentum die feudale Prachtentfaltung des damaligen französischen Hofes nachzuahmen. So wurde von ihm die Zahl der Hofschranzen und Diener in Neustrelitz ungebührlich vermehrt und eine nach Glanz strebende, verschwenderische Hofhaltung arrangiert. Gleichzeitig war er, wie sein Vorgänger, bestrebt, durch den Ankauf von ritterschaftlichen Gütern seinen domanialen Besitz zu erweitern, sowie von einer nicht nachlassenden Baulust getrieben, ohne auch nur annähernd über die Einkünfte für all dies zu verfügen.

Die Bautätigkeit verursachte die meisten anfallenden Kosten, da der Herzog möglichst beeindruckende Bauten haben wollte, für die er nicht nur den größten Teil der Einnahmen verwandte, sondern auch immer wieder Anleihen aufnahm. Anzuerkennen war seine finanzielle Unterstützung der bauwilligen Zuzügler in Neustrelitz, das dadurch allmählich einen städtischen Charakter gewann. Daneben ließ er jedoch gleich 1755 in unmittelbarer Nähe des dortigen Residenzschlosses eine große Orangerie im Rokoko-stil errichten sowie von 1757 bis 1765 das Mirower Schloss völlig neu umbauen. – Ab 1768 erfolgte im zwölf Kilometer von Neustrelitz entfernten Hohenzieritz der Ausbau des dortigen Herrenhauses zu einer repräsentativen barocken Schlossanlage, die als feudaler Sommersitz dienen sollte. Am Tollensesee bei Neubrandenburg „benötigte“ er ein in altgriechischem Stil für ihn neu errichtetes Sommerhaus; und in der Stadt selbst ließ er sich

1774/75 ein geräumiges prunkvolles Palais nebst Marstall und Schauspielhaus als Sommerresidenz bauen. Außerdem entstanden ein Lustschloss und ein kleines Theater im nahegelegenen Sponholz sowie andere nicht benötigte Prestigebauten im Lande. Wenn ihm dabei das Geld ausging, behalf er sich eben mit unbezahlten Rechnungen. (Hofmann 2001, S. 91f.).

Der 1755 zwischen den beiden mecklenburgischen Herzögen und den Ständen abgeschlossene „Landesgrundgesetzliche Erbvergleich“, der die bestehenden verfassungsrechtlichen und sozialen Verhältnisse festschrieb, gab ihm dabei weithin freie Hand und enthob ihn im Prinzip der Notwendigkeit, Reformen im Interesse seiner „Untertanen“ in Gang zu setzen.

Schwerwiegende Probleme brachte jedoch der Siebenjährige Krieg (1756-1763) zwischen Preußen, Braunschweig, Hannover und England auf der einen und Österreich, Frankreich, Russland und Schweden auf der anderen Seite. Diesmal musste die Bevölkerung des neutralen Mecklenburg-Strelitz Durchmärsche von schwedischen und preußischen Armeen, deren Einquartierungen und Requirierungen sowie selbst blutige Gefechte zwischen den beiden Kriegsparteien ertragen. Wieder verloren viele Einwohner ihr Hab' und Gut, und die Felder blieben wüst liegen, weil es an Zugvieh, Saatkorn und Menschen fehlte, sie zu bestellen.

Denn ein Großteil der männlichen Jugend verließ das Land, um den zahlreichen Werbemännern zu entkommen, die hier rücksichtslos junge Burschen für den Kriegsdienst in der preußischen Armee pressten. (Mayer 1896, S. 15). Dafür fanden zahlreiche wider Willen in der preußischen Armee Dienende, die desertierten, Unterschlug in Mecklenburg-Strelitz und blieben hier zum Teil über den Krieg hinaus. Über diese Ereignisse, die die Bevölkerung erregten, entstanden die verschiedensten Erzählungen, die sich zu historischen Sagen verdichteten. Reuter griff darauf zurück, als er in seinem Roman *Dörchläuchting* (1766, S.18f.) ein knappes Zeitbild geben wollte.

Durch die über das Kriegsende hinaus andauernde Teuerung kam es zu spürbaren Preisanstiegen. Die vordergründigen Ursachen waren mehrere lange und kalte Winter, die in den Jahren 1770-1774 zu Missernten führten, sowie die Rinderpest, gegen

die man kein Mittel fand, sodass sie von 1766-1782 anhielt und einen Großteil der Viehbestände vernichtete. Vor allem die Preise für Getreide stiegen so an, dass die Stadtarmut sich selbst in guten Erntejahren kaum das Brotkorn leisten konnte; und fiel der Ernteertrag gering aus, drohte Hungersnot. Um die landwirtschaftlichen Erträge zu erhöhen, wurde der um 1770 nur zögerlich begonnene Kartoffelanbau um 1790 auch in Mecklenburg-Strelitz so ausgeweitet, dass die billigen „Erdäpfel“ zum „Volksnahrungsmittel“ werden konnten.

Der an sich leutselige Herzog war an der Hebung des „Volkswohls“ nicht uninteressiert – zumal wenn es sich auszahlte. So stoppte er etwa im Strelitzer Domanium das Bauernlegen und bot den leibeigenen Pächtern der Bauernstellen an, sich durch eine Geldabgabe vom Frondienst auf den Meierhöfen freizukaufen. Und hier, im domanialen Gebiet, führte er auch die Schulpflicht ein, zumindest insoweit, als während des Winters in jedem Kirchort Schule gehalten werden sollte, wenn auch meist von einfachen, ungebildeten Handwerkern, die darauf in keiner Weise vorbereitet waren.

Solche bescheidenen Meriten wogen freilich in keiner Weise den Schaden auf, den Adolf Friedrich IV. dem Lande durch seine Verschwendungssucht zufügte. So wuchsen die Schulden des wegen seiner Schrullenhaftigkeit belächelten „Dörchläuchtings“ bis zu seinem 1794 im Alter von 56 Jahren erfolgten Tod nochmals auf 750 000 Taler an (Endler 1935, S. 30-40; Hofmann 2001, S. 77-94) – eine damals unglaubliche Summe für einen Kleinstaat mit kaum 70 000 Einwohnern, von denen (1802) immerhin schon 900 Juden waren (Donath 1874, S. 139).

Da Adolf Friedrich IV. nicht geheiratet hatte, ging die Nachfolge an seinen welterfahrenen jüngeren Bruder Carl (1794-1816), der wie sein Vorgänger nicht die schuldenbehaftete Allodialerbenschaft annahm, sondern nur als Erbe des „Throns“ antrat. Er schränkte sofort die überdimensionale teure Hofhaltung auf das „Notwendige“ ein, wechselte einen Großteil der unfähigen bisherigen Beamtschaft durch geeignetere Männer aus und setzte als erste Maßnahme eine am Vorbild Preußens orientierte Verwaltungsreform in Gang.

Ebenso dringend waren Reformen in der Landwirtschaft, dem unverändert bedeutensten Erwerbszweig des Landes. Hier ging der Herzog jedoch mit der Absicht vor, die eigenen Finanzen aufzubessern. Er kündigte alle rechtlichen Abmachungen seiner Vorgänger mit den Pächtern der domanialen Bauerngehöfte und Meierhöfe und setzte sie nur wieder ein, wenn sie bereit waren, einen weit höheren Pachtzins zu zahlen. Die dadurch erzielten Einkünfte dienten dazu, weitere Rittergüter aufzukaufen, sodass schließlich das herzogliche Domanium ein größeres zusammenhängendes Gebiet im Süden des Landes umfasste, während im Norden die Konzentration ritterschaftlicher Güter erhalten blieb. Das mochte für die Bevölkerung der neuen domanialen Besitzungen eine gewisse Verbesserung ihrer Lebensumstände bringen, da sie nicht mehr der willkürlichen Behandlung durch die Gutsherren ausgesetzt waren. Der Erbuntertänigkeit waren sie damit allerdings nicht entronnen, auch wenn sie sie vielleicht weniger spürten.

Das Jahr 1806 machte ohnehin alle Ansätze sozialen Fortschritts zunichte. Nach dem Sieg der Armee Napoleons I. über die preußischen Truppen bei Jena und Auerstädt wurde auch das neutrale Mecklenburg-Strelitz von den Franzosen besetzt. Sie verpflichteten die Bevölkerung nicht nur, die stationierten oder durchziehenden Truppen zu beherbergen und zu verpflegen, sondern auch erhebliche Mittel für ihre militärische Ausrüstung und Versorgung aufzubringen. Vor allem die Städte hatten wieder unter Plünderungen und Brandschatzungen zu leiden. Zugleich führte die 1806 von Napoleon verhängte Kontinentalsperre, die den Handel mit England unterband, auch in Mecklenburg-Strelitz zu einem deutlichen Rückgang der Wirtschaft, die schließlich völlig am Boden lag.

Um ein Ende der Besetzung und der mit ihr verbundenen Belastungen zu erreichen, trat der Herzog 1808 auf Drängen Preußens dem mit Frankreich zwangsverbündeten Rheinbund bei. Dadurch war er gezwungen, ein zusätzliches Infanterie-Bataillon aufzustellen, das im Frühjahr 1812 zusammen mit den anderen Rheinbund-Truppen in der „Großen Armee“ am Russlandfeldzug Napoleons teilnahm und bei dem fluchtartigen Rückzug nach dem

Brand von Moskau wie fast dessen gesamte Heeresmacht durch Hunger und Frost zugrunde ging.

Noch während sich die letzten verwehrten französischen Soldaten durch das Land schleppten (vgl. Reuter 1859), meldeten sich zahlreiche junge Männer freiwillig zu den Landwehreinheiten und zu dem neu aufgestellten mecklenburg-strelitzschen Regiment der C-Husaren, das in den Befreiungskriegen von sich reden machte. Auf dem anschließenden Wiener Kongress (1813-1815) wurden die beiden mecklenburgischen Staaten 1815 ob ihres militärischen Engagements in den Befreiungskriegen zu Großherzogtümern erhoben. Aber die Hoffnungen auf bürgerliche Freiheiten und politische Rechte der Bevölkerung erfüllten sich nicht. Im Gegenteil: Die bestehenden Verhältnisse in den einzelnen Feudalstaaten des Deutschen Bundes wurden auf dem Wiener Kongress ausdrücklich sanktioniert. So gab auch in beiden Mecklenburg der von den Junkern beherrschte Landtag weiter den Ton an und sperrte sich gegen jede Neuerung, die bisherige Privilegien geschmälert hätte. (Endler 1935, S. 40-66; Hofmann 2001, S. 94-113; Lubinski/Schwabe 2001, S. 21-28).

Allerdings kam es in der langen Regierungszeit von Großherzog Georg (1816-1860), der auf seinen Vater folgte, zu einigen gesellschaftlichen Veränderungen, die lange überfällig waren. Dazu gehörte vor allem die Aufhebung der Leibeigenschaft. Die mannigfachen Belastungen in den Jahren der Fremdherrschaft hatten die leibeigene Landbevölkerung ihre extrem erniedrigende Behandlung und Ausbeutung noch deutlicher spüren lassen. Am drückendsten und willkürlichsten war dies nach wie vor auf den ritterschaftlichen Gütern und Pachthöfen der Fall, auf denen den Besitzern bzw. Pächtern im Rahmen des Dienstzwangs weiterhin das Recht zustand, widerspenstige oder säumige Tagelöhner mit Stock und Peitsche zu bestrafen oder sie gefangen zu setzen. Doch diese demütigende Abhängigkeit ohne eigene persönliche Rechte wirkte sich natürlich negativ auf den Arbeitswillen der zur Fronarbeit Verpflichteten aus.

Die ganze Agrarverfassung mit Flurzwang, Frondiensten und Leibeigenschaft erwies sich zunehmend als hinderlich für eine produktive Landwirtschaft und geriet immer deutlicher in Wider-

spruch zu den wirtschaftlichen Interessen der Großgrundbesitzer. So wurde auch im Großherzogtum Mecklenburg-Strelitz als letztem deutschen Land Ostern 1821 die Leibeigenschaft aufgehoben. Dahinter stand kein soziales Entgegenkommen, sondern wirtschaftliches Kalkül. Der Gutsherr durfte die nun „freien“ Bauern und Tagelöhner zwar nicht mehr verprügeln oder zusammen mit dem Grund und Boden verkaufen. Aber wer von den Untergebenen sein Recht zu kündigen nutzte, verlor damit auch sein „Heimatrecht“; und wer dann keine neue Stelle fand, landete im „Landarbeitshaus“. So hielt sich die Fluktuation in Grenzen, und die Junker konnten im Prinzip weiterhin maßgeblich über Wohnort, Arbeit, Heirat, Alterssicherung usw. „ihrer Leute“ entscheiden – und waren alle Verpflichtungen los, wenn diese gingen. Auch die Versuche der Regierung, den Status der verbliebenen Bauern zu heben, hatten wenig Erfolg. Zum Teil wurden sie sogar weiterhin gelegt und mussten als Landarbeiter auf den großen Höfen ihr karges Auskommen suchen. (Endler 1935, S. 67-72; Mager 1955, S. 346-353; Hofmann 2001, S. 117-120). Fritz Reuter hat in seinem Versepos *Kein Hüsung* (1857) ein erschütterndes Bild dieser sozialen Verhältnisse gezeichnet, aber auch das Beispiel einer individuellen Gegenwehr nachgestaltet.

Die aufmüpfigen Aktionen der Landarbeiter im Revolutionsjahr 1848 trugen zwar dazu bei, die Großherzöge beider Mecklenburg zum kurzfristigen Versprechen einer Verfassungsreform zu bewegen. Aber nach der Niederlage der Revolution in Preußen wurden durch den „Freienwalder Schiedsspruch“ (vom 12.9.1850) auch in Mecklenburg-Strelitz alle Zusagen annulliert und die rechtlichen Verhältnisse des Vormärz wieder eingeführt. So entstanden im 19. Jahrhundert nicht zufällig auf den Gütern zahlreiche neue Herrenhäuser, ja Schlösser, während die Katen für die Landarbeiter nur notdürftig instand gehalten wurden.

Die nun ernsthaft einsetzenden Versuche, eine durchgängige Flurbereinigung durchzuführen und die rückständige Dreifelderwirtschaft durch die Holsteinische Koppelwirtschaft mit ihrem größeren Weideanteil zu ersetzen, sodass sich die Viehhaltung verbesserte, führten tatsächlich zu einer gewissen Ertragssteigerung, die die Ernährungssituation der wachsenden Bevölkerung

verbesserte. Um die schlechten Wegeverhältnisse im Lande zu beheben, wurde der verstärkte Ausbau von Chausseen ins Werk gesetzt, der für viele ländliche Arbeitssuchende neue Berufswege oder überhaupt Verdienstmöglichkeiten eröffnete. Und gleichzeitig setzte sich die Einsicht durch, dass wohl mehr gegen den verbreiteten Analphabetismus unternommen werden müsse. So wurde eine allgemeine Schulpflicht verfügt, wiewohl sie nicht überall auf den Gütern durchgesetzt werden konnte. Aber die Wirtschaft stagnierte, und die Schulden wuchsen. (Endler 1935, S. 66-88; Hofmann 2001, S. 113-143).

Als Großherzog Georg, 81jährig, im Jahre 1860 verstarb, folgte ihm sein bereits 40jähriger, erblindeter Sohn Friedrich Wilhelm, der seine Aufgabe darin sah, die bestehenden Zustände möglichst unverändert zu bewahren, aber das Land aus der Schuldenkrise herauszuführen. Dem diente zum einen eine extrem sparsame Haushaltsführung, die sich unter anderm in einer krassen Unterbezahlung der Beamten- und Dienerschaft ausdrückte. Zum andern versuchte der Fürst sich in Börsenspekulationen, die so erfolgreich waren, dass die von seinen Vorgängern angehäuften Schuldenlast von einer Million Talern in kurzer Zeit abbezahlt war und, teils durch die Spekulation mit Steuermitteln, im Laufe der Jahre neue Millionen Gewinn gemacht werden konnten. Dieses Geld floss zum Teil in den Ausbau der Residenzstadt Neustrelitz und in die Renovierung von Kirchen, wurde aber kaum für Investitionen in die Wirtschaft und in die Infrastruktur genutzt, sondern meist zu neuen Spekulationen verwendet oder gehortet. So wurde das Fürstentum, während sich der Zustand der weltlichen Bauten und der Chausseen verschlechterte, zum finanziell wohl reichsten deutschen Kleinstaat, büßte allerdings dennoch seine vom Großherzog in allen Bereichen zäh verteidigte Eigenständigkeit ein.

Der von Preußen erzwungene Eintritt in den Norddeutschen Bund brachte auch Mecklenburg-Strelitz in den Zollverein. Seinen Eisenbahnanschluss bekam das kleine Land, weil es aufgrund seiner zentralen Lage zwischen mehreren Metropolen lag, sodass die Strecken durch sein Gebiet hindurchgeführt werden mussten. Und Neuerungen wie die Einführung der Gewerbefreiheit und des

Dreiklassenwahlrechts oder die Umgestaltung der Stadtverwaltungen beruhen auf der Reichsgesetzgebung.

Für die ärmeren Bevölkerungsschichten auf dem Lande änderte sich aber kaum etwas. Sie lebten im „Junkerland Mecklenburg“ bis ins 20. Jahrhundert hinein unter Verhältnissen, die spätfeudale Züge aufwiesen, und wurden speziell in der Landwirtschaft von den Gutsbesitzern weiter unterdrückt und ausgebeutet. Ebenso arm dran war freilich die Schicht der „Freiarbeiter“ auf dem Land und in der Stadt, die sich, oft ohne eigenen Besitz, von jeweils anfallenden Gelegenheitsarbeiten ernähren mussten. Auch viele Handwerksberufe hatten keineswegs einen „goldenen Boden“. Während sich in Nordmecklenburg mit dem Ausbau der Werften zumindest Anfänge einer industriellen Entwicklung abzeichneten, fehlte es in Mecklenburg-Strelitz bis zum Ende des 19. Jahrhunderts an einer Industrie von überlokaler Bedeutung, die in nennenswertem Umfang Arbeitskräfte benötigt und gebunden hätte. Und wer in den wenigen nun entstandenen Zucker- und Stärkefabriken, Flachsrosten oder Holzverarbeitungsbetrieben als Arbeiter angestellt wurde, musste bei schwerer Arbeit weiter mit Hungerlöhnen zufrieden sein, während die Besitzer der Betriebe reich wurden und sich prächtige Villen bauen ließen.

Dennoch fand eine Abwanderung vom Dorf in die kleinen Städte des Landes statt; und wer dort nicht Fuß fassen konnte, den zog es weiter in die urbanen Zentren Deutschlands, vor allem in das nächstgelegene Berlin. Zudem stellte Mecklenburg-Strelitz einen ziemlich großen Teil der mecklenburgischen Auswanderer nach Übersee.

Das hatte sicherlich vor allem wirtschaftliche und soziale Gründe. Doch breite Bevölkerungsschichten, deren Leben von harter Arbeit und bescheidensten materiellen Verhältnissen geprägt war und deren Schulbildung sich in Elementarkenntnissen erschöpfte, waren auch von der Teilhabe an der bürgerlichen Kultur ihrer Zeit so gut wie ausgeschlossen. So blieb ihre geistige Kultur im Wesentlichen auf die mündlich-gedächtnismäßige Tradierung des im Alltag erworbenen Wissens, der gängigen Glaubensinhalte und des im eigenen Lebensumkreis überlieferten Erzähl-, Lied- und Spruchguts beschränkt. (Neumann 1988b, S. 404-416).

Die Überlieferung dieser Volksdichtung wurde von der bürgerlichen Bildungsschicht, soweit sie darauf aufmerksam wurde, zwar auch positiv gesehen. So bemerkte etwa der volksverbundene Pastor Mussäus über das Erzählen der „niedern Stände auf dem flachen Lande“: „Zahlreich ist die Menge an Mährchen, Sagen (Läuschen)“ (Mussäus 1837), wobei unter „Läuschen“ vermutlich Schwänke zu verstehen sind, wie sie Fritz Reuter wenig später sammelte und versifizierte (Reuter 1853). Auch die geistigen Fähigkeiten der „einfachen Leute“, die solches Erzählgut tradierten, wurden bewundert, das von ihnen Erzählte aber zum Teil mit Vorbehalt betrachtet:

„Man begegnet zuweilen einer erstaunlichen Gedächtnißkraft; wir haben Personen gekannt, welche die eben gehörte Predigt fast wörtlich zu wiederholen vermochten. Diese schöne Fähigkeit, die in minderem Grade ziemlich allgemein ist, wird natürlich wenig benutzt und dient höchstens dazu, daß sich außer dem Catechismus, der Bibel und einigen Gesangbuchsliedern die leidigen Drehorgellieder, Anekdoten, Erzählungen u. dgl. im Gedächtnisse erhalten. Es giebt Leute, die einen unerschöpflichen Vorrath von Erzählungen im Kopfe haben, die sie jedoch selten vor ‚Fremden‘ hören lassen. Darauf thut man sich übrigens wenig zu Gute, denn es versteht sich ganz von selbst, daß alle Leute klug sind. Darum wird auch nicht der Klügste, sondern der Dummste im Dorfe ‚Klokhans‘ genannt ...“ (Fromm 1860, S. 42).

Das hier angemerkte große Erzählrepertoire gedächtnisstarker und erzählbegabter einfacher Leute, die vor allem aus mündlicher Überlieferung schöpften, war allerdings nicht nur Zeugnis einer entwickelten und verbreiteten Volkserzählkunst, sondern auch Ergebnis sozialer Zurücksetzung und kultureller Armut. So meinte denn auch ein Dorfbewohner, sich im Alter daran erinnernd:

„Wat hadden de Lüüd' früher anners, as so'n Geschichten! Zeitungen gew dat jo nich up 'n Dörpen, un läsen deden de Ollen höchstens 'n bäten in'n Klenner oder in't Gesangbok.“ (Wosidlo 1939, Bd. 1, S. XIV).

Unter den hier skizzierten wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Bedingungen, unter denen die Mehrheit der Bevölkerung in Mecklenburg-Strelitz lebte, entwickelte sie ihre eigenen kulturellen Möglichkeiten, unter denen der geistige Austausch im Erzählen einen zentralen Platz einnahm. Und aufgrund dieser von der Oberschicht bewusst konservierten Verhältnisse blieb das Land, immerhin das rückständigste in Deutschland, auch bis ins 20. Jahrhundert ein Reliktgebiet traditioneller Volkskultur. Deren bewahrte Mannigfaltigkeit beflügelte den bedeutenden volkskundlichen Sammler Richard Wossidlo, der so viel wie möglich von diesem Erbe „vor dem Vergessen bewahren“ wollte, nicht nur zu immer neuem Sammeln, sondern ließ ihn auch immer wieder fründig werden. (Wossidlo 1897-1932; Wossidlo/Neumann 1965, passim).

Die Abwanderung Tausender arbeitswilliger Einwohner, die in der Heimat keine gesicherte oder erträgliche Existenz fanden und schließlich den Weg nach Übersee wählten, wo sich ihre Spuren verloren, entpuppte sich freilich nicht als Weggang eines vorgeblich „überschüssigen“ Bevölkerungsteils, sondern stellte sich bald als ein empfindlicher Verlust von Arbeitskräften, vor allem in der Landwirtschaft, heraus. Diese Lücke wurde nun von den Gutsbesitzern durch die Anwerbung von Fremdarbeitern zu füllen versucht. So erlebte es auch die in Mecklenburg-Strelitz ansässige Landbevölkerung, dass Jahr für Jahr vom Frühjahr bis zum Spätherbst polnische „Schnitter“ kamen, um hier als billige Arbeitskräfte auf den Feldern der großen Güter zu schuften. Auf fast jedem größeren Gut entstand eine „Schnitterkaserne“, in der sie während dieser Zeit unter denkbar primitiven Bedingungen wohnten und lebten. Da die Tagelöhner in den daneben gelegenen Katen bei oft gleicher Arbeit ähnlich ausgebeutet wurden, fühlten sie sich ihren fremden Nachbarn nach anfänglicher Ablehnung in manchem auch irgendwie solidarisch verbunden, sodass es vielfach zu persönlichen Kontakten, ja selbst zu Freundschaften kam. Häufiger war es aber wohl so, dass man bei allem bedauernden Mitempfinden für die missliche Lage dieser Menschen mehr oder minder geringschätzig auf sie herabschaute. Manche dieser fremden Männer und Frauen fanden hier jedoch einheimische Partner, heirateten sie und zählten bald mit zur hiesigen Bevölkerung.

In den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts kam es durch das Eindringen der Technik in den Alltag der Landbevölkerung zu zahlreichen Veränderungen in ihrer Lebenswelt. Namentlich auf den großen Gütern wurde die bisherige Arbeitsweise schrittweise durch den Einsatz neu entwickelter Landmaschinenteknik ersetzt. Neue Ackergeräte verbesserten die Feldbestellung. Während der Getreideernte trat an die Stelle der Sense nach und nach die wiederholt verbesserte Mähmaschine; der Handdrusch des Getreides konnte mit der Dreschmaschine auf einen Bruchteil der Zeit verkürzt werden, usw. Das verlangte nicht nur das Erlernen neuer Fertigkeiten, sondern im Prinzip eine neue Arbeitsplanung und -organisation, die das ganze Arbeitsleben betraf, ohne dass es für die Landarbeiter fühlbar leichter wurde oder ihre ökonomische Situation verbesserte. (Bentzien 1961). Und für Landleute oder Handwerker, die Arbeit in einem Industriebetrieb aufnahmen, war der Umgewöhnungszwang meist noch größer, allerdings auch der Lohn vielfach höher.

Doch trotz der zunehmend kapitalistischen Produktionsweise prägte der patriarchalische Herrschaftsstil des Fürsten nach wie vor die zwischenmenschlichen Beziehungen und wurde nicht nur von Gutsbesitzern, Beamten und Offizieren gegenüber ihren „Untertanen“ übernommen, sondern auch von „einfachen Leuten“ gegenüber den ihnen Untergebenen und weithin rechtlosen Fremden nachgeahmt, mit denen man es zu tun hatte. (Endler 1935, S. 88-97; Hofmann 2001, S. 144-167; Lubinski/Schwabe 2001, S. 40-46).

Als der 84jährige Großherzog Friedrich Wilhelm 1904 nach 44 Jahren Regierungszeit verstarb, hieß es trotz seines vieljährigen Bestrebens, möglichst wenig von seinen Börsengewinnen für das „Volkswohl“ zu opfern, er sei beliebt gewesen. Er hinterließ einen gehorteten Hausschatz von 67 Millionen Mark, den sein 56jähriger Sohn Adolf Friedrich V. (1904-1914) umgehend anbrach und nutzte, um das seit der Verlagerung des Frachtverkehrs auf die Schiene weniger strapazierte, aber dennoch inzwischen recht marode Straßenverkehrsnetz reparieren und weiter ausbauen zu lassen. Auch viele öffentliche Bauten hatten dringend eine bessere Instandsetzung nötig, mit der nun begonnen wurde. Zunächst freilich erhielt das großherzogliche Schloss zu Neustrelitz mit

dem künftig dominierenden Schlossturm seine endgültige Gestalt. Besonders dringend war auch die Verbesserung des Schulwesens, die neben geeigneten Schulräumen vor allem eine solidere Lehrerausbildung und verbindliche Lehrpläne verlangte, um einen zeitgemäßen Unterricht zu gewährleisten. Dem diente vor allem die bessere Ausstattung des Lehrerseminars in Mirow. Doch selbst der Ausbau der Domänen zu leistungsstärkeren modernen Landwirtschaftsbetrieben, deren Erträge neben dem Holzhandel die wichtigste Einnahmequelle des Fürsten bildeten, geschah nicht in dem Maße, das die vorhandenen Finanzmittel ermöglicht hätten. Wie genau er allerdings die bisherige kümmerliche Besoldung der Beamten kannte, zeigt die Tatsache, dass der neue Souverän sich schnell entschied, deren Bezüge zumindest zu verdoppeln und ihnen nach dem altersbedingten Ausscheiden aus dem Dienst von Fall zu Fall eine Pension zu gewähren.

Andererseits war Adolf Friedrich V. schon als Erbprinz 1870 mit dem strelitzschen Truppenkontingent in nationaler Hochstimmung in den deutsch-französischen Krieg gezogen, war 1871 bei der Kaiserproklamation zu Versailles zugegen gewesen und im Gegensatz zu seinem Vater ausgesprochen kaisertreu eingestellt. So unterstützte er nicht nur die kolonialen Bestrebungen Wilhelms II. in Afrika und Fernost, sondern stand auch hinter dessen nationalistischem Kurs und der ihn begleitenden Aufrüstung, die im Prinzip das Kernstück der damaligen Industrialisierung darstellte. Doch der begeisterte hohe Offizier und passionierte Jäger, der an jedem „Kaisermanöver“ in Mecklenburg als Beobachter teilnahm, starb wenige Wochen bevor der Erste Weltkrieg begann. (Endler 1935, S. 97; Hofmann 2001, S. 167-174).

Obwohl das mörderische Kriegsgeschehen wie 1870/71 wieder (außer in Ostpreußen) jenseits der deutschen Grenzen stattfand, waren seine Auswirkungen für die Bevölkerung gravierend. Aufgrund der allgemeinen Wehrpflicht konnten alle „wehrfähigen“ Männer vom 19. bis 45. Lebensjahr bewaffnet und an die Front geschickt werden; und als das wegen der vielen Verwundeten und „Gefallenen“ nicht zu genügen schien, wurde die Wehrpflicht auf Jugendliche und Männer vom 16. bis 60. Lebensjahr ausgedehnt. So entstanden in den Belegschaften der Betriebe, die auch in

Mecklenburg-Strelitz sämtlich auf die Kriegführung eingestellt wurden, erhebliche Personallücken. Selbst in den eigentlichen Rüstungsbetrieben, die Waffen und Munition produzierten, mussten rasch angelehrte Frauen und Jugendliche die „eingezogenen“ Facharbeiter ersetzen. In der Landwirtschaft kam zu dem Mangel an männlichen Arbeitskräften hinzu, dass gleich zu Beginn des Krieges mehr als die Hälfte des Pferdebestandes für militärische Zwecke beschlagnahmt worden war, sodass weder die Felder richtig bestellt noch die Ernten vollständig eingebracht werden konnten. Obwohl ein allgemeiner Arbeitszwang, auch für Frauen, galt, mussten viele Betriebe schließen, zumal – teils wegen des Wegfalls aller Importe – die Bestände an Rohstoffen und Lebensmitteln immer knapper wurden.

Während die „Materialschlachten“ in Frankreich einen bisher ungeahnten Blutzoll forderten, der unter der kämpfenden Truppe wie in der Heimat Entsetzen auslöste, gingen vielfach die Vorräte an Nahrungsmitteln aus, sodass man in den Geschäften kaum noch etwas kaufen konnte und in Wald und Feld nach essbaren Pflanzen und Beeren suchte. Das führte im „Kohlrübenwinter“ 1916/1917 dazu, dass selbst in einem walddreichen Agrargebiet wie Mecklenburg-Strelitz Menschen verhungerten oder erfroren. Je länger der Krieg dauerte, desto hoffnungsloser wurde die Lage auch an der Front, sodass 1918 schließlich sowohl die einfachen Soldaten wie die Zivilbevölkerung rebellierten, der Kaiser und die regierenden Fürsten abdankten und die neugebildete Regierung den Krieg mit der Kapitulation beendete. Der junge Strelitzer Großherzog Adolf Gustav VI. (1914-1918), der zu Kriegsbeginn noch als Stabsoffizier mit „ins Feld“ gezogen war, war schon zu Beginn des Jahres 1918 freiwillig aus dem Leben geschieden. (Endler 1935, S. 98; Hofmann 2001, S. 175-182; Lubinski/Schwabe 2001, S. 47-49).

Durch die Unruhen der Novemberrevolution, die anschließenden bürgerkriegsähnlichen Zustände und die schließliche gewaltsame militärische Wiederherstellung der „Ordnung“, d.h. der bestehenden Vormachtstellung der bisherigen Feudalherren und Monopolkapitalisten, kam es zunächst auch in Mecklenburg-Strelitz zu keiner Verbesserung der wirtschaftlichen und sozialen

Verhältnisse. Die nach den Wahlen zu einer verfassungsgebenden Versammlung neugebildete provisorische Regierung sah ihre erste Aufgabe darin, das ehemalige Großherzogtum zum Freistaat zu erklären. Das neue, 1923 angenommene Landesgrundgesetz setzte jedoch alle ständischen Regelungen außer Kraft und verbürgte mit Bezug auf die Weimarer Verfassung den Einwohnern bürgerliche Rechte wie persönliche Freiheit und Achtung der Persönlichkeit, Glaubens- und Gewissensfreiheit, freie Meinungsäußerung, Versammlungs- und Koalitionsfreiheit, Anspruch auf Schutz von Person und Eigentum und politische Mitbestimmung durch das allgemeine aktive und passive Wahlrecht für Männer und Frauen. Die tatsächliche Gewährleistung dieser Rechte blieb freilich unzureichend, obwohl bei den rasch aufeinander folgenden Wahlen in Mecklenburg-Strelitz die SPD zumeist als die stärkste politische Kraft hervorging und in der Regel mit dem Freiherrn Kurt von Reibnitz den Ministerpräsidenten stellte. (Hofmann 2001, S. 186-189; Lubinski/Schwabe 2001, S. 56-59).

Während die meisten deutschen Länder durch den Krieg und die unmittelbaren Folgeereignisse finanziell ausgezehrt waren, glaubte man in Neustrelitz, mit dem vorhandenen Vermögen aus großherzoglichem Erbe sowohl den Aufbau der neuen Behördenstruktur wie die notwendige Unterstützung der Wirtschaft und die soziale Besserstellung der Bevölkerung finanzieren zu können. Aber ein Großteil der landwirtschaftlichen und gewerblichen Betriebe stand kurz vor dem Aus, weil die Besitzer und bisherigen Hilfskräfte im Kampf gefallen, vermisst oder noch in der Gefangenschaft waren bzw. so schwer verwundet wurden, dass sie als Arbeitskräfte weithin ausfielen. Hinzu kam als Kriegsfolge eine galoppierende Inflation, die fast alle Geldwerte vernichtete, sodass die in rascher Folge einander ablösenden Regierungen den weiteren wirtschaftlichen Verfall, die zunehmende Arbeitslosigkeit und die drastische Verarmung eines Großteils der Bevölkerung nicht auffangen konnten. Das betraf wieder vor allem die Landwirtschaft, da die hier nur schwach ausgebildete Rüstungsindustrie weithin aufgegeben worden war, sodass der industrielle Anteil der regionalen Wirtschaft im Wesentlichen wiederum nur aus der Lebensmittelindustrie und dem Baugewerbe bestand.

Die Lebensweise der Mehrheit der wohlhabenden Großgrundbesitzer wurde durch den Krieg und seine Folgen nicht wesentlich berührt. Auch die Großbauern mit gutem Viehbestand fanden noch ein gesichertes Einkommen, sodass sie befristet Erwerbslose einstellen konnten, um Arbeitsspitzen zu bewältigen. Die Landarbeiter auf den großen Gütern, die ohnehin kaum Geldlohn in die Hand bekamen, waren hingegen allein auf ihr Deputat und die Erzeugnisse des ihnen zugemessenen Gartens angewiesen, um diese Zeit zu überstehen. Sie konnten jedoch, ebenso wie die städtischen Arbeiter, notfalls ihre Arbeitsstelle wechseln, während die sogenannten „Büdner“, die von ihrer kleinbäuerlichen Stelle nicht zu existieren vermochten, aber an diesen Besitz gebunden waren, einen Nebenerwerb in der Nähe zum Überleben brauchten. Doch bei der vorherrschenden Arbeitslosigkeit stand man nach jedem Arbeitsplatz Schlange.

Nach dem Ende der Inflation bewirkten die Kredite, die die USA an Deutschland ausgaben, einen gewissen konjunkturellen Aufschwung, der auch Mecklenburg-Strelitz erreichte, wo es zu neuem Baugeschehen in den Städten kam. Das stellte sich jedoch bald als Scheinblüte heraus. Die 1929 von Nordamerika ausgehende Weltwirtschaftskrise schlug auch im Strelitzschen bald voll durch. Fast wöchentlich kam es zu Konkursen und Zwangsversteigerungen, selbst von Rittergütern. Und nicht nur Privatpersonen, sondern auch die Kommunen verschuldeten sich hoch, da sie für die Erwerbslosenunterstützung der sprunghaft in die Höhe steigenden Zahl der Arbeitslosen aufkommen mussten. Dabei reichte diese soziale Beihilfe kaum zum Kauf der notwendigsten Lebensmittel. Familien, die ihre Wohnung nicht mehr bezahlen konnten, rückten in kleineren und schlechteren Behausungen zusammen, in denen sich, selbst auf dem Lande, rasch ansteckende Krankheiten, vor allem Tuberkulose, ausbreiteten.

In dieser Situation wachsender Hoffnungslosigkeit witterte die in Mecklenburg-Strelitz bis dahin bedeutungslose Nazi-Partei die Chance, durch die Anwerbung entwurzelter Arbeitsloser für die SA [Sturmabteilung] die bisher von der organisierten Arbeiterschaft beherrschte „Straße“ zu gewinnen. Zugleich stellte sich die Partei für die Landtagswahlen von 1932 mit einem Programm

vor, das auf die Interessen breiter, von der Krise besonders betroffener Sozialschichten zugeschnitten war und im Grunde allen alles versprach. Damit vermochte sie in der ohnehin von Nationalismus, Antisemitismus und Antikommunismus geschwängerten politischen Atmosphäre so viele Enttäuschte und Leichtgläubige zu beeindrucken, dass sie laut Wahlergebnis (mit neun Abgeordneten) zur drittstärksten politischen Kraft im Lande aufstieg und von der konservativen Deutschnationalen Volkspartei, die diesmal (mit elf Abgeordneten) den Ministerpräsidenten stellte, statt der SPD (zehn Abgeordnete) an der Regierung beteiligt wurde. (Hofmann 2001, S.184-204; Lubinski/Schwabe 2001, S. 47-66).

Der Krieg und die Nachkriegszeit hatten zu einer gesteigerten Mobilität geführt, nicht nur im Lande selbst, sondern auch durch den Zuzug aus anderen Teilen Deutschlands bzw. aus den 1919 an Polen gefallen Gebieten. Hinzu kamen die in jedem Frühjahr einströmenden ausländischen Wanderarbeiter, die ebenfalls vielfach den Aufenthaltsort wechselten und zum Teil hier blieben. Sie alle erlebten nicht nur das hiesige Geschehen mit, sondern wurden auch mehr oder minder in die Alltagsgespräche und -erzählungen sowie in die politischen Diskussionen der Einheimischen mit einbezogen, wiewohl diese die Neubürger nicht immer gern sahen. So beklagten sich zahlreiche Landbewohner bei Wossidlo darüber, dass durch die „Fremden“ das frühere dörfliche Gemeinschaftsleben stark gelitten habe (WA). Das betraf allerdings nicht den Stellenwert des Erzählens in der dörflichen Unterhaltung, wie die Sammelergebnisse Wossidlos in den 1920er Jahren zeigten, da der ausgefüllte Arbeitsalltag und die soziale Lage der dörflichen Unterschicht weiterhin fast jede andere Kulturteilhabe ausschlossen. (Wossidlo/Neumann *passim*).

Die „legale Machtergreifung“ Adolf Hitlers im Januar 1933 versetzte die lokalen braunen Parteigrößen weithin in die Lage, als „Vertreter des Staates“ die Geschicke des Landes zu bestimmen. So wurde der 1931 eingesetzte „Gauleiter“ der NSDAP für Mecklenburg, Friedrich Hildebrandt, ein ehemaliger Landarbeiter, im zweiten Parteiamt nun auch „Reichsstatthalter“. Er ließ die nach dem Verbot von KPD und SPD willfähigen Landtage beider Landsteile umgehend deren Vereinigung beschließen und

setzte den von ihm ernannten „Staatsrat“ und Gutsbesitzer Hans Egon Engell („auf höhere Weisung“) zum Ministerpräsidenten von Mecklenburg ein, überwarf sich dann aber mit ihm und drang wieder auf dessen Absetzung. Aber nicht Hildebrandt als der Chef der NSDAP im Lande, der nur über Volksschulbildung verfügte, wurde nun der neue regierende „Staatsminister“, sondern der ihm bislang untergebene promovierte Jurist Friedrich Scharf, der bis Mai 1945 in diesem Amt verblieb, obwohl der interne Parteiklüngel ständig gegen ihn intrigierte. Von der Öffentlichkeit weit stärker wahrgenommen wurde allerdings der enttäuschte, von der direkten Regierungsgewalt ausgeschlossene „Reichsstatthalter“ Hildebrandt, der durch seine öffentlichkeitswirksam verkündeten Initiativen in der Presse, bei Auftritten und Reden die „nationalsozialistische Politik“ im Lande verkörperte, obwohl er trotz großer Versprechungen weder die gelobte Zunahme der Siedlungsaktivität noch die Verbesserung der Lebensbedingungen der Landarbeiter voranbrachte.

Dagegen war er führend daran beteiligt, teils durch demagogische Irreführung der Bevölkerung, teils mit brutaler Gewalt die „nationalsozialistische Herrschaft“ flächendeckend auch in Mecklenburg durchzusetzen. Binnen weniger Monate wurden fast alle demokratischen Einrichtungen und Organisationen zerschlagen, die verbrieften bürgerlichen Rechte der Weimarer Verfassung außer Kraft gesetzt und ein Großteil der ehemaligen Mitglieder von KPD und SPD sowie zahlreiche andere, als oppositionell Verdächtige in „Schutzhaft“ genommen und in Konzentrationslagern eingesperrt. Das im April 1933 erlassene „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ schuf die Möglichkeit, auch alle unliebsamen Staatsangestellten ohne Anspruch auf Pension aus ihren Ämtern zu entfernen und dort, soweit die Ämter nicht als überflüssig gestrichen wurden, „Parteigenossen“ unterzubringen. Gleichzeitig leitete der in diesem Gesetz enthaltene „Arierparagraph“ die Entfernung der von Hitler so verteufelten Juden aus dem öffentlichen Leben ein.

Die nach dem 1. Mai 1933 als dem „Tag der nationalen Arbeit“ aufgelösten Gewerkschaften wurden als nationalsozialistische „Deutsche Arbeitsfront“ neu etabliert. Sie sollte der „Überwin-

„dient dem Zweck, den Klassenkampf“ dienen, d.h. jedes Aufbegehren der Arbeiter speziell in industriellen Betrieben unterbinden. Um dieses Ziel auch in der Agrarpolitik zu erreichen, wurde die „Blut und Boden“-Ideologie herangezogen, nach der die Heimatverbundenheit und Bodenständigkeit der landwirtschaftlich tätigen Dorfbevölkerung die Grundlage jedes Staatswesens bildete. Das richtete sich vor allem an die Bauern, deren rechtliche und wirtschaftliche Stellung durch das im September 1933 erlassene „Reichserbhofgesetz“ gestärkt werden sollte, was als besondere Errungenschaft des braunen Systems gefeiert wurde. Bei aller im Grunde durchsichtig propagierten „nationalsozialistischen Volksgemeinschaft“ wurden jedoch die Grundlagen der antagonistischen Klassengesellschaft nicht angetastet, sondern durch die Einführung des „Führerprinzips“ in allen wirtschaftlichen und politischen Bereichen noch untermauert.

Was bei der Bevölkerung vor allem zählte, war freilich die versprochene Beseitigung der in dieser Dimension bisher nicht bekannten Arbeitslosigkeit, die mit der Ausrichtung fast der gesamten Wirtschaft auf die Vorbereitung eines neuen Krieges begonnen wurde. Während im Norden Mecklenburgs große Zentren des Schiffs- und Flugzeugbaus entstanden, die Zulieferer aus dem übrigen Land benötigten, baute man im Strelitzschen neue Flugplätze und Fliegerhorste in Trollenhagen und Tutow, eine Luftwaffenerprobungsstelle in Rechlin, eine Torpedoversuchsanstalt im Tollenseesee, Munitionsfabriken und -lager sowie Schießplätze an mehreren Orten sowie ganze Kasernenkomplexe in Neustrelitz und Neubrandenburg. Dafür wurde allein in Mecklenburg ein Heer von Fachleuten aus technischen Berufen benötigt, das es jeweils vor Ort nicht gab. Daneben beanspruchte speziell die Bauwirtschaft überdurchschnittlich viele Arbeitskräfte, die nicht dort wohnten, wo sie eingesetzt werden sollten.

Das führte zu einer neuen Welle der Wanderbewegung. Vor allem die Zentren des Flugzeug- und Schiffbaus an der Küste zogen Spezialisten nicht nur aus Mecklenburg, die den „Bedarf“ nicht decken konnten, sondern aus dem ganzen Reich an, und was dann noch an „geeigneten“ Arbeitskräften fehlte, wurde, wie im ganzen Land, in den einzelnen Betrieben für die jeweiligen

speziellen Erfordernisse ausgebildet. Für die Unterbringung dieser teilweise von weither umgezogenen Ingenieure und Arbeiter und ihrer Familien entstanden vor allem in den Seestädten Stralsund, Rostock und Wismar, aber auch in Neustrelitz (Kiefernheide) und Neubrandenburg ganz neue Stadtteile. Andererseits wurden auch viele Jugendliche und junge Männer ohne Berufsausbildung zum „Arbeitsdienst“ an außerhalb Mecklenburgs gelegene Baustellen, speziell zum Bau der Autobahnen beordert, der noch weithin per Hand geschah, während die jungen Mädchen ein „Pflichtjahr“ absolvieren mussten, größtenteils in der Landwirtschaft, wo sie den Gutsbesitzern und Bauern als nahezu kostenlose Mägde zur Verfügung standen. Und schließlich darf man die über zwanzig Jahrgänge der Männer nicht vergessen, die nach der Wiedereinführung der Wehrpflicht „eingezogen“ wurden und eine unterschiedlich lange Ausbildung an neuen Waffen zum „Kriegsdienst“ „abzuleisten“ hatten. Durch all diese Maßnahmen wurde nicht nur die Arbeitslosigkeit „abgebaut“, sondern schließlich sogar ein Mangel an Arbeitskräften hervorgerufen, sodass die nach der „Machtergreifung“ aus ihrer Berufstätigkeit an den häuslichen Herd verbannten Frauen wieder zur Mitarbeit angehalten waren oder auch dazu verpflichtet wurden.

Eine nicht unwesentliche Begleiterscheinung dieser Migrationsprozesse war, dass in Mecklenburg wiederum zahlreiche Menschen unterschiedlicher Herkunft und Mentalität aufeinandertrafen und nicht nur nebeneinander arbeiteten und wohnten, sondern sich auch gegenseitig kennenlernten und untereinander austauschten, was vielfach ins Erzählen, selbst von aktuellen politischen Witzen, mündete, obwohl das Kopf und Kragen kosten konnte. (Gamm 1963, passim).

Zwar sickerte gelegentlich durch, dass wieder jemand, der sich widerständig gegen das totalitäre Regime geäußert oder verhalten habe, von der Geheimpolizei „abgeholt“ worden und nicht wieder aufgetaucht sei. Auch manche demonstrativen Aktionen der Nazis wie die öffentliche Verbrennung der Bücher international angesehener Schriftsteller oder das meist brutale Vorgehen brauner Schlägertrupps gegen allgemein geachtete jüdische Mitbürger, die sich nichts hatten zuschulden kommen lassen, erregten das ver-

ständige Befremden gerecht Denkender. Und viele „Bonzen“, d.h. widerwärtige oder raffgierige Funktionsträger der NSDAP, die geradezu verhasst waren, taten dem Ansehen des Regimes ebenfalls Abbruch.

Aber die allmähliche Gewöhnung an die ständige suggestive Einschwörung auf den „Führer“, der Deutschland „herrlichen Zeiten“ entgegenführe, und die strikte Ahndung jeder abweichenden Meinung bewirkten, dass man, auch wenn man nicht der Partei oder einer ihrer Organisationen angehörte, manches, was die Propaganda verbreitete, glaubte und übernahm und sich schließlich selbst als Teil der allgemeinen „Gefolgschaft“ („ein Volk, ein Reich, ein Führer“) empfand – oder zumindest so tat, um nicht aufzufallen. Vor allem war es aber wohl die als positiv erlebte wirtschaftliche Entwicklung mit ihrer schließlich als gesichert erscheinenden Vollbeschäftigung, was die Menschen (nach dem Chaos der Weltwirtschaftskrise) das braune Regime als möglichen Garanten einer besseren Zeit empfinden ließ: Feste Arbeit, höhere Löhne, neue Wohnungen und Gesundheitseinrichtungen, Schutz vor Ruhestörern, neue Möglichkeiten zu reisen, mit „Kraft durch Freude“ im Prinzip sogar in andere Länder, wovon „das einfache Volk“ früher nur träumen konnte, aber auch der ohnehin latent vorhandene, nun offiziell zur Staatsdoktrin erhobene Antisemitismus und die propagandistisch geschürte Furcht vor der Gefahr des Bolschewismus – all das führte schließlich dazu, dass sich ein großer Teil der Bevölkerung, auch in Mecklenburg-Strelitz, nicht nur stillschweigend mit dem totalitären Regime abfand, sondern zum Teil auch demonstrativ dazu bekannte.

Besonders die Jugend, die unter dem Einfluss der nationalsozialistischen Ideologie aufgewachsen sowie in der Schule in diesem Sinne erzogen worden war und sich großenteils wie nie zuvor gefordert und anerkannt fühlte, machte sich den von der Parteipropaganda ständig genährten Stolz zu eigen, dass Deutschland als ökonomisch starkes und „wehrhaftes“ Land wieder etwas darstelle in der Welt. (Hofmann 2001, S. 205-224; Lubinski/Schwabe 2001, S. 66-74).

So wurde nach der „friedlichen Eingemeindung“ Österreichs und des Sudeten- und Memellandes auch der überfallartig begon-

nene Krieg gegen Polen – nach dem ersten Erschrecken – während seines „siegreichen“ Verlaufs von breiten Kreisen der Bevölkerung zunehmend mit einer gewissen Genugtuung aufgenommen, hieß es doch, man habe die dort lebende deutsche Bevölkerung vor dem polnischen Terror retten müssen. Mit dem durch diese militärische Aktion provozierten Kriegseintritt Englands und Frankreichs waren (in Erinnerung an den Ersten Weltkrieg) jedoch wieder erheblich mehr „gefallene“ deutsche Soldaten zu befürchten, die man nach der Eroberung Polens eigentlich im Zivilleben zurückerwartet hatte. Stattdessen nahmen nun die Einberufungen auch von Familienvätern zu, obwohl sich ebenfalls Tausende verblendete, von irrationalen Siegeswillen durchdrungene Jugendliche trotz aller berechtigten Einwände ihrer Mütter, Frauen oder Bräute freiwillig zum Kampfeinsatz meldeten.

Die nach den Erfahrungen des Ersten Weltkrieges im August 1939 erfolgte Einführung von Lebensmittelkarten, mit denen die für den Krieg gehorteten Lebensmittel länger gestreckt werden sollten, beunruhigte die Bevölkerung noch kaum. In einem landwirtschaftlich so genutzten Gebiet wie Mecklenburg-Strelitz wurden im Prinzip keine Versorgungsprobleme erwartet. Die erneuten Einberufungen dezimierten jedoch die Zahl der hier tätigen Männer weiter, sodass bald keine normale Wirtschaftsführung mehr möglich schien und die Stimmung teilweise wieder sank.

Da folgten 1940/41 weitere „Blitzsiege“ über Frankreich, Jugoslawien und Griechenland sowie die militärische Besetzung der neutralen Länder Belgien, Holland, Dänemark und Norwegen, was nicht nur die „Parteigenossen“ und die militärische Führung, sondern auch die meisten an diesen Militärschlägen beteiligten Soldaten und einen Großteil der zivilen Bevölkerung in eine so euphorische Siegesstimmung versetzte, dass die insgeheim natürlich beklagten hohen Verluste „an Menschen und Material“ und die beginnenden wirtschaftlichen Probleme „im Reich“ weithin aus dem öffentlichen Bewusstsein verdrängt wurden. Der militärstrategisch unbedarfte „Führer“ wurde zum genialen Feldherrn hochstilisiert, und den bisher siegreichen Kampftruppen schien nun überwiegend die weniger gefährliche Rolle von Besatzungssoldaten zugeordnet zu sein. Aus dem Heer der Kriegsgefangenen

standen Ersatz-Arbeitskräfte für die einberufenen Soldaten zur Verfügung; und die rigorose Ausplünderung der besetzten Länder verschaffte dem kriegführenden Deutschland weiterhin die wichtigsten für die Nachrüstung benötigten Produktionsmittel sowie der Bevölkerung „an der Heimatfront“ ein erträgliches Nahrungs- und Lebensniveau, auf das man sich einstellte.

Nun war England der letzte verbliebene Kriegsgegner. Doch da die deutsche Luftwaffe bei den Bombardements englischer Städte und bei den Luftkämpfen, die dabei stattfanden, die „Lufthoheit“ verlor und die noch verfügbaren Schiffe und Truppen für eine Eroberung der Insel nicht mehr ausreichten, fasste Hitler den irrsinnigen Plan, sich stattdessen den europäischen Teil Russlands zu unterwerfen, obwohl er noch 1939 einen Nichtangriffspakt mit Stalin geschlossen hatte. Dafür wurden noch einmal hunderttausende Männer im damaligen „Großdeutschland“ rekrutiert sowie zusätzliche Truppenkontingente aus allen verbündeten und besetzten Ländern eingefordert.

Da die Sowjetunion nicht darauf vorbereitet war, trotz des Nichtangriffspaktes überfallen zu werden, stieß diese neue, mit der derzeit modernsten Kriegstechnik ausgerüstete Heeresmacht, wie geplant, auf keinen sehr erheblichen Widerstand. So konnte sie in einer Blitzaktion die baltischen Länder „befreien“ und dann durch Weißrussland und die Ukraine in wenigen Monaten bis zur Wolga und bis vor die Tore Moskaus vordringen. Dabei wurden die Soldaten zum Teil tatsächlich als Befreier von dem Joch des Stalinismus begrüßt. Da sie sich der ukrainischen, russischen und vor allem jüdischen Zivilbevölkerung gegenüber aber in hohem Grade gewalttätig verhielten und „auf Befehl“ selbst an Erschießungen teilnahmen, bildeten sich bald zahlreiche Partisaneneinheiten, die diesen so feindlich auftretenden Invasionstruppen im Hinterland der Front mit Sabotageakten und Überfällen zu schaffen machten.

Mit dem Einbruch des kalten russischen Winters, der zu zahlreichen Erfrierungen führte, da die Soldaten nicht warm genug gekleidet waren und auch der benötigte Nachschub an Kleidung, Waffen, Munition und Verpflegung stockte oder ausblieb, wurde die Truppe an den nördlichen Frontabschnitten zunehmend so gut

wie kampfunfähig und musste sich zurückziehen. Die neuen Verluste an „Menschen und Material“ waren dabei so hoch, dass es im nächsten Frühjahr kaum noch zu erfolgreichen Offensivhandlungen kam. Und nach der Tragödie von Stalingrad, bei der eine ganze Armee teils den Tod fand und teils in Gefangenschaft gehen musste, bestand der „Russlandfeldzug“ faktisch nur noch aus verzweifelten, von der Propaganda beschönigten „Absetzbewegungen“, die mutwillig „verbrannte Erde“ hinterließen – bis die nach und nach immer mehr überlegene Rote Armee im Spätherbst 1944 die deutsche Grenze erreichte.

1941/1942 hatten England und die zu dessen Unterstützung in den Krieg eingetretenen USA den Vernichtungskrieg allerdings auch bereits auf das Territorium des Deutschen Reiches verlagert. Die Angriffsziele ihrer Luftgeschwader waren zunächst vor allem Betriebe der Rüstungsindustrie, die nicht nur in den industriellen Zentren im Westen Deutschlands zerbombt wurden, sondern auch in „Randgebieten“ wie Mecklenburg, wo außer den bedeutenden Flugzeugfabriken und Werften in Stralsund, Rostock, Warnemünde und Wismar auch kleinere Rüstungsbetriebe in anderen Orten als Trümmerstätten die Produktion einstellen mussten. Das traf in Mecklenburg-Strelitz speziell Neubrandenburg. Zumeist blieb es allerdings nicht bei der Zerstörung der kriegswichtigen Industrieanlagen, sondern die Bombardements zielten auch zunehmend darauf, möglichst ausgedehnte Teile der Großstädte in West- und Mitteldeutschland in Schutt und Asche zu legen, um die Zivilbevölkerung zu demoralisieren. Das kostete so viele Todesopfer, dass in einer organisierten Aktion zumindest Frauen mit Kindern, die nicht berufsgebunden waren, in weniger gefährdete ländliche Gebiete „evakuiert“ wurden. (Hofmann 2001, S. 224-236).

Durch diese Neuankömmlinge, die unschuldig und wehrlos die materielle Wucht gezielten Massenmordes am eigenen Leibe zu spüren bekommen hatten, wurden die Leute in Mecklenburg-Strelitz jetzt auch eindringlich mit dem Inferno des „modernen Krieges“ konfrontiert, das nun das eigene Land erreicht hatte. Bisher hatte sie zwar die Sorge um ihre Söhne, Ehemänner, Verlobten oder Väter schon in ständiger Furcht gehalten. Immerhin bewiesen die ständig eingehenden Nachrichten, dass Angehörige

„gefallen“ bzw. für „Führer, Volk und Vaterland“ den „Heldentod“ gestorben seien oder „vermisst“ würden, wie leicht auch der Einsatz an der Front den Tod bringen konnte. Aber das geschah mit einer Waffe in der Hand und mit der Möglichkeit zur Gegenwehr, und es geschah fernab. Hinzu kam, dass die Verwundeten, die in steigender Zahl in die zusätzlich improvisierten Lazarette in Neubrandenburg und andernorts eingeliefert wurden, sich in der Regel ebenso über das an der Front Erlebte ausschwiegen wie die in immer größeren Abständen zu einem kurzen „Heimataufenthalt“ freigestellten „Frontkämpfer“, die ihre Angehörigen nicht zusätzlich aufregen wollten. Daher erfuhr die Bevölkerung „im Reich“ nach der teils miterlebten Deportation der Juden auch so gut wie nichts mehr über deren weiteres Schicksal und andere „im Osten“ von den Deutschen verübte Verbrechen. So herrschte im öffentlichen Bewusstsein das geschönte Bild von dem Frontgeschehen vor, das die Wochenschau immer wieder bot, während die „mensenverachtenden Terrorbombardements“ der West-Alliierten gelegentlich wirklich dokumentiert wurden und die Erzählungen der Evakuierten bildkräftig bestätigten.

Im Verlauf des Krieges erreichte der Umfang der Migration, wie in ganz Mitteleuropa, auch in Mecklenburg-Strelitz Ausmaße wie nie zuvor. Nach den polnischen „Schnittern“, die saisonbedingt von sich aus als landwirtschaftliche Hilfskräfte im Land weilten, waren es bald nach Kriegsbeginn polnische Kriegsgefangene sowie Zwangsarbeiter, die man teils mit militärischer Gewalt ins Strelitzsche verbrachte und auf Betriebe verteilte, in denen benötigte Arbeitskräfte fehlten. Sie wurden meist schlecht gepflegt, primitiv untergebracht sowie unkorrekt behandelt und mussten ohne Entgelt und teils auch unter unwürdigen Umständen in der Landwirtschaft oder in Rüstungsbetrieben arbeiten. – Der zweite Migrationschub bestand aus französischen, belgischen und holländischen Kriegsgefangenen, die zwar auch zu leichten Arbeiten herangezogen, aber im Prinzip doch der internationalen Kriegsgefangenenkonvention gemäß untergebracht, beköstigt und behandelt wurden. – Die Behandlung der unweit größeren Zahl an sowjetischen Kriegsgefangenen, die als dritter Schub ins Land gebracht wurden, war dann allerdings noch schlechter als die der

Polen. Sie wurden überwiegend in Konzentrationslagern hinter Stacheldraht zusammengepfercht, unter starker Bewachung zur Herstellung von Rüstungsgütern oder von körperlich anstrengenden Arbeiten in der Land- und Forstwirtschaft gezwungen und völlig ungenügend ernährt, sodass Hungertote keine Seltenheit waren. Das entsprach im Wesentlichen auch der Behandlung der zivilen Gefangenen aus Deutschland und anderen Ländern, die wegen irgendwelcher ihnen angehängter Vergehen, wegen ihrer Gesinnung oder einfach, weil sie verschleppte fremde Arbeitsklaven waren, in den Konzentrationslagern saßen, aus denen nur spärliche Nachrichten nach draußen drangen. – Den vierten Schub bildeten die schon genannten, aus den luftkriegsgefährdeten westdeutschen Großstädten und aus Berlin hierher evakuierten Frauen und Kinder, die nicht mehr den eskalierenden starken Bombardements der alliierten Luftstreitkräfte ausgesetzt sein sollten. Bei vielen dieser Teilfamilien, die in den zerbombten Großstädten ihr Heim verloren hatten, ging es allerdings auch darum, ihnen überhaupt wieder ein Dach über dem Kopf zu beschaffen. Sie fanden auf dem platten Land oder in den kleinen Landstädten, die auch kaum mehr Wohnkomfort boten, bei meist verständnisvollen Familien mit ausreichend Wohnraum Aufnahme, die in der Regel ebenfalls wegen des Krieges vom Familienvater getrennt leben mussten. Zum Glück war hier die Versorgungslage noch so gut, dass sie noch ebenso mit Lebensmittelkarten versorgt werden konnten.

Nach dem missglückten Attentat auf Hitler im Juli 1944 wütete allerdings auch „im Reich“ der bisher im besetzten Ausland übliche blindwütige Terror, dem nun Tausende der Mittäterschaft Verdächtige aus allen Gesellschaftsschichten zum Opfer fielen, der sich aber im Grunde gegen alle richtete, die auch nur den leisesten Zweifel am „deutschen Endsieg“ äußerten. Ein von „falschen Ohren“ mitgehörter Witz wie der von der Großmutter, die sich ahnungslos den neuen Kriegsschauplatz „im Osten“ zeigen ließ und angesichts der unterschiedlichen Größe von Deutschland und der Sowjetunion entsetzt ausrief: „Ja, hat denn der Hitler keinen Globus?“ konnte 1941 notfalls noch als skurriler Fall von Naivität einer einfältigen Alten ausgegeben werden, wäre

aber im August 1944 sicherlich bereits als „Wehrkraftzersetzung“ gewertet worden und hätte vermutlich das Todesurteil für den Erzähler bedeutet. So gab es auch in Mecklenburg-Strelitz in dieser Zeit zahlreiche bekannt gewordene Fälle, in denen selbst an sich geringfügige „Straftaten“ mit Hinrichtungen endeten. (Hofmann 2001, S. 236-238). Daher hütete man sich schließlich selbst unter „guten Bekannten“ vor jeder noch so harmlosen Äußerung, die böswillig missverstanden werden und zu einer Denunzierung führen konnte.

Auch die ersten Flüchtlinge aus dem Baltikum und Ostpreußen, mit denen sich die fünfte Migrationswelle ankündigte, konnten in Mecklenburg-Strelitz dank der Hilfsbereitschaft der Einwohner noch zumutbar untergebracht und ausreichend versorgt werden. Doch als die Alliierten Ende Oktober 1944 sowohl im Osten wie im Westen die deutsche Grenze überschritten hatten und das Ende des „Dritten Reiches“ absehbar war, wurde mit halben Kindern und alten Männern im „Volkssturm“ die „letzte Reserve“ aufgebotsen, um dieses Ende noch hinauszuzögern. Zeitgleich entwickelte sich eine hektische braune Lynchjustiz, bei der schließlich „Etappenhengste“ in Partei- oder SS-Uniform in ihrem Beisein Kriegsgefangene wegen „Sabotage“ oder „Fluchtversuch“, langjährige „Frontkämpfer“ wegen „Feigheit vor dem Feind“ und ältere Frauen wegen einer unbedachten Bemerkung öffentlich aufhängen ließen. Inwieweit das auch in Mecklenburg-Strelitz geschah, ist nicht sicher belegt. Doch die Frauen aus mehreren Konzentrationslagern in der Region, die unter Bewachung auf den Marsch nach Westen geschickt wurden und vor Erschöpfung nicht weiter konnten, wurden einfach erschossen. (Hofmann 2001, S. 240). Auch die Zuzügler, die vor den „Russen“ geflohen waren, um ihr Leben zu retten, befanden sich nun unter Deutschen in Lebensgefahr, wenn sie sich nicht wie von ihnen erwartet verhielten. Der Frühling 1945 hatte den Charakter einer Endzeit, die auch als solche empfunden wurde.

Die Flüchtlingsströme aus dem Osten

Im Frühsommer 1944 erreichte die Rote Armee auf ihrem Vormarsch die deutsche Ostgrenze, von wo drei Jahre vorher die Aggression Hitlerdeutschlands gegen die Sowjetunion begonnen hatte. Hier sollte der Vormarsch der „Russen“ nun „endgültig gestoppt“ werden. Doch weil die eigenen militärischen Kräfte zu keiner „Gegenoffensive“ mehr ausreichten, setzte die deutsche „Heeresleitung“ in Ostpreußen diesseits der Grenze umfangreiche Verteidigungsmaßnahmen in Gang, wofür alle dort noch lebenden „tauglichen“ Männer als Hilfskräfte „dienstverpflichtet“ wurden. Zugleich erhielt die übrige Zivilbevölkerung der grenznahen Bereiche den Befehl, sich aus diesen Gebieten „vorübergehend“ weiter ins Innere Ostpreußens zu begeben. Bei dieser „Evakuierung“ standen für die Bewohner der Städte noch reguläre Eisenbahnzüge zur Verfügung, während die Landbevölkerung ihre wichtigste bewegliche Habe auf Pferdewagen lud und mit ihren Gespannen auf noch freier Landstraße unterschiedlich weit nach Westen fuhr.

Von dort konnte man, gleichsam schon unterwegs, auch rasch wieder aufbrechen und weiterfahren, als Anfang 1945 die Rote Armee in einer Großoffensive die deutschen Stellungen überannte und stetig vorrückte. Wo im südwestlichen Ostpreußen die Gefahr der sich nähernden Front erkannt und deshalb rechtzeitig verfügt wurde, die Orte zu verlassen, fanden sich dafür noch letzte Eisenbahnzüge; doch selbst die Trecks der Pferdewagen konnten es zum Teil noch schaffen, die Weichsel zu überqueren, ehe die Brücken vor dem Eintreffen der sowjetischen Panzer gesprengt wurden. Diese Trecks blieben auf ihrem weiteren Fluchtweg durch Westpreußen und Pommern kurzzeitig von Kampfeinwirkungen verschont und kamen zunächst rasch weiter. Als aber ab Ende Januar 1945 auch die dortige Bevölkerung zum Verlassen ihrer Wohnorte aufgefordert wurde, waren die Straßen über Nacht so von Pferdewagen und Militärfahrzeugen verstopft, dass kaum noch ein Vorankommen möglich war. So wurde beim weiteren Vorrücken der Roten Armee auch ein Teil der Trecks auf der

Straße von sowjetischen Panzern überholt und musste umkehren. Flüchtlinge, die abseits der befahrenen Straßen Feldwege nutzten, konnten jedoch auch noch weiterzukommen und eine Brücke über die Oder erreichen. (Meinicke 1991, S. 25-28).

Im mittleren Ostpreußen, wo wir (d.h. Familie Neumann) wohnen, wurde die Bevölkerung bis Ende Januar, Anfang Februar mit Durchhalteparolen in ihren Wohnorten festgehalten. Sie konnte bei ihrem überstürzten Aufbruch nur noch das Nötigste mitnehmen und geriet bei eisigen Frostgraden mitten hinein ins Kampfgeschehen – zeitweise zwischen den Fronten dem Granat- und Kugelhagel beider Kriegsgegner ausgesetzt. Dabei gab es unter den verzweifelten, mit Pferd und Wagen oder zu Fuß Flüchtenden täglich Tote und Verwundete, die oft einfach liegen bleiben mussten. Auch viele Alte und Kleinkinder, die ohne ausreichende Nahrung, Kleidung, medizinische Betreuung usw. den Strapazen und der Kälte nicht gewachsen waren, fanden in dem gefrorenen und verschneiten Boden kein Grab. Die Überlebenden, so schwer es den meisten auch fiel, hetzten auf einsamen Feldwegen weiter quer durch das inzwischen von der Roten Armee eingeschlossene Ostpreußen: zumeist auch halbverhungert, krank, schwach zum Umfallen und angsterfüllt, den „Russen“ in die Hände zu fallen. Dazwischen irrten hungrige, frierende und weinende Kinder umher, die ihre Angehörigen verloren hatten und hofften, von den Soldaten, auf die sie trafen, etwas Essbares zugesteckt zu bekommen. Man kann sich dieses Fluchtelend kaum vorstellen, wenn man es nicht selbst erlebt hat. (Neumann 2000, S. 42-48; Neumann, S.R. 2007, S. 47-54).

Viele derjenigen, die trotz aller Bedrohungen, Strapazen und Ängste bis ans Frische Haff gelangten, fürchteten, nun aufgeben zu müssen. Durch plötzlich einsetzendes Tauwetter und durch Bombardements war das Eis des Winters so brüchig geworden, dass viele, die das Haff mit ihrem Fuhrwerk oder zu Fuß überqueren wollten, dabei einbrachen und ertranken. Wer das andere Ufer, die Frische Nehrung, als nächsten möglichen Zufluchtsort erreichen wollte, musste jedoch den einzigen noch möglichen Weg dorthin wagen – möglichst nachts, wenn die Dunkelheit

zumindest vor den Bomben und Maschinengewehrsalven der Tiefflieger schützte. Dabei gab es Nacht für Nacht neue Opfer in dem eisigen Wasser. Doch auch die Glücklichen, die – oft unter Verlust ihrer letzten Habe – am rettenden Ufer der Nehrung ankamen und sich auf den Weg nach dem Hafen von Pillau machten, von wo Schiffe „ins Reich“ abgehen sollten, sahen sich enttäuscht. Angesichts der unzähligen Flüchtlinge, die hier auf eine Schiffspassage warteten, musste man angstvoll ausharren, bis man „dran“ war. Dabei kamen durch Artilleriebeschuss und Bomben wiederum zahlreiche Wartende ums Leben. Und diejenigen, die dann endlich eins der bereitgestellten Frachtschiffe besteigen durften, vorrangig Frauen mit mehreren Kindern, mussten mit der Möglichkeit rechnen, dass dieses Schiff auf offener See von feindlichen U-Booten oder Flugzeugen versenkt werden konnte. (Rusche 1996, S. 33-35; Neumann, S.R. 2007, S. 54-62; Hahn/Hahn 2010, S. 261-282). Kaum einer der aus mehreren Schiffen zusammengestellten Geleitzüge kam ohne Verluste in den Häfen westlich der Oder an, von wo die erschöpften und durch das Erlebte traumatisierten Menschen auf das Umland verteilt und – zumindest bis in den April 1945 hinein – notdürftig versorgt wurden.

Auf diesen massiven Flüchtlingszustrom am Ende des Zweiten Weltkrieges war auch die alteingesessene Bevölkerung im dünn besiedelten Mecklenburg-Strelitz in keiner Weise vorbereitet. Als im Januar 1945 die letzten Züge und die ersten Trecks mit Flüchtlingen die Oder überquerten, suchten diese hier meist keine Bleibe, sondern strebten weiter in Richtung Elbe, um nicht „den Russen in die Hände zu fallen“. So brauchten sie nur auf der Durchreise beherbergt und gepflegt zu werden. Aber täglich kamen neue Trecks mit Flüchtlingen, von denen viele auch mehrere Tage Station machten, weil sie nicht mehr die Kraft zur Weiterfahrt hatten. Gleichzeitig beeilte sich ein Großteil der aus Westdeutschland nach Mecklenburg Evakuierten aus Furcht vor den „Russens“, in ihre Heimatregionen in Westen Deutschlands zurückzukehren. Und da sich Teile der einheimischen Bevölkerung dem Flüchtlingsstrom anschlossen, gab es vorübergehend auch frei gewordenen Wohnraum, der einen Teil der erschöpften

Flüchtlinge, wenn auch meist nur kurzfristig, zum Bleiben veranlasste. (Rusche 1996, S. 35f.). Aber dann rückte die Front auch hier heran; und in Mecklenburg-Strelitz tobten noch einmal heftige Kämpfe, die mehrere Städte und zahlreiche Dörfer in Mitleidenschaft zogen und Tausende Menschenleben kosteten. (Hofmann 2001, S. 242-247; Olschewski 2009, S. 38-52).

Neubrandenburg war in diesen Tagen von Flüchtlingen überfüllt, die meist mit ihren Pferdewagen durchzogen, sich teils aber auch hier aufhielten. So heißt es im Tagebuch eines Soldaten:

„Humpelnde Lazarettinsassen mischen sich mit Männern, Frauen und Kindern, Eingesessenen und Flüchtlingen. Die Einwohner scheinen ratlos zu sein und überrascht, nachdem soeben der Kreisleiter die sofortige Räumung angeordnet hat.“ (Rothe 1996, S. 13).

Wer noch fliehen wollte und konnte, floh. Hunderte Verzweifelte, die die „Russen“ mehr fürchteten als den Tod, nahmen sich in ihren Wohnungen das Leben. Denn schon am Morgen des 29.4. drangen russische Truppen in die Stadt ein, und bei dem anschließenden Kampf mit einem deutschen Widerstandsaufgebot fingen Fachwerkbauten in der Altstadt Feuer, worauf sie fast vollständig abbrannte. Wie es am Tag danach dort aussah, notierte ein aus dem nahen Kriegsgefangenenlager Fünfeichen befreiter amerikanischer Geistlicher, der anscheinend deutsch sprach:

„Die meisten Häuser brannten noch, und in den Straßen häuften sich die Trümmer herabgestürzter Mauern. Eine große Gruppe Deutscher, Männer, Frauen und Kinder, räumten die Hauptstraße unter Bewachung eines russischen Soldaten auf. Leichen, die in den Straßen lagen, wurden, soweit sie den Verkehr nicht behinderten, nicht beachtet. Über einigen Straßen lag ein unerträglicher Geruch verbrannten Fleisches ...“ (Rothe 1996, S. 14).

Die Einwohner der Stadt, soweit sie sich aus ihren brennenden Häusern ins Freie retten und den Mauerring verlassen konnten, hatten wie ein Großteil der Flüchtlinge alles verloren. Sie standen nun ebenfalls obdachlos auf der Straße, sofern sie nicht bei

Verwandten oder Bekannten in den städtischen Außenvierteln unterkommen konnten. Auch die Altstädte von Friedland, Woldegk und (Alt)Strelitz wurden ein Opfer der Flammen, sodass die verbliebene Bausubstanz es kaum ermöglichte, die heimischen Brandopfer wieder unterzubringen. Da blieben für die Flüchtlinge in allen drei Städten bestenfalls Notunterkünfte, die man zu improvisieren versuchte. (Rothe 1996, S. 10-16).

Über die Ereignisse dieser Tage um und in Neustrelitz gibt es verlässliche Berichte: Demnach wurde in Burg Stargard nicht gekämpft. Aber das Rathaus und die umliegenden Gebäude brannten – nach Augenzeugenberichten durch Bomben von deutschen Fliegern, als sich die Rote Armee schon in der Stadt befand. – Die Stadt (Alt)Strelitz wurde kurzzeitig von SS und Volkssturm verteidigt, worauf die Innenstadt abbrannte. Die Bevölkerung floh in die umliegenden Wälder, wo sie jedoch von sowjetischen Soldaten aufgespürt und zum Teil niedergemetzelt wurde. (Olschewski 2009, S. 40, 43). Von hier aus wurde dann Neustrelitz angegriffen:

„Am Sonntag, dem 29 April, um 17³⁰ Uhr begann das Bombardement der sowjetischen Artillerie, und bald zogen auch Fliegerstaffeln über die Stadt hinweg, die jedoch nur vereinzelt Bomben abwarfen. Die noch vorhandene Flak schoss, und man hörte aus den Wäldern bei der Stadt das Tacken der Maschinengewehre. Dies dauerte bis zur Dunkelheit gegen 20³⁰ Uhr; doch war bis dahin kein Rotarmist in die Stadt eingedrungen. Im Laufe der Nacht zogen sich die letzten Truppen kampfflos aus der Stadt zurück. [...] Der heraufdämmernde 30. April wird in der Geschichte der Stadt für immer als der schlimmste Tag des Schreckens dastehen. Die Stadt wurde, obwohl es militärischen Widerstand nicht mehr gab und die zurückgebliebenen Bewohner alles ruhig über sich ergehen ließen, für einige Tage von dem Kommandanten zur Plünderung freigegeben. [...] In den Häusern spielten sich die entsetzlichsten Schreckensszenen ab; überall erscholl das Geschrei der vergewaltigten Frauen. Männer, die ihren Frauen oder Töchtern zu Hilfe kamen, wurden erschossen. Gar viele Einwohner aus allen Kreisen zogen es vor, freiwillig aus dem Leben zu scheiden, vergifteten sich,

hängten sich auf oder verübten in den an die Stadt angrenzenden Seen Selbstmord. Erst später wurde festgestellt, dass in diesen Tagen nicht weniger als 681 Menschen freiwillig aus der Welt gegangen waren. Es machte große Schwierigkeiten, die freiwillig Dahingeshiedenen zu bestatten. Die Leichen wurden in Massengräbern beigesetzt. Am 30. April begannen die Brandstiftungen.“ (Olschewski 2009, S. 43-45).

Aber nicht nur die Städter litten furchtbar. Auch die Bewohner der Dörfer in der Umgegend verzeichneten hohe Verluste an Menschenleben und Sachwerten. So berichtete z.B. ein Zeitzeuge über die Geschehnisse in dem acht Kilometer von Burg Stargard entfernten Dorf Cammin, das noch relativ glimpflich davonkam:

„Sonntag, den 29. April 1945, begannen die Leiden der Bevölkerung. Es war das beim Einmarsch der Roten Armee auf dem Lande übliche Bild. In Cammin hielt sich die Zahl der durch die Rote Armee verübten Morde in Grenzen, d.h. die meisten Menschen starben von eigener Hand, größtenteils motiviert durch Vergewaltigungen. Man hatte den Eindruck, dass diese von der russischen Führung geduldet wurden, wenn nicht gar erlaubt oder befohlen waren. Der Schreiber dieser Zeilen hat keinen Vorgesetzten der Russen gesehen, der seine Einheitsangehörigen von Vergewaltigungen abgehalten hätte, und Strafen schießen den einfachen Soldaten wegen Frauenschändung auch nicht zu drohen. Geplündert wurde in Cammin von Rotarmisten, doch waren es diese nicht allein, die das taten. Das Gutshaus wurde so sehr geplündert, verwüstet und verdreckt, dass es in der ersten Zeit danach völlig unbewohnbar war. Der überzeugteste Nationalsozialist im Dorf schied mit seiner Frau aus dem Leben. Von der Gutsverwaltung war nicht mehr viel übrig. Bis zum 28. April hatte sie ebenso verhältnismäßig gut funktioniert wie alles andere. Eines Tages transportierten die Russen alle nicht zu alten und nicht zu jungen Männer aus Cammin, deren sie habhaft werden konnten, in die Stadt, ob Burg Stargard oder Neubrandenburg. [...] Der neu ernannte Gemeindevorsteher hatte Polizeigewalt, er gab die Rationen aus, er nahm die An-

weisungen der Russen entgegen und sorgte für deren Ausführung. Hierbei war er oft gründlicher als die Russen. [...] Als 1945 nach Abtransport der Ernteerzeugnisse für die Rote Armee nicht mehr viel in Cammin zu holen war, wurde die russische Besatzung immer kleiner, während die Zahl der zuziehenden Vertriebenen immer größer wurde bei unverändert schwieriger Versorgungslage.“ (Olschewski 2009, S. 70).

Im Westen Norddeutschlands waren zwar die größeren Städte zerbombt, aber das flache Land war weitgehend von Kriegshandlungen verschont geblieben. Der Osten hingegen war durch Bombardierungen, erbitterte Kämpfe bis zum Ende des Krieges und Einäscherungen ganzer Ortschaften auch noch unmittelbar nach Kriegsende selbst in den ländlichen Gebieten weithin verwüstet. So heißt es in einem Bericht aus dem angrenzenden Brandenburg, der auch aus Mecklenburg-Strelitz stammen könnte:

„Überall wurde verbrannt, zerstört, gesprengt, überflutet, unbrauchbar gemacht. Und als der Krieg dann zu Ende war, war eigentlich alles zu Ende. Es gab keine Verkehrsmöglichkeiten mehr. Es gab keine Produktionsstätten. Es gab keine Versorgung. Es gab keine Verwaltung. Es gab überhaupt nichts mehr. Hunderttausende von Menschen waren ohne Obdach und irrten auf den Landstraßen umher. Es war alles geordnete Leben völlig zu Ende. Chaos. Die allgemeine Moral hatte sich dem Absturz angehängt; was noch an Lagern, an Vorräten vorhanden war, wurde geplündert. Die große Masse der Bevölkerung stand in diesen Tagen wie gelähmt ihrem eigenen Schicksal teilnahmslos gegenüber. Sie war von der Empfindung durchdrungen, daß ihr weiteres Leben oder Sterben völlig in der Hand der Besatzungsmacht liege, von ihr bestimmt und geregelt werde.“ (Ast/Mauersberger 2000, S. 35).

In der Tat war es so. Zwar hatten die willkürlichen Verhaftungen, Erschießungen und Vergewaltigungen in Mecklenburg-Strelitz nicht mehr das Ausmaß wie etwa in Ost- und Westpreußen, wo die Rote Armee zuerst auf die deutsche Bevölkerung gestoßen war. (vgl. Morgenstern 1992, passim; Redmer 2012, S. 22-28). Aber bei

Kriegsende und in den ersten Monaten danach war auch westlich der Oder niemand des Lebens sicher; und kaum eine Frau unter Fünfzig, deren die sowjetischen Soldaten habhaft werden konnten, kam ungeschoren davon. Das betraf zwar Einheimische wie Flüchtlinge, aber die Ortsansässigen fanden eher Möglichkeiten, sich zu verbergen, während die Fremden, ohne Obdach und Ortskenntnis, jedem Zugriff der Besatzungsmacht wehrlos ausgeliefert waren. (Olschewski 2009, S. 55, 64f., 184ff.; Gritsch 2000, S. 88-120).

Hunderttausende waren auf ihrer Flucht nur knapp über die Oder gekommen oder hatten nicht weit davon Halt gemacht, weil sie glaubten, es dann näher bei der Rückkehr in die alte Heimat zu haben. So drängten sich im dünn besiedelten nordostdeutschen Raum ungleich mehr Flüchtlinge zusammen als in den Regionen weiter westlich. Die ortsansässige Bevölkerung, verunsichert durch die vielen Menschen, die Tag für Tag die Städte und Dörfer dorchzogen, ständig auf der Suche nach einem Quartier und etwas Essbaren, reagierte darauf mit einer Mischung aus Mitleid, einer unbestimmten Ahnung von Gefahr und schließlich Ablehnung. (Rothe 1996, S. 24f.).

Und diese Ahnung bestätigte sich. Denn ohne feste Bleibe, verschmutzt, geschwächt und schlecht ernährt, wie die fremden, durch das Erlebte meist traumatisierten Menschen waren, erkrankten sie schnell, und der Tod hielt unter ihnen reiche Ernte. Vor allem Typhus und Ruhr, aber auch völlige Entkräftung rafften so viele dahin, dass sie nur in Decken oder Laken gewickelt rasch unter die Erde gebracht werden konnten. Das Leid der Flüchtlinge, die bis hierher das Inferno des Krieges und Kriegsendes überstanden hatten und nun ihre Angehörigen verloren, weil es fast nichts zu essen und keine medizinische Versorgung mehr gab, war unbeschreiblich. Auch die Ortsansässigen, die dieses Massensterben mit ansehen und fürchten mussten, sich anzustecken, berichteten noch nach Jahrzehnten mit Schauern davon. Um wenigstens das Leben von Kindern zu retten, teilten aber auch alteingesessene Familien, wenn sie von den verzweifelten Müttern um Hilfe gebeten wurden, zum Teil die Milch ihrer Kuh und die Eier ihrer Hühner mit den Bedürftigen.

Da der Strom der Flüchtlinge und Vertriebenen, die Schweres durchgemacht hatten, nach Kriegsende nicht abriß (Douglas 2013, S. 123ff., 200ff.) war es freilich mit dem Appell an das Mitleid der Einheimischen nicht getan. Die neu Angekommenen hatten nicht nur das Bedürfnis, sich und ihre Sachen nach Wochen, in denen es nicht möglich war, wieder zu säubern, um der Ansteckungsgefahr vorzubeugen, sondern benötigten oft bereits dringend medizinische Hilfe. Viele, die nur das retten konnten, was sie gerade auf dem Leib hatten, waren zudem so „abgerissen“, dass sie unbedingt etwas der Jahreszeit Entsprechendes anzuziehen brauchten. Und sie alle mussten möglichst sofort ein Dach über dem Kopf und einen Platz zum Schlafen sowie etwas zu essen haben. Kein Wunder, wenn sie gelegentlich mitnahmen, was sie fanden. (Olschewski 2009, S. 95-106). Um zumindest die epidemische Ausbreitung der häufigsten Krankheiten (Ruhr, Typhus, Tbc) einzudämmen, wurde in Neubrandenburg schon im Mai 1945 das Städtische Krankenhaus wieder in Betrieb genommen. In der Stadt befanden sich jedoch auch noch Verwundete, die in dem aufgegebenen Lazarett zurückgeblieben waren, und Einheimische wie Fremde, die sich beim Brand verletzt hatten. Außerdem gab es als Folge der Vergewaltigungen noch zahlreiche Geschlechtskranke, die Hilfe brauchten. Damit waren Ärzte und Schwestern hoffnungslos überfordert, zumal ihnen die benötigten Medikamente fehlten. Auf die Dörfer kam zunächst überhaupt kein Arzt, sodass man sich hier völlig selbst überlassen blieb.

Das akute Kleidungsproblem von Flüchtlingen fand im Wesentlichen dadurch Abhilfe, dass mitleidige Einheimische nicht mehr benötigte Sachen weggaben oder dass man sich aus ehemaligen Wehrmachtsbeständen bzw. verlassenen Kleidungsäden bedienen konnte, auf die man Zugriff fand.

Zur raschen Unterbringung der Flüchtlinge dienten zunächst Massenquartiere in ehemaligen Barackenlagern der Wehrmacht wie in dem Auffanglager in Neustrelitz mit dem Marinelager, in dem 2000 Personen Platz finden sollten, und einem Reservelager an der Dambecker Chaussee. Und als die Kriegsgefangenen aus den verschiedensten Ländern ihre Lager verlassen und wieder

heimkehren konnten, wurden auch dort Flüchtlinge zusammengepfercht, denen zum Teil nicht mehr geboten werden konnte oder wurde, als Stroh auf der Erde zum Schlafen und mittags eine warme Wassersuppe. Die Kasernen in den Städten wurden von der Roten Armee belegt, die für ihre Offiziere zudem die besten Häuser in guter Wohnlage beschlagnahmte. Deren Bewohner mussten meist sofort ihre Wohnungen verlassen, ohne etwas von ihrer Einrichtung mitnehmen zu dürfen. Sie standen nun auch auf der Straße und mussten zusehen, wie und wo sie wieder unterkamen. Auch der Barackenkomplex im aufgelösten Konzentrationslager Fünfeichen konnte nicht für die Flüchtlingsunterbringung genutzt werden, da hier jetzt Funktionsträger der Nazipartei sowie unschuldige, als angebliche Nazis oder jugendliche „Wewölfe“ denunzierte Personen für Jahre eingesperrt wurden. (vgl. Schmidt 1990; Gritsch 2000, S. 138-309).

So mussten die Flüchtlinge in den Städten, wenn kein normaler Wohnraum, in den sie eingewiesen werden konnten, mehr freigebracht wurde, größtenteils mit Plätzen in Turnhallen, Lagerhallen, Dachböden und Kellern, die nicht heizbar waren, als Wohn- und Schlafraum vorlieb nehmen. Auf dem Lande wurden ihnen zwar gelegentlich einzelne Wohnräume in Bauernhäusern zugewiesen oder überlassen, aber häufiger waren es improvisierte Unterkünfte in Nebengebäuden wie Schuppen, Ställen und selbst Scheunen, in denen man sich im Winter ebenfalls nicht aufhalten konnte. Günstiger war die Wohnsituation auf den großen Gutsböden, deren teils adlige Besitzer sich unter Mitnahme ihrer Wertgegenstände und wertvollsten Tiere (insbesondere Pferde) rechtzeitig hinter die Elbe abgesetzt hatten. Hier standen in den geräumigen Herrenhäusern, die meist als „Schlösser“ firmierten, zahlreiche frei gewordene größere Wohnräume zur Verfügung. Und wenn sich auch jede große Familie mit nur einem Raum begnügen musste, dessen bestes Mobiliar die Besatzungsmacht in der Regel schon ausgeräumt hatte, so waren die Familienmitglieder hier doch in einem wirklichen Wohnraum abgeschirmt unter sich. Das war noch im Spätherbst 1945 ein ausgesprochener Glücksfall. Manche Einheimischen ließen lieber ein unbenutztes

Zimmer in ihrem Haus leer stehen als Flüchtlinge aufzunehmen. Auch als der Winter kam, hatten viele Obdachlose trotz allen Bemühens noch kein Dach gefunden, unter dem sie ihn überstehen konnten.

Hinzu kam die prekäre Ernährungssituation. Die zum Kriegsende noch vorhandenen Lebensmittelvorräte, die die neu installierten Behörden erfassen konnten und äußerst sparsam verteilen, waren sehr bald aufgebraucht. (Rusche 1996, S. 37f.). Umfangreiche Schlachtungen, die die sowjetischen Soldaten vornahmen und damit den schon verminderten Viehbestand weiter reduzierten, sollten die Zeit bis zur Ernte überbrücken helfen. Doch da die Felder der großen Güter im Frühjahr nur mehr schlecht als recht bestellt worden waren, fiel auch die Ernte dementsprechend aus.

In dieser Situation griffen die Besatzungsmacht und die von ihr angewiesenen deutschen Verwaltungsorgane, um die größte Not zu lindern, zu massiven Beschlagnahmungen von Wohnraum sowie von Ernteerträgen und anderen Nahrungsmitteln, die über den eigenen Bedarf hinaus privat „gehörtet“ wurden. (Rusche 1996, S. 39). So wurde vielfach bei Begehungen ermittelt, wo noch, ohne die Haus- bzw. Wohnungsinhaber fühlbar zu beeinträchtigen, auch gegen deren Widerstand Flüchtlinge eingewiesen werden konnten. Solche Zwangseinweisungen führten freilich oft zu Konflikten und Beschwerden. Die Hausbesitzer beschwerten sich über die unvermeidbaren Beeinträchtigungen ihrer häuslichen Privatsphäre; die bei ihnen Eingewiesenen, die gezwungen waren, sich viele Dinge des täglichen Bedarfs auszuleihen und sich an bestimmte Vorschriften ihrer Wirtsleute zu halten, rebellierten gegen die ihnen zugemutete räumliche Enge, als demütigend empfundene Behandlung und angebliche Einengung ihrer persönlichen Freiheit. (Meinicke 1992, S.16-18).

Doch mancher Altbauer, der sich gut stand, war leicht zu bewegen, über das ihm auferlegte Ablieferungssoll hinaus einen weiteren Teil seines Ernteertrags zur Verfügung zu stellen, nicht nur um eine behördliche Beschlagnahme zu vermeiden, sondern auch, um nicht in Konflikt mit Behörden zu geraten oder sogar den Verdacht der „Sabotage“ auf sich zu lenken.

Auch das löste freilich nicht die anstehenden Probleme. Ein Großteil der Neuankömmlinge musste unter letztendlich unzumutbaren Bedingungen jahrelang weiter in den überbelegten ehemaligen Herrenhäusern auf dem Dorf oder zusammengepfercht in feuchten Zimmern, Ställen, Schuppen und anderen primitiven Notunterkünften hausen; was sie schmerzlich ihre Benachteiligung gegenüber den Einheimischen empfinden ließ, die weithin unbehelligt von Einweisungen in ihren Wohnungen leben konnten. (vgl. Meinicke 1991, S. 47-53). – Auch genug zu essen hatten eigentlich nur die ortsansässigen Altbauern und ihr Bekanntenkreis, während das Gros auch der einheimischen Bevölkerung, vor allem in den Städten, mehr oder minder hungerte. Doch die den Flüchtlingen zugeteilte bzw. von ihnen beschaffbare Nahrung war eindeutig zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel. (Seraphim 1954, S. 29).

Die sowjetische Militäradministration, die in der ersten Zeit jeden nur irgendwie Arbeitsfähigen rigoros zur Aufräum- und Landarbeit heranzog, trat zwar weiter als Besatzungsmacht, nicht aber als die Verhältnisse bessernd in Erscheinung. Sie wies zwar die von ihr eingesetzte deutsche Verwaltung an, die Lebensbedingungen der Bevölkerung zu verbessern und die Produktion wieder in Gang zu setzen, um dem Drang der Verzweifelten in die alte Heimat zu begegnen. Gleichzeitig wurden jedoch die letzten heilen Fabriken, Bahnanlagen und vieles andere, das einer Konsolidierung der Verhältnisse hätte dienen können, demontiert und als fällige Reparationsleistung in die Sowjetunion geschafft. (vgl. Seraphim 1954, S. 15-17; Olschewski 2009, S. 235-240). Das lenkte zwar einen Großteil des aufkeimenden Unwillens, den Einheimische und Flüchtlinge aufeinander empfanden, auf die Besatzungsmacht. Aber es war ein ohnmächtiger Zorn, der nur bedingt Brücken zwischen den Deutschen schlug.

Im Gegenteil: Aggressionen gegen die Besatzer wurden zum Teil auch auf die wehrlosen Flüchtlinge und Vertriebenen übertragen. Man identifizierte sie zum Teil geradezu mit den Völkern, vor denen sie geflohen bzw. durch die sie vertrieben worden waren. Arge Beschimpfungen wie „Russenpack“, „Pollacken“,

„Schnittergesocks“ usw. waren nicht selten. Das Bild, das sich vor allem Gutsinspektoren und Großbauern von den ost- und westpreußischen Flüchtlingen machten, die sie als „runtergekommene Habenichtse“ ansahen, entsprach im Wesentlichen der Vorstellung, die sie sich von den polnischen Schnittern gebildet hatten, welche sie nur als billige Erntehelfer wahrnahmen, die nach der Ernte wieder verschwanden. (Christopeit 1995, S. 230). Und die zwangsverpflichteten Fremdarbeiter und unter Bewachung eingesetzten Kriegsgefangenen, an die man sich während des Krieges als völlig rechtlose Arbeitskräfte gewöhnt hatte, galten noch weniger. So waren manche Bauern, die Flüchtlinge bei sich aufnahmen, um sie als Arbeitskräfte zu nutzen, empört, wenn diese die primitive Unterkunft monierten oder sich nicht mit dem gewährten Essen als Entlohnung begnügen wollten. (Christopeit 1995, S. 230f.).

Da es auf dem Lande praktisch keine andere Arbeitsmöglichkeit gab, arbeiteten die Flüchtlinge, die dort eine Unterkunft gefunden oder zugewiesen bekommen hatten, unabhängig von ihren erlernten Berufen in der Landwirtschaft, entweder auf einem der großen Güter, die 1945 enteignet worden waren, oder bei einem Bauern. Aber dabei fehlte ihnen eine Perspektive, mehr zu erreichen als den bloßen Lebensunterhalt, sodass viele ihre Hoffnung darauf setzten, in absehbarer Zeit doch in ihre Heimatorte zurückkehren zu können. Daher führten sie die ihnen aufgetragenen Arbeiten vielfach ziemlich lustlos und nachlässig aus. So waren nicht nur wegen der fehlenden technischen Voraussetzungen einer ordentlichen Feldbestellung, sondern auch vom Faktor Mensch her weiter sinkende Ernteerträge zu erwarten.

Als bester Weg, diese Probleme in den Griff zu bekommen, erschien der „russischen“ Militäradministration und der deutschen Verwaltung in der Sowjetischen Besatzungszone eine Bodenreform, wie man sie auch in den Westzonen diskutierte, aber schließlich verwarf und die bestehenden Eigentumsverhältnisse nicht antastete. Im Osten dagegen wurde der nach Kriegsende enteignete Grund und Boden der meist westwärts geflohenen Gutsbesitzer und Großbauern größtenteils in sechs bis acht Hektar

große Parzellen geteilt und siedlungswilligen Bewerbern zu einem symbolischen Preis als erbliches Eigentum zur Bewirtschaftung angeboten. Das sollte den noch immer auf Rückkehr in die alte Heimat hoffenden Flüchtlingen und Vertriebenen sowie den einheimischen ehemaligen Landarbeitern die Möglichkeit zum Aufbau einer neuen Existenz geben, wodurch man sich zugleich höhere Ernten und damit eine Verbesserung der allgemeinen Nahrungsmittelversorgung erhoffte. Zugleich sollte dieses Siedlungsprogramm jedoch auch die allzu sichtbaren Unterschiede in der Lebenshaltung der alteingesessenen Bevölkerung und der Zuzügler sowie die daraus resultierenden Gegensätze soweit wie möglich mildern. (Meinicke 1991, S. 56-60; Schwartz 2004, S. 637-645).

Dafür fehlten zunächst sowohl die ökonomischen wie die mentalen Voraussetzungen. Die Maschinenparks der landwirtschaftlichen Großbetriebe, mit denen der Acker bis kurz vor dem Kriegsende bestellt worden war, hatten teils die flüchtigen früheren Besitzer mitgenommen, teils waren sie von der sowjetischen Besatzungsmacht als Reparation konfisziert worden; und was noch da war, befand sich meist in einem desolaten Zustand oder konnte nicht genutzt werden, weil es kaum noch Traktoren als Antriebskraft gab. Man musste sich also wieder auf tierische Anspannung umstellen. Aber der Großviehbestand war dermaßen zusammengeschrumpft, dass es nicht nur gravierend an Milch- und Schlachtvieh mangelte, sondern auch kaum Zugtiere vorhanden waren, um den Acker zu bestellen. (Seraphim 1954, S. 75). Außerdem entsprach der vorhandene Gebäudebestand, soweit er den Krieg überstanden hatte, nur zu einem sehr geringen Teil den Bedürfnissen kleinbäuerlicher Betriebe, sodass die Bodenreform sofort einen extrem hohen Bedarf an geeigneten neuen Wohn- und Wirtschaftsgebäuden schuf, der auf absehbare Zeit nicht zu befriedigen war. (Seraphim 1954, S. 66-70).

Unter diesen Bedingungen musste man schon sehr mutig oder verzweifelt sein bzw. keinerlei Ahnung von der Landwirtschaft haben, um sich auf das Wagnis der Übernahme einer „Siedlung“ einzulassen. Und mancher geflüchtete oder vertriebene Bauer tat es auch nicht, weil es ihm für die Zeit „bis zur Rückkehr in die

Heimat“ nicht zu lohnen schien. Andererseits übernahmen viele, die kaum landwirtschaftliche Kenntnisse besaßen, einfach „auf Verdacht“ den Acker einer Siedlerstelle, weil sie hofften, dann nicht mehr hungern zu müssen. Aber das Gros der Neusiedler stellten natürlich Einheimische und Flüchtlinge mit landwirtschaftlicher Erfahrung, die häufig sofort zugriffen und denen es zum Teil viel bedeutete, endlich oder wieder „Herr auf eigener Scholle“ zu sein. Dazu gehörten unter den Flüchtlingen vor allem die „Treckbauern“, die früh genug aufgebrochen und dadurch mit Pferd und Wagen sowie einem Teil ihrer Habe diesseits der Oder angelangt waren und diesen Besitz bewahren und nutzen wollten. Trotzdem verging eine geraume Zeit, bis nahezu alle Parzellen einen Bewerber gefunden hatten. Und es dauerte Jahre, bis das Experiment Bodenreform sich über das Versuchsstadium hinaus entwickelte. (vgl. Seraphim 1954, S. 67-74). – Das konnte ich als Zeitzeuge miterleben.

Beziehungen zwischen Einheimischen und Flüchtlingen

Meine Mutter und wir Kinder hatten das Glück, nach unserer abenteuerlichen, schrecklichen Flucht im Kugelhagel quer durch Ostpreußen und über das schwankende Eis des Haffs wie durch ein Wunder unverwundet bis nach Pillau durchzukommen. Hier glückte es nach einer als endlos empfundenen Wartezeit, auf ein mit Flüchtlingen überladenes Frachtschiff zu gelangen, das wohl als einziges aus dem Geleitzug Kurs auf Kopenhagen nahm, wo wir zu unserem Erstaunen trotz des Widerstandes dänischer Behörden an Land gesetzt wurden. (vgl. Neumann, S.R. 2007, S. 45-62).

In Dänemark konnten wir in einem deutschen Lazarett die Krankheiten behandeln lassen, die wir uns auf unserer Odyssee zugezogen hatten. Die folgenden zwei Jahre verbrachten wir dann wie alle deutschen Flüchtlinge in dänischen Lagern, wo man als Zivilinternierter zwar wider Willen unter nicht gerade angenehmen Bedingungen hinter Stacheldraht lebte, aber wo es keine wirkliche Drangsalierung und im Prinzip satt zu essen gab. (vgl. Neumann, S.R. 2007, S. 62-77).

Als wir 1947 nach Deutschland zum Vater ausreisen durften, der sich in Mecklenburg-Strelitz befand, herrschte dort jedoch immer noch Unsicherheit und größte Dürftigkeit. Gewiss, die einst marodierenden sowjetischen Soldaten waren nun streng kaserniert, so dass Übergriffe wie im Jahre 1945 kaum noch vorkamen. Aber die bald nach Kriegsende auf Grund vager Verdächtigungen verhafteten Deutschen wurden immer noch in den im „Dritten Reich“ eingerichteten Konzentrationslagern festgehalten, soweit sie nicht inzwischen verstorben waren; öffentlich bekundeter Unwille genügte, um „abgeholt“ zu werden; die kargen Rationen auf den Lebensmittelkarten reichten nicht hin und nicht her, so dass viele, die etwas zu tauschen hatten, den Schwarzmarkt nutzten, um zu überleben. In den ehemaligen Herrenhäusern und in Notunterkünften lebten immer noch vielköpfige Familien in einem Raum, der zugleich als Küche diente, denn in der Zwischenzeit hatte es keinerlei Bautätigkeit gegeben, usw. (Gritsch 2000, S. 138-309).

Der Vater war 1945 völlig abgemagert und krank als nie mehr arbeitsfähig aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft entlassen worden und auf der Suche nach einer Bleibe in dem idyllisch an einem kleinen See gelegenen Gutsdorf Cammin bei Burg Stargard hängen geblieben. Der dortige Fischereipächter Kurt Meyer, der sich überfordert fühlte, hatte ihm angeboten, statt seiner den See zu befischen und für die ständige Erfüllung des vorgeschriebenen Ablieferungssolls zu sorgen. Von dem langen bisherigen Umherirren erschöpft und froh, in seinem Beruf arbeiten zu können, hatte der Vater zugesagt, den ihm als Unterkunft zugewiesenen Raum im Netzschuppen bezogen, ihn mit überlassenen Möbeln notdürftig eingerichtet und sich damit einverstanden erklärt, nicht für Geld, sondern für einen sehr bescheidenen Anteil am Fang in natura zu arbeiten. Das stellte sich wider Erwarten bald als günstiger für ihn heraus als ein Geldbetrag in alter Reichsmark, da man Fische nicht nur an andere notleidende Flüchtlinge weitergeben, sondern auch bei Einheimischen, die sich materiell gut standen, gegen andere Nahrungsmittel eintauschen konnte.

Als der Vater von einer Verwandten im Rheinland, an die sowohl er als auch die Mutter geschrieben hatten, endlich erfuhr, dass seine Familie den Krieg lebend überstanden hatte, übernahm er auch eine kleine „Handwerkersiedlung“ von knapp zwei Hektar, um nachweisen zu können, dass er eine Ernährungsgrundlage für mehrere Personen besaß. Und als er dann noch eine Wohnmöglichkeit für seine Familie suchte und im ganzen Ort nicht finden konnte, räumte ihm die Familie des etwas abseits des Dorfes wohnenden Altbauern Ernst Rochow, der ohne jeden Schuldnachweis im Lager Fünfeichen festgehalten wurde, eine ehemalige Knechtestube mit Kochgelegenheit auf dem Boden des Wohnhauses frei und versprach ihm ein zweites Zimmer, wenn die Frau und die Kinder kämen, obwohl in dem Haus schon mehrere Flüchtlinge Aufnahme gefunden hatten. Diese Voraussetzungen ermöglichten es dem Vater, eine Zuzugsgenehmigung für seine Familie zu erwirken; und wir begaben uns mit ernsthaften Befürchtungen, aber zugleich glücklich unter das Regiment einer Besatzungsmacht, vor der wir erst vor zwei Jahren unter

ständiger Lebensgefahr geflohen waren. Denn welche Alternative gab es?

Kaum dass wir die Fähre von Gedser nach Warnemünde verlassen hatten und bemerkten, dass die Dänen, wie versprochen, dem ca. 50 Personen umfassenden Flüchtlingsschub tatsächlich für die ersten Tage mehrere Kisten voll Lebensmittel mitgegeben hatten, wurden wir unter Bewachung zu einem bereitstehenden Eisenbahnwaggon geführt und zu dem in Bahnnähe gelegenen Quarantänelager Evershagen gebracht. Die Lebensmittelkisten wurden jedoch nicht mitgeliefert, sondern, wie es hieß, von den „Russen“ beschlagnahmt. Man wies uns in ziemlich abrisssreife, nicht sonderlich saubere Baracken ein, in denen wir 14 Tage ausharren sollten, ohne dass wir erfuhren, zu welchem Zweck, denn es gab keine Auskunft darüber. Möglicherweise waren wir vor der Abreise im Flüchtlingslager in Kopenhagen noch einmal ärztlich untersucht worden, denn was hier geschah, konnte, soweit ich mich erinnere, nicht dafür gelten. Und während der ganzen sinnlos verbrachten Zeit bekamen wir statt der mitgeschickten Verpflegung täglich nur für Frühstück und Abendbrot je eine dicke Scheibe unansehnliches dunkles Schrotbrot und etwas klebriges Braunes, vermutlich Rübensyrup, wohl als Aufstrich, sowie zu Mittag eine lauwarne Wassersuppe, in der ein paar winzige Wrukenstückchen schwammen. Es war wie damals auf der Flucht, als uns der Hunger plagte. Vielleicht wollte man einfach nur testen, ob unter diesen Lebensumständen noch ein Seuchenausbruch zu befürchten war. In dieser Zeit lernten wir jedenfalls das Fürchten, das hier Erlebte könne ein Vorgeschmack der Zukunft „bei den Russen“ sein.

Als sich die Drahtverzäunung für uns öffnete, war jedoch der Vater termingerecht da, um uns abzuholen, und versprach uns während der abendlichen Zugfahrt durch die schöne mecklenburgische Landschaft, die so friedlich wirkte wie in Dänemark, dass wir in Mecklenburg-Strelitz schon bald ein beinahe so normales Leben führen könnten wie früher in Ostpreußen. Das wirkte zumindest beruhigend, und wir waren gespannt darauf, was uns erwartete.

Der kleine Ort Cammin war Bahnstation, wie wir erfreut feststellten; und als wir mit unserem Gepäck aus dem überfüllten Zug stiegen, stand Heinrich Rochow, der Jungbauer, der den väterlichen Hof bewirtschaftete und vom Termin unserer Ankunft wusste, mit Pferd und Wagen vor dem Bahnhofsgebäude, um uns zu unserem „neuen Zuhause“ zu bringen. Auch hier wurde uns ein so herzlicher Empfang zuteil, als wären wir keine Fremden, sondern gute Bekannte. Frau Rochow, Heinrichs Mutter, nahm die beiden Mädchen, „arme Kinner“ seufzend, in den Arm, meinte, wir müssten doch hungrig sein, und kochte uns eine Milchsuppe mit „Klütten“, noch schöner, wie uns dünkte, als wir sie vor zweieinhalb Jahren das letzte Mal bei Muttern gegessen hatten. Und der Vater holte zu den Bratkartoffeln, die für die Runde der Erwachsenen brutzelten, ein Glas mit selbst eingewecktem saurem Aal, das er für diesen Anlass bereitgestellt hatte, so dass es für Gastgeber und Gäste ein besonderes Mahl wurde. Dass wir Kinder nach der Milchsuppe auch noch einen Happen Aal erbateten und ihn aßen, bekam uns zwar im Nachhinein nicht sonderlich, aber bei Tisch fühlten wir uns wie im Schlaraffenland.

Allerdings machten wir hinterher noch eine beunruhigende Feststellung. Das kleine Zimmer, in dem wir Kinder uns nun zu viert zwei Betten teilten, lag direkt neben der Küche der Bauersleute, und die Türe zwischen beiden Räumen hatte unten einen Spalt, so dass wir jedes Wort hören konnten, das dort gesprochen wurde. Aber Heinrich und seine Mutter, die eben noch deutsch mit uns geredet hatten, unterhielten sich jetzt in einer Sprache, von der wir so gut wie kein Wort verstanden, sodass die jüngeren Schwestern überlegten, ob wir uns auch wirklich im „richtigen Deutschland“ befänden. Doch ich habe diesen Abend bis heute als etwas ganz Besonderes in Erinnerung.

Das ist hier so detailliert beschrieben, weil gleich der erste hier „in Freiheit“ verlebte Tag die Ahnung in mir weckte, in eine Umwelt voller Kontraste und Gegensätze gekommen zu sein, wie ich sie in dem als friedlich empfundenen Ostpreußen meiner Kindheit bis zu den Ereignissen auf der Flucht so nicht registriert hatte. So begann ich diese neue Umwelt neugierig zu erkunden und darauf

zu achten, wie sich die gegenwärtige Situation im einzelnen darstellte und wie sich das im gedanklichen Austausch der Bevölkerung widerspiegelte – und will versuchen, es zumindest anhand von Beispielen zu illustrieren.

Gleich am nächsten Morgen nach unserem Abendschmaus ging es, wie in der Landwirtschaft üblich, wieder um die Erfordernisse des Alltags. Ich schaute mich auf dem Bauernhof um, der auffallend ordentlich aussah, blickte in die Ställe, in denen neben zwei Pferden mehrere Kühe standen sowie eine Anzahl von Schweinen grunzte und fragte den Vater naiv, was ihm denn hier gehöre. Er zeigte mir einen kleinen Keller neben der Futterküche des Bauern, in dem etwa ein Zentner Kartoffeln lagerte, und wies als größten Besitz auf einen Haufen gesägtes Brennholz hin, das zerhackt und zu einer Miete aufgesetzt werden müsse, wobei er mir auftrag, jeden Tag mindestens zehn gesägte Stücke zu zerkleinern. Damit gab er mir eine Axt, die unter dem Holz versteckt war, und entfernte sich mit dem Hinweis, er müsse ja wieder fischen gehen. Die Buchenholzkloben, die da lagen, waren jedoch schon so zusammengetrocknet, dass sie sich mit der Kraft meiner 13 Jahre kaum noch spalten ließen, so dass ich, als das „halbe Soll“ geschafft war, völlig erschöpft aufgab – und mir in der Folge nur noch Kloben ohne Aststellen herausuchte, die sich mit einiger Mühe gerade noch zerkleinern ließen.

Von meiner Leistung und von dem, was der Vater mir offenbart hatte, doch ziemlich enttäuscht, wanderte ich nach dem einfachen Mittagessen, das Mutter gekocht hatte, zu dem Feldstück hin, auf dem Heinrich mit den beiden Pferden der Rochows arbeitete. Ihm war meine Gesellschaft nicht unrecht; und während wir beide hinter der Egge herstapften, erläuterte er mir die verschiedenen Feldarbeiten, die gerade anstanden.

Heinrich war zwar sieben Jahre älter als ich, aber wollte nicht mit „Herr Rochow“, sondern mit dem Vornamen angeredet werden, wie er meinen Vater trotz des wesentlich größeren Altersunterschieds auch mit „Herbert“ anredete. Er sprach nicht wie andere Einheimische in der Mundart, sondern hochdeutsch mit mir, und wir verstanden uns auch sonst irgendwie, sodass ich öfter

seine Nähe suchte und gelegentlich auch im Stall mithalf. Und da mich neben der Landwirtschaft vor allem die „Russenzeit“ interessierte, erzählte er mir nach und nach auch manches aus der Zeit kurz vor und nach dem Eintreffen der „Russen“ in Cammin. So erfuhr ich von den vielen Flüchtlingen, die hier halb verhungert angekommen waren, von dem damaligen Stellmacher des Ortes, einem verbohrten Nazi, der seine Frau und sich erschoss, von einer Tagelöhnerfrau und ihren vier hübschen Töchtern, die alle fünf ins Wasser gingen, weil sie die vielen Vergewaltigungen nicht mehr ertragen konnten, von den vielen Typhustoten unter den Flüchtlingen, die begraben werden mussten, von der völlig grundlosen Verhaftung seines Vaters und vieles andere mehr aus der jüngsten Vergangenheit.

Auch ein alter Ostpreuße, mit dem ich beim Warten auf dem Bahnhof ins Gespräch kam, äußerte sich recht freimütig über diese Zeit. Ihn beschäftigten vor allem die Typhustoten, weil er auch jemand aus seiner Familie durch die Krankheit verloren hatte. So bemerkte er voller Bitterkeit, unter den Flüchtlingen sei man überzeugt, dass die Zahl der Opfer nicht so hoch gewesen wäre, wenn manche Leute auf dem Land ihre Kartoffeln und die Milch nicht lieber an ihre Schweine verfüttert als für die Kranken abgeben hätten, was natürlich keiner von den Einheimischen wahrhaben wolle.

Heinrich, den ich daraufhin ansprach, sagte, er wisse nicht, was da dran sei. Sie jedenfalls hätten, soviel er sich erinnere, schon im Krieg keine frische Milch mehr nach dem Durchdrehen verfüttert, sondern sie regelmäßig zu Quark weiterverarbeitet bzw. stehen lassen und als Dickmilch gegessen. Und von anderer Seite hörte ich, dass Rochows und auch Tagelöhner aus dem Dorf schon während des Krieges Milch, Kartoffeln, Obst und andere Lebensmittel evakuierten Frauen mit Kindern aus den bombengefährdeten Großstädten gegeben oder den hungernden Schnittern und anderen Fremdarbeitern mehr oder minder heimlich etwas zugesteckt hätten. Sollte diese Freigebigkeit wirklich aufgehört haben, als die Menschlichkeit gegenüber den Kranken sie so dringend gebot? Ich mochte es nicht glauben.

Der Vater, der die Gutherzigkeit von Frau Rochow schon öfter erfahren hatte, wollte sie nicht über Gebühr ausnutzen und vereinbarte kurz nach unserer Ankunft mit zwei anderen ortsansässigen Besitzern von Kühen einen Tauschhandel: Fisch gegen Milch, wohlgemerkt Magermilch, für seine Kinder. Und ich wurde geschickt, sie zu holen. Auf meine gestammelte Bitte: „Ich soll fragen, ob ...“ erging die Antwort: „Nee, geht nich, wi hebben noch nich dörchdrehgt.“ Am zweiten Tag war angeblich der Separator defekt. Am dritten Tag hieß es: „Haddst ihrer kâmen müsst, nu hebben ’t all de Schwien krâgen.“ Am vierten Tag ging der Vater selbst hin und wies nicht gerade freundlich auf die vorab bereits gelieferten Fische hin. Das half ein paar Tage, dann begannen wieder die Ausreden. Es war so demütigend, dass mir den ganzen Tag vor dem Gang graute. Da belehrte mich Heinrich, dem ich davon erzählte, man müsse nicht bitten, sondern fordern, und brachte mir die ersten Worte in Plattdeutsch bei, die ich so lange üben musste, bis sie leidlich echt klangen. Sie lauteten kurz angebunden: „Dag ok, ick kâm de Melk hâlen.“ Die Reaktion am Abend: ungläubiges Staunen, und die Milch wurde in meine Kanne gefüllt. An einem der folgenden Tage kamen trotz meiner Grußrede wieder Ausflüchte. Also sagte ich meine nächsten, in der Zwischenzeit eingelernten Sätze her: „Ja, ick heff Tiet, ick kann töben [warten], bett ick de Melk krieg’. De Fisch hebben Se jo all.“ In Zukunft genügte der erste Satz, denn die Milch stand meist schon bereit, wenn ich kam. Schließlich erfolgten auch teilnehmende Fragen nach Herkunft und Fluchterlebnis, und man wunderte sich nicht, wenn ich die nicht plattdeutsch, sondern hochdeutsch beantwortete. Bald darauf war jedoch zu meiner Erleichterung Schluss mit diesen Gängen, weil die Kühe trocken standen. Als Frau Rochow davon erfuhr, bekamen wir Kinder, wenn es reichte, ungefragt unsere Milch, was der Vater ebenso ungefragt durch gelegentlich mitgebrachte Fische zu entgelten versuchte.

Andere Leute aus dem Dorf sahen in den Flüchtlingskindern eher ein Problem. Bei Kriegsende sollen, wie erzählt wurde, die einheimischen Tagelöhner ihren Kindern sogar das Spielen mit

den „verdreckten und verlausten“ Kindern aus dem Osten verboten haben, was von ihren Zöglingen aber wohl nur zum Teil befolgt wurde. In der Dorfschule, in die uns der Vater gleich nach unserer Ankunft geschickt hatte und in der sowohl die Klassen 1-4 wie die Klassen 5-8 jeweils zusammen in einem Raum unterrichtet wurden, mussten wir als die „Neuen“ uns natürlich zuerst sehr kritisch beargwöhnen lassen. Und bei Streitereien warf man sich hier auch noch gelegentlich an den Kopf, ein Hungerleider oder Polenjunge zu sein. Aber hier saßen Dorf- und Flüchtlingskinder in der gleichen Bank zusammen, und die letzteren waren (wie in vielen Orten von Mecklenburg-Strelitz) in der Überzahl, so dass sie sich zu wehren wussten. Sie konnten auch – zum Teil auf Grund der besseren schulischen Verhältnisse in ihren Herkunftsregionen – meist mit besseren Leistungen in der Schule aufwarten als die einheimischen Kinder. Und das wirkte in erheblichem Maße als ausgleichendes Äquivalent.

Im allgemeinen entwickelten sich die entstehenden Kinder- und Jugendfreundschaften zwischen Ortsansässigen und Zuzüglern auch unabhängig von den etwa vorhandenen Animositäten ihrer Eltern. Bald kannten wir, speziell in der gleichen Altersgruppe, Episoden aus unseren Lebensgeschichten oder zumindest einige der früher verübten Streiche, und die Dorfkinder bekamen zum Teil auch eine vage Vorstellung von den Gegenden im Osten, aus denen wir kamen. Und wenn es darum ging, vor Schulbeginn schnell noch die nicht erledigten schulischen Hausaufgaben nachzuholen, ließ für alle Fälle fast jeder jeden abschreiben.

Auch die Nachmittage nach Schulschluss sahen für die Dorfkinder wie für den Nachwuchs der Flüchtlinge Tag für Tag gleich oder ähnlich aus. Wir hatten zwar von Familie zu Familie unterschiedliche Pflichten, aber damit waren die Stunden bis zum Abend ausgefüllt. Ich z.B. stand an den Wochentagen zunächst pflichtgemäß mit der Axt am Hauklotz, konnte jedoch davon weggehen, wenn es mir über war. Aber Heinrich schenkte mir ein Kaninchen, das trächtig war; und die neue Zucht zur Fleischgewinnung, die ich damit beginnen sollte, nahm rasch einen solchen Umfang an, dass ich täglich damit zu tun hatte, das nötige

Futter an den Wegrändern zusammenzusuchen und die rasch angefertigten provisorischen Ställe meiner Pflegebefohlenen sauber zu halten. Wenn sich dann der Vater noch Hacken von Heinrich borgte, mit denen wir beide mehrere Stunden lang das Unkraut auf unserem kleinen Ackerstück bekämpften, oder wenn irgendwelche anderen Arbeiten auf dem Feld oder sonstwo anfielen, bei denen wir Kinder mithelfen mussten, dann reichte der Tag kaum. Schularbeiten waren da Nebensache.

Gemessen an den Problemen, die die Erwachsenen plagten, fiel all das natürlich nicht ins Gewicht. Unsere Familie selbst hatte es, den Umständen entsprechend, im Vergleich zu vielen andern noch gut getroffen. Wir lebten zwar auch sehr beengt und in einer Art räumlichem Provisorium, das vor allem im Winter nicht leicht zu ertragen war, wenn man das Haus nicht verlassen konnte. Doch Rochows kamen uns in allen Dingen, die unverzichtbare Bedürfnisse des Alltags betrafen, sehr verständnisvoll entgegen, soweit es in ihrer Macht lag. Und wir wussten das zu schätzen, sodass es nie zu Verstimmungen oder gar zu Differenzen kam. Doch die Mutter, auf der im Grunde die größte Last in unserer Familie ruhte, wusste oft nicht, was sie uns am nächsten Tag zu Mittag oder anzuziehen geben sollte. Und sie litt, wie viele Flüchtlinge, die die einfachsten Dinge nicht zur Verfügung hatten, die sie zum Leben und zur Arbeit benötigten, maßlos darunter, wenn sie sich nicht zu helfen wusste und schließlich nicht umhin kam zu bitten, etwas kurz geborgt zu bekommen.

Das betraf aber in weit höherem Maße einen Großteil derjenigen, die sich entschlossen hatten zu siedeln. Wer die sechs bis acht Hektar einer regulären Siedlerparzelle übernommen hatte, galt zwar unabhängig von seiner Herkunft und seinem früheren Beruf als akzeptierter Neubauer und hatte das gleiche Abgabesoll an landwirtschaftlichen Produkten pro Hektar zu erfüllen. Die Voraussetzungen zu deren Erwirtschaftung waren allerdings sehr unterschiedlich. Wer als Neusiedler mit Ackerland nichts Wesentliches sonst besaß, war ständig auf die Hilfe anderer angewiesen und genoss im Grunde mehr Mitleid als Achtung, auch wenn ihm das nicht direkt gezeigt wurde.

Die ortsansässigen Landarbeiter und landarmen Bauern, die am frühesten die Chance und die Möglichkeiten zu einer Siedlungsübernahme hatten, besaßen in der Regel mit den Häusern, in denen sie lebten, und mit den dazugehörigen Ställen, die ihnen nun als Eigentum überschrieben wurden, von Beginn an die notwendigen Wohn- und Wirtschaftsräume, die sich notfalls durch Anbauten erweitern ließen. Sie besaßen zumindest eine Kuh und ein aufziehbares Kalb, mehrere Schweine, Geflügel sowie einfaches Acker- und Gartengerät und verstanden es, da sie oft die „Bodenreform-Komitees“ dominierten, sich auch eines der wenigen zur Verfügung stehenden Pferde oder einen Zugochsen zu lösen. Damit ließ sich zur Not von Beginn an richtig wirtschaften. So griffen denn auch die früheren Camminer Gutsarbeiter, die diese Voraussetzungen hatten, sofort zu, als die Siedlungen vermessen und verlost wurden. Genannt seien etwa „der alte Paetzke“ und Friedrich Peters, die je eine Siedlerstelle übernahmen, Siegfried Jahnke nebst Schwiegermutter und Paul Bock nebst Tochter, die sich für zwei Parzellen entschieden, sowie Familie Majjcherczyk, deren männliche Mitglieder gleich drei Siedlungen haben wollten und zugesprochen bekamen. Selbst Frauen, deren ehemals auf dem Gut beschäftigte Männer im Krieg umgekommen waren, wie Frau Masch und Frau Staffeldt, deren noch schulpflichtige Söhne die Stelle ihrer Väter einnehmen sollten, Frau Lange, deren Mann als vermisst galt, oder die alleinstehende Frau Ball, die einen männlichen Helfer benötigte, muteten sich mit unterschiedlichem Erfolg die Bewirtschaftung einer Siedlung zu.

Die siedelnden, später hinzugekommenen Flüchtlinge jedoch besaßen zu Beginn ihrer Siedlungstätigkeit meist nur das ihnen zugewiesene Land und waren auf die erbetene Hilfe der Bessergestellten angewiesen, die es anschließend „abzuarbeiten“ galt, wobei das für einen Tag geborgte Pferd mehrere Tage Abarbeit per Hand nach sich zog. Einen einfachen Pflug konnte notfalls der Schmied herstellen, eine Egge fertigte man sich zum Teil selbst. Doch die landwirtschaftlichen Großgeräte des ehemaligen Gutes, soweit sie noch vorhanden waren, konnte man ohne Traktoren nicht nutzen. So mussten alle Ackergeräte außer Pflug und Egge

von den beiden Altbauern im Dorf geliehen werden, die mit Schrecken deren raschen Verschleiß registrierten (vgl. Seraphim 1954, S. 69-76; Meinicke 1991, S. 61-64; Meinicke 1993, S. 64-74).

Unter diesen Bedingungen gaben viele auswärtige Neusiedler, vor allem aus anderen Berufen, die ohne Zugvieh den Boden nicht bearbeiten konnten, keine Hilfe fanden oder vergüten konnten und demzufolge mit der Arbeit und dem Ablieferungssoll nicht klar kamen, die Landwirtschaft nach kurzer Zeit wieder auf, was von Fall zu Fall behördlicherseits auch akzeptiert wurde (vgl. Seraphim 1954, S. 126-129; Schwartz 2004, S. 645-654).

Trotzdem entschloss sich der Vater im Februar 1948, die von ihm bisher betriebene Fischerei und seine Handwerkerparzelle aufzugeben und dafür eine dieser vakanten „richtigen Siedlungen“ zu übernehmen, obwohl wir außer einer jungen angekauften Färse, die erst in zwei bis drei Jahren Milch geben konnte, und den paar Kaninchen und Hühnern auch nichts besaßen, was zu diesem Schritt berechtigt hätte, mit dem er die Ernährung seiner Familie „wirklich“ zu sichern hoffte. Der Zufall wollte es jedoch, dass gerade eine Siedlung frei geworden war, zu der ein kleines, vom bisherigen Halter noch unbezahltes Ponypferd gehörte, das der Vater erwerben und mit übernehmen konnte. Und Rochows stellten ihm ihren unbenutzten kleinen Gänsestall zur Verfügung, in dem nach dem Einbau einer Krippe das Pony, die Färse und eine bald darauf erworbene Kuh aufgestellt werden konnten, so dass sich die Wohngelegenheit und der Stall nahe nebeneinander befanden – ein Vorteil, den die meisten Flüchtlinge mit einer Siedlung in Cammin nicht hatten. Hinzu kam kurz darauf ein leichter Pflug, den beim Tiefpflügen allerdings nur zwei Pferde zu ziehen vermochten, sodass ein anderer Siedler zum Zusammenspannen gebraucht wurde. Das war unter den damaligen Verhältnissen ein guter Start, wenngleich nun eine Menge Mehrarbeit auf die Familie zukam, die vor allem ich nach dem Abschluss der Grundschule im April 1948 zu spüren bekam, wiewohl der Vater auch weiter auf die Hilfe Fremder angewiesen blieb.

Da die meisten Flüchtlinge – trotz ihrer rechtlichen Gleichstellung als Neubauern – gezwungen waren, immer wieder als

Bittsteller bei den Alteingesessenen vorzusprechen, und vielfach zugleich behaupteten, in eine Region gekommen zu sein, in der eine niedere Kultur herrsche als bei ihnen zu Hause, brachten sie sich oft selbst um diese Hilfe und versetzten die Einheimischen in Rage. Das reichte im Ergebnis von Vorwürfen über Diffamierungen bis zu Handgreiflichkeiten. (vgl. Dettmer 1983, S. 312-314).

So regten die ansässigen Mecklenburger sich darüber auf, dass die Flüchtlinge nach ihren Erzählungen angeblich alle Rittergüter oder Fabriken besessen und mit goldenen Löffeln gegessen hätten; dabei sehe man ihnen doch an, dass sie meistens aus dem Dreck kämen und von nichts eine Ahnung hätten. Das wiesen die so Beschuldigten natürlich ihrerseits weit von sich: Von goldenen Löffeln habe keiner gesprochen, aber sie hätten ihr gutes Auskommen gehabt und seien als Fachleute geschätzt gewesen.

Der Vorwurf der Inkompetenz ergab sich meist daraus, dass die zugezogenen Neusiedler tatsächlich größtenteils aus anderen Berufen kamen und sich herumsprach, dass sie nur eine Siedlung übernommen hätten, weil sich nichts anderes bot. So bemerkte denn der Altbauer Karl (?) Gley, dessen Gehöft neben dem von Familie Rochow lag, nachdem er es abgelehnt hatte, jemand ein Ackergerät zur Verfügung zu stellen, das er bei früherer Ausleihe beschädigt zurück bekommen hatte, in meinem Beisein: „Jetzt denkt jeder Schuster und Schneider, er kann Bauer spielen, und das kommt dann dabei raus!“

Dahinter verbarg sich freilich auch eine Verteidigungshaltung, denn die Flüchtlinge behaupteten tatsächlich immer wieder, bei ihnen zu Hause sei alles viel besser gewesen. Hier gäbe es ja nicht mal einen richtigen Winter: „Wenn ich dänk, bei uns der Schnee, so hoch [Anzeige in Hüfthöhe], und hier, nuscht!“ Und Fachwerk wie Rohrdach der älteren Tagelöhnerkaten oder die schlechten Landwege forderten geradezu ihren Spott heraus: „Alles elende Hitten, bloß mit Strohdach, und die Balken kannst von draußen sehn. Wenn's da mal brennt, ribbel de Katz, is alles wech. Wenn ich dänk, bei uns, alles schene massive Haiser, sauber mit Wallblech abgedeckt ... Und die Weje hier, lauter Lecher, brichst dir die Reder. Wir hatten Teerchaussee, glatt wie 'n Tisch ...“ Das

sind Worte, die mir bis heute im Gedächtnis geblieben sind, und auf die die Einheimischen dann konterten: „Denn hadden ji jo dorblieben künnt!“ – Eine widersinnige Entgegnung, die bei den Flüchtlingen und Vertriebenen wieder heftige Reaktionen hervorrief: Sie seien nicht freiwillig gekommen, sondern hätten raus müssen, und die Hiesigen sollten froh sein, dass sie nicht hätten flüchten müssen oder vertrieben worden seien und dass ihnen dieses Elend erspart geblieben sei. Und sie hätten es jetzt doch als Fremde wirklich schwer genug.

Dabei weiß ich noch, mich auch selbst gelegentlich, kaum der Volksschule entwachsen, über die Rückständigkeit der Leute in Mecklenburg gewundert zu haben, die auf dem Lande nicht einmal richtig Hochdeutsch sprechen konnten, vermied es aber nach einer derben Abfuhr, sie belehren zu wollen. Auch welche abergläubische Vorstellungen die Leute hier zum Teil noch hatten, war mir zunächst unbegreiflich (vgl. Wossidlo 1939, passim; Neumann 2016, S. 38-119).

Doch einmal musste ich bei eisigem Frost mit zum Langholz fahren für die „Russen“, die nicht nur für mein Empfinden ziemlich erbarmungslos ihre Reparationen eintrieben. Da hörte ich das Gespräch älterer mecklenburgischer Bauern über Waldgeister mit an, mit denen fast jeder schon einmal zu tun gehabt haben wollte. Auf meine gewiss naseweise Bemerkung, das sei doch Aberglauben, herrschte einen Augenblick betretenes Schweigen, bis einer mit Bestimmtheit sagte: „Dat Wuurt warst du betählen möten!“ Wenig später hakte ich mit einem Baumstamm, der zum Sammelplatz gezogen werden sollte, hinter einen Stubben und zerbrach die Wacht, an der die Pferde angeschirrt waren. Die es sahen, warfen sich bedeutungsvolle Blicke zu. Es war tatsächlich unheimlich, und mir kam zum ersten Mal eine Ahnung, dass auch Erwachsene nicht ohne Grund an Überwirkliches glaubten. – So registrierte ich nun auch aufmerksamer als bisher die vielen Berichte von verhextem Vieh und magischen Heilpraktiken, die nicht nur unter den Alteingesessenen kursierten, sondern auch von den Flüchtlingen mehr oder minder gläubig aufgegriffen wurden. (Neumann 2017, S. 14-19).

Gemeinhin beschränkten sich die Kontakte zwischen Alt- und Neubürgern zunächst auf das unumgängliche Maß, da sie, wie gesagt, leicht zur Kontroverse gerieten – und jeder mit sich selbst zu tun hatte. Jede Gruppe blieb weitgehend unter sich, so dass bei den Einheimischen die traditionellen Nachbarschaften und bisherigen Kommunikationskreise weiter bestanden und bei den Flüchtlingen und Vertriebenen, speziell in der Enge der ehemaligen Herrenhäuser, sich neue bildeten. Hier kreisten die Gespräche, zumindest im engsten, vertrauten Kreis, zum einen um die alte Heimat, um Erlebnisse auf der Flucht oder bei der Vertreibung bzw. um nahe Angehörige, über deren Schicksal man nichts wusste. Vor allem aber ging es um die Probleme des Alltags, das heißt darum, was für die nächsten Tage zu essen da sei, welche Arbeiten am dringendsten erledigt werden müssten, wen man um Hilfe bitten sollte, wie man zu eigenem Vieh und Gerät kommen könnte, usw. – Themen, die man natürlich auch den Alteingesessenen gegenüber zur Sprache brachte, die teils interessiert darauf eingingen, teils aber auch nichts oder nichts mehr davon hören mochten. (Neumann 2003, S. 12-15).

Ihre ökonomische Besserstellung gab den ortsansässigen Mecklenburgern von vornherein eine deutliche soziale Dominanz; und sie beanspruchten auch die größere wirtschaftliche Kompetenz, selbst wenn sie es mit Flüchtlingen zu tun hatten, die über landwirtschaftliche Erfahrung verfügten. (Dettmer 1983, S. 315). Ich erinnere mich z.B. noch an gemeinsame Geburtstagsfeiern mit Rochows in deren „guter Stube“, bei denen auch Vater Rochow, 1948 endlich aus Fünfzeichen entlassen, und dessen ältester Sohn Hermann mit dabei waren. Hier drehte sich die Unterhaltung weithin um ihre Erfahrungen und Erfolge bei Ackerbau und Viehzucht, denen abwägend die doch primitivere Wirtschaftsweise der Kuhbauern aus dem Osten gegenübergestellt wurde. Das waren die Neubauern, die mit ihren Kühen ackern mussten, weil sie kein Pferd besaßen, und deshalb auch ihr Milchsoll nicht abzuliefern schafften. Der Vater, dem die Landwirtschaft doch weithin neu war, stellte viele Fragen, auf die er Bescheid erhielt. Ich war, teils interessiert, teils irritiert, ganz Ohr, damit mir möglichst nichts

entging. Doch unsere mitunter sehr drastische Mutter weigerte sich bald, sich „dieses stundenlange Gequassel über Schweineschnauzen und Kuhschwänze“ mit anzuhören.

Dabei hatten Einheimische wie Neuankömmlinge schon in den ersten Nachkriegsmonaten, als die sowjetische Besatzungsmacht sie zu gemeinsamer Feldarbeit zwang, erfahren müssen, dass sie eigentlich „im selben Boot saßen“. Hier, bei gleicher Fron, hatten sich, trotz ihrer extrem unterschiedlichen Lebenslage, die ersten Gesprächskontakte, der erste Austausch über unterschiedliche Lebenserfahrungen, Schicksale und Befindlichkeiten, die erste gegenseitige Belehrung über landwirtschaftliche Arbeiten oder über die wohl notwendige künftige Lebensgestaltung „unter den Russen“ ergeben. Die Bodenreform, die die extreme Ungleichheit in den Lebensverhältnissen von Altbauern, einheimischen Tagelöhnern und fremden Neusiedlern vermindern sollte, vergrößerte sie jedoch durch neue wirtschaftliche Abhängigkeiten. Nun hatte auch bei der Arbeit jeder vorrangig mit sich selbst zu tun. Dadurch zerriss dieser ständig mögliche Gesprächskontakt zunächst wieder, soweit er nicht durch neue Erfordernisse, etwa durch das Zusammenspannen der Pferde oder Ochsen je zweier Neubauern, um ein pflugfähiges Gespann zusammen zu bringen, oder durch persönliche Annäherung geknüpft wurde, wie es sich in dem Verhältnis zu Rochows, unseren mehrjährigen Wirtschaftsleuten, oder zu einer anderen Flüchtlingsfamilie ergab.

Doch Feldbestellung und Ernte waren nur in gegenseitiger Hilfe zu bewältigen; und als Neubauern ohne geeignete Wohn- und Wirtschaftsgebäude die Erlaubnis erhielten, sich diese zu bauen, half man sich auch dabei so weit wie möglich. Auch der Vater nutzte 1948/49 die Chance, für unsere Familie eines der „nach Befehl 209“ vorgesehenen Wohnstallhäuser für die Neusiedler zu errichten, was seine und auch meine fast tägliche Mitarbeit mit den Bauhandwerkern und oft noch andere Hilfe aus dem Dorf erforderte.

Da es im Prinzip kaum Baumaterial zu kaufen gab, musste man allerdings selbst dafür sorgen. So fuhr der Vater z.B. mit meiner Schwester mehrmals für eine Woche nach Trollenhagen bei Neu-

brandenburg, wo die Gebäude eines ehemaligen Flugplatzes der Luftwaffe zum Abriss freigegeben worden waren, um dort die benötigten Ziegel zu bergen und zu putzen sowie für ihren Abtransport nach Neubrandenburg zu sorgen, wo sie in einen Waggon verladen werden mussten, der in Cammin in kürzester Frist wieder zu entladen war. Zu gleicher Zeit hatte ich – neben der anfallenden Feldarbeit – den benötigten Kies aus der weit entfernten dörflichen Sandgrube herbeizuschaffen, was unzählige Fuhren erforderte, da man dem Pony nicht zuviel auf das benutzte zweirädrige Gefährt aufladen durfte. Auch das Bauholz musste selbst im Wald geschlagen und zur Sägemühle geschafft, dort zurechtgeschnitten und wieder zur Baustelle transportiert werden usw. Anschließend zog sich dann das eigentliche Baugeschehen, obwohl auch eine Baufirma daran beteiligt war, noch fast zwei Jahre hin, ehe der halbe Wohnteil und der Stall des geplanten Einheitshauses soweit fertiggestellt waren, dass wir mit unseren geringen Habseligkeiten und den wenigen Haustieren umziehen konnten, um – immerhin schon „vor Ort“ – jede freie Stunde für den weiteren Innenausbau nutzen zu können, wenn auch noch lange Zeit ohne elektrisches Licht.

Auf diese Art und Weise entstanden die meisten Neubauerngehöfte. Die Sache war aber derart mühselig und langwierig, dass selbst engagierte Siedler auf das Bauen verzichteten und sich mit den Behelfswohnungen und -stallungen begnügten, die sie zur Verfügung hatten.

Dennoch war die Bauphase eine interessante Zeit. Ich erinnere mich, niemals vor- und nachher während der Arbeit und in den Rauch- und Essenspausen so ausgedehnte Fachsimpeleien über effektive Bautätigkeit und Landwirtschaft mit angehört zu haben, die immer wieder in den Austausch von Lebenserinnerungen und vorsichtig formulierten politischen Ansichten sowie in das Erzählen von lustigen Begebenheiten und Geschichten mündeten.

Hier, bei gemeinsamer Arbeit, kam schließlich weniger das Trennende als das Gemeinsame zur Sprache, sowohl in Bezug auf die gegenwärtige Situation als auch in Bezug auf das bisherige Lebensschicksal. Dabei ging es unter den Männern auch gelegent-

lich um Erlebnisse im Krieg, in den Einheimische wie Umsiedler in der Regel gegen ihren Willen geschickt worden waren, obwohl sie darüber eigentlich nicht reden mochten. Doch bei ruhigem Vergleich der ausgetauschten Lebens- und Arbeitserfahrungen zeigte sich, dass es im Grunde wohl weder ein kulturelles West-Ost-Gefälle, wie die Einheimischen glaubten, noch ein Ost-West-Gefälle gab, wie die Flüchtlinge gern behaupteten, sondern dass beide Seiten voneinander lernen konnten, was zum Nutzen der Sache auch geschah.

Auch wenn die Neubauern, einheimische wie zugezogene, mit ihren beladenen Wagen beim Dreschen, vor der Mühle, beim Häcksel schneiden, bei der Pflichtsollablieferung oder bei anderen Gelegenheiten (oft stundenlang!) warten mussten, bis sie dran waren, sprachen sie meist über Alltagsprobleme und ihre Lebenserfahrungen oder tauschten sich über ihre angestammte Heimat aus, indem sie die Landschaft beschrieben oder Episoden aus der Geschichte der jeweiligen Region mitteilten.

Ein beliebtes Thema unter ehemaligen Landarbeitern war z.B. der Vergleich der jeweiligen Gutsherrschaften, die man erlebt hatte. Dabei entsprach deren Charakterisierung in etwa jener in den anklagenden ostpreußischen Sagen und Geschichten, wie sie Hertha Grudde gesammelt hat (Grudde 1931, *passim*), oder jener in den antifeudalen historischen und mythischen Sagen der Sammlung Richard Wossidlos (Wossidlo/Schneidewind 1960, *passim*), in denen die Junker als herrisch und grausam geschildert werden. Teils glich das Urteil aber auch dem Tenor in den von Albrecht Lehmann beschriebenen „Grafenerzählungen“ (Lehmann 1995b), nur dass es solche Erzählungen „von unten“ waren, z.B.: „Also wir hatten ä Herche, da konnt man nuscht jejen sagen. Der hat keinem nich schikaniert. Auch jewohnt ham wir ganz gut, viel besser als nu.“ Hier wurde den Erzählenden vermutlich vielfach bewusst, dass die gleiche soziale Herkunft und Lage ihr Leben stärker geformt hatten als die jeweilige Herkunftsregion.

Auch die sich anbahnenden Liebesbeziehungen zwischen Einheimischen und Flüchtlingen schufen häufig einen Ausgleich. Regten die Altbauern sich zunächst auf, wenn der Hoferbe Bezie-

hungen zu einer auf dem Hof beschäftigten „nächten Flüchtlingsdiern“ anknüpfte, so wussten sie bald deren Arbeitskraft zu schätzen und schwiegen. Und wenn sich Nachwuchs bei ihr ankündigte oder einstellte und eine Heirat nicht mehr gut zu umgehen war, so betonte man, wie gut es sei, dass frisches Blut in die Familie komme. So durfte Heinrich schließlich auch seine Elli zum Traualtar führen, und unsere Familie gehörte zu den Verwandten und Bekannten, die zur Hochzeit eingeladen waren. Flüchtlinge hingegen pochten angesichts ihrer Mittellosigkeit in der Regel nicht auf ihre etwaige höhere soziale Herkunft, wenn es zur Heirat mit einem der einheimischen Tagelöhnermädchen oder -burschen kam. „Dee möten jo friegen, dor is wat unnerwägens“ war damals eine ganz allgemeine, selbstverständliche Feststellung. Wenn zwei heirateten, wurde grundsätzlich getuschelt, in welchem Monat sie wohl schon schwanger sei. Durch diese sogenannten „Mischehen“, bei deren Zustandekommen auch unterschiedliche Konfessionszugehörigkeiten kein Hinderungsgrund mehr waren, kamen zum Teil ganze Familienclans von Einheimischen und Zugezogenen in einen so engen Kontakt, dass bei gelegentlichen Familienfeiern regelrechte Erzählgemeinschaften entstanden, die sich „über Gott und die Welt“ unterhielten oder auch ihr jeweiliges regionales Erzählgut austauschten.

Das stand jedoch nur bedingt im Zusammenhang mit dem wirtschaftlichen Erfolg der betreffenden Siedler, die zum Teil noch bis in die 1950er Jahre mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. So stellte z.B. Peter-Heinz Seraphim in seiner erstmals diesen Sachverhalt darstellenden Monographie von 1954 über die Neubauern in Ostdeutschland fest:

„Annähernd 70% der heimatvertriebenen Siedler, also der große Durchschnitt, halten sich mit Mühe auf ihren Hofstellen. Ihre Lebensbedingungen liegen unter dem Niveau des Durchschnitts der sowjetzonalen Bevölkerung. Sie können weder Sparvermögen ansammeln, noch Mittel in ihrem Betrieb investieren, noch auch ihre Lebensbedürfnisse annähernd entsprechend dem früheren Niveau befriedigen. Von einer besitzständigen Wohlhabenheit des heimatvertriebenen Siedlers kann allgemein nicht

gesprochen werden. Er kämpft um die Erreichung des Solls, des Schlachtscheins, einer kleinen „freien Spitze“, die es ihm ermöglicht, überhaupt etwas anschaffen und ersetzen zu können. Er paßt sich dem gedrückten Lebensniveau des sowjetzonalen Kleinlandwirts an. Er ist, im großen Durchschnitt gesehen, trotz der Bodenbindung nicht eingewurzelt und nicht eigentlich bodenfest geworden.“ (Seraphim 1954, S. 87).

So verließen auch schon zu Beginn der 1950er Jahre viele auswärtige Neusiedler aus anderen Berufen die Landwirtschaft wieder, zum einen weil aus ihren eigentlichen Berufen dringend Arbeitskräfte für die Industrie gesucht wurden und sie die Chance hatten, dorthin zurückzukehren, was meist als Grund für das Aufhören anerkannt wurde (Franzen 2016, S. 725), zum andern weil sie wegen nachweislich niedriger Erträge einfach das Ablieferungssoll nicht erfüllen konnten und für sie kaum etwas zum Leben übrig blieb. Neubauern, die ihr Soll nicht erfüllen konnten, erhielten weder einen Schlachtschein noch eine Lebensmittelkarte mit Fleischmarken, um sich Fleisch kaufen zu können. Ein aus der Heimat ausgewiesener Neusiedler im Kreis Neubrandenburg, der in sieben Jahren nur einmal schlachten durfte, gab daher nach sechs fleischlosen Jahren schon allein deshalb resigniert auf. Ohne Schlachtschein zu schlachten aber galt als schweres Vergehen:

„Ein heimatvertriebener Siedler aus dem Kreis Neustrelitz erhielt keinen Schlachtschein, weil er wegen Viehausfalls sein Soll nicht erfüllt hatte. Als er ‚schwarz‘ schlachtete, wurde ein Verfahren wegen ‚Wirtschaftssabotage‘ gegen ihn eingeleitet. Er floh nach Westberlin.“ (Seraphim 1954, S. 77).

Vor allem aber Neubauern, die bei einer vermutet ausreichenden Ertragslage im Verdacht standen, ihr Soll ganz bewusst nicht zu erfüllen, und eine Anklage wegen „Sabotage“ fürchteten, sahen keine andere Möglichkeit, als alles zurückzulassen und in den Westen zu flüchten. (vgl. Seraphim 1954, S. 126-136). Doch das betraf sowohl Neu- wie Altbauern. So war auch Rochows Nachbar Gley eines Morgens verschwunden und meldete sich dann aus der

Bundesrepublik, wo er angeblich Arbeit als Sprengmeister angenommen hatte.

Bei Gley lag es an dem minderwertigen Sandboden seines Grundstücks, dass er sein Abgabesoll nicht erfüllen konnte. Die Neubauernstellen hingegen waren einfach zu klein für eine erfolgreiche bäuerliche Wirtschaftsführung. (vgl. Seraphim 1954, S. 71-73). In Erkenntnis dessen hatten auch in Cammin zum Teil mehrere erwachsene Mitglieder derselben Familie gleich zu Beginn der Versiedlung eigene Siedlungspartellen übernommen, wirtschafteten dann aber zusammen, sodass einige rentable mittelbäuerliche Betriebe entstanden. (siehe oben S. 66).

Als Beispiel genannt sei etwa der Fall des alten ehemaligen Vorschnitters Majcherczyk, dessen Sohn und Schwiegersohn auch „gesiedelt“ hatten. Alle drei Familien bewohnten zusammen die ehemalige Schnitterkaserne, hatten ihr Vieh im gleichen, dicht dahinter befindlichen Stall und bauten sich dahinter zusammen eine große neue Scheune. Ihr größter Stolz aber war ihr gemeinsames wohlgenährtes Pferdegespann: „Meine Pferde beste Pferde von Cammin“, wie der alte Majcherczyk immer betonte. Ihr Ablieferungssoll an landwirtschaftlichen Produkten erfüllten sie jedoch nicht zusammen für ihre gemeinsamen 18 Hektar Land, sondern getrennt jeder für seine sechs Hektar. Denn das Soll für die jeweilige Neubauernsiedlung war pro Hektar wesentlich niedriger festgelegt, sodass die Majcherczyks entsprechend weniger liefern mussten und sofort nach Beginn der Einführung „Freier Spitzen“ ihre „eingesparten“ Ernte-Überschüsse zu wesentlich höheren Preisen verkaufen konnten. Damit standen sie gut da.

So versuchten auch andere Siedler, sich zu ihrer Einzelsiedlung wenigstens so viel Land zuzupachten, dass sie sich zwei Pferde halten und damit selbstständig wirtschaften konnten. Das wurde jedoch erst möglich, als sich für die zunehmend verlassenen Siedlungen keine neuen Bewerber mehr fanden. Nun wurden zunächst einige Siedlungsäcker in Partellen aufgeteilt und diese den verbliebenen Siedlern als Pachtland angeboten, um keine Brachen entstehen zu lassen. (vgl. Seraphim 1954, S. 70-73). Aber zum einen waren nicht genug Neubauern in der Lage oder gewillt, zwei bis

drei zusätzliche Hektar zu übernehmen, um die Futterbasis für ein zweites Pferd zu gewinnen. Und zum andern wäre damit auch wohl zuviel Land für die menschliche Ernährung verloren gegangen. Aber für die zunehmend größere Brachfläche galt das auch.

So kam es denn zur Gründung von „Örtlichen Landwirtschaftsbetrieben“, die unter der Regie von eingesetzten Verwaltern die Bewirtschaftung der zunehmend verlassenen Siedlungen und des Ackers von Gley übernahmen. Einige gescheiterte Siedler bzw. bisher kümmerlich lebende Gelegenheitsarbeiter fanden hier nun feste Arbeitsplätze; doch die Erträge ihrer Arbeit blieben deutlich hinter den Erwartungen zurück. (Schwartz 2004, S. 680ff.).

Der Vater war (auch wenn seine landwirtschaftlichen Kenntnisse nicht ganz ausreichten) einer von denen, die relativ früh eine halbe Siedlung dazu übernahmen und sich ein zweites Pferd anschafften. Er ließ das fertiggestellte halbe Wohnstallhaus durch den baldigen Anbau eines Scheunenteils und anderer Nebengebäude zum Gehöft vervollständigen und kaufte nach und nach alle für die neugewonnene Betriebsgröße benötigten Ackergeräte dazu, die viele Arbeiten erleichterten.

Während manche jungen Siedler scheiterten, weil die Ehefrau wegen ihrer Schwangerschaften und kleinen Kinder weitgehend als Arbeitskraft ausfiel und eine fremde Hilfskraft nicht bezahlt werden konnte, waren wir, zumindest in den ersten Jahren, eine Art Familienbetrieb, in dem notfalls fünf Personen mit zupacken konnten, sodass die Arbeit zu schaffen war. Denn die regelmäßige Mitarbeit auch noch schulpflichtiger Kinder in der bäuerlichen Wirtschaft war damals noch ganz „normal“. So führt auch Seraphim u.a. die folgende an ihn gelangte Zuschrift an:

„Von 17 heimatvertriebenen Siedlern in einem Dorf des Kreises Neustrelitz ,geht es nur denen gut, die von Haus aus Bauern sind und deren Kinder schon in der Wirtschaft mitarbeiten‘.“
(vgl. Seraphim 1954, S. 80-82, Zitat S. 80).

Als wir, d.h. wir drei „Neumannschen“ Neubauernkinder, dann als „förderwürdig“ eingestuft wurden und zur Oberschule nach Neubrandenburg und darauf zum Studium nach Rostock bzw.

Schwerin gingen, kamen wir während der Schulzeit weiter an fast jedem Wochenende und in den Ferien „nach Hause“, um in der Wirtschaft zu helfen, und setzten das während der Studienjahre zumindest in den Semesterferien fort, sodass die Eltern sich nicht im Stich gelassen fühlen mussten. Und als uns das, im Beruf stehend, nicht mehr möglich war, ging es ihnen dank gelegentlicher „Freier Spitzen“ finanziell immerhin so gut, dass sie während bestimmter „Arbeitsspitzen“, speziell in der Getreide-, Kartoffel- und Rübenernte, die entsprechende Technik mieten und die benötigten Helfer, die sich im Dorf fanden, bezahlen konnten.

Nach wenigen Jahren stand immerhin ein Teil der pommer-schen und ostpreußischen Bauern, die in Mecklenburg-Strelitz Neubauern geworden waren, trotz des schwierigen Neubeginns dank ihrer Erfahrung und Tüchtigkeit schon wirtschaftlich besser da als manche ortsansässigen ehemaligen Tagelöhner, die selbst-ständiges Wirtschaften bisher nicht gewohnt waren. Und dementsprechend genossen diese zugezogenen Neubauern in der Regel trotz ihres Flüchtlingsstatus – mit zwei eigenen Pferden vor dem Pflug als neuem Statussymbol – bald ein größeres Sozialprestige als wirtschaftlich schwächere Einheimische, ja konnten sich in dieser Hinsicht mitunter sogar mit den Altbauern messen. (vgl. Seraphim 1954, S. 88f.).

Das wirkte sich dann auch in der Kommunikation aus. Den Erzählungen solcher Leute über die alte Heimat, über deren hohe zivilisatorische Standards und deren reiches Kulturleben hörten nun auch diejenigen aufmerksam zu, die kurz nach dem Krieg derartige Berichte kurzerhand als unwahr vom Tisch gewischt hatten. Und wenn die gleichen Erzähler dann auch noch ein paar Schwänke auf Lager hatten, wurden sie rasch zum Mittelpunkt einer Erzählrunde, die sich nicht nur auf den Kreis der Verwandten beschränkte, sondern auch oder gerade die Bauern-versammlung oder den Stammtisch mit einschloss. Auch Cammin war damals ein Dorf, in dem wohl viel erzählt wurde, wobei es schließlich keine Rolle mehr spielte, ob man Einheimischer oder Flüchtling war, wenn man zusammenstand oder -saß und erzählte oder zuhörte. (Neumann 2003, S. 15-19).

Camminer Erzähler am Beginn der Sammeltätigkeit

Über die Geschichte von Cammin, den Ort des hier geschilderten Geschehens, gibt es aus der Frühzeit wenig Nachrichten. Das Dorf wurde angeblich 1170 als *Kamino* [Steinort] vom Fürsten Casimir von Pommern dem Kloster Broda geschenkt und taucht ab dem 13. Jahrhundert gelegentlich in alten Urkunden auf. Demnach befand sich Cammin 1353 im Besitz einer Familie von Behr. 1496 war es nachweislich bereits Pfarrort. 1508 gab es dort sechs Bauern, die jeweils zwei Hufen bewirtschafteten, und vier kleinbäuerliche Kossatenstellen. 1581 starb die Familie von Behr aus, und Cammin ging in den Besitz der Familie von Jasmund über, die es bis 1831 behielt. Dann besaß es die Familie Hoth, zuletzt ein Adolf Hoth (1856-1912), dessen Grabstein sich noch auf dem Friedhof in Cammin befindet. 1883 gelangte das Gutsdorf in den Besitz des Kammerherrn von Borck auf Möllenbeck, dem es 1890 ein Leutnant W. Böhmer abkaufte. 1902, nach dem Freitod Böhmers, erwarb Otto Diederichs das Gut, das dessen Witwe bis zu ihrer Flucht im Frühjahr 1945 innehatte. (Raabe/Quade 1894, S. 1357f.; Krüger 1929, S. 138f.).

Auf einer Karte von 1758 ist Cammin erstmals als Angerdorf mit einer seitlich auf dem Anger auf einem kleinen Hügel liegenden Kirche eingezeichnet. Am Westrand des Angers befanden sich damals noch die Bauerngehöfte des Ortes, die später den Tagelöhnerkaten weichen mussten. Und in einem topographischen Handbuch aus dem Jahre 1843 wird auch etwas ausführlicher auf das Gutsdorf eingegangen:

„Cammin, an einem beträchtlichen See und in hügeliger Gegend [gelegen], Hof mit Kirche, Schule, Schmiede, 3 Cossaten und 151 Ew. [= Einwohner], assecurirt zu 22,150 Rthlr. und von guter Bauart. Neben dem unmittelbar am See gelegenen Herrenhaus befinden sich auf einer Anhöhe, die eine weite Aussicht beherrscht, die Ruinen einer Burg, bestehend in Mauerwerk von Feldsteinen und in Kellergewölben. Die Feldmark hat guten Mittelboden und ziemlich viel Heuwerbung. [...] Gutsbesitzer Hoth.“ (Hempel 1843, S. 491).

Fünfzig Jahre später führte bereits die Berliner Nordbahn am Dorf vorbei. Die um 1300 erbaute frühgotische Feldsteinkirche bildete nach wie vor den Mittelpunkt des Dorfes, auch wenn es schon seit 1679 kein Pfarrort mehr war, sondern zur Pfarrei von Rödlin gehörte. Aber Cammin hatte weiterhin eine eigene Schule, und es gab außer der Schmiede eine Holzwärtere, jedoch statt der drei Kossaten nur noch zwei außerhalb des Dorfes gelegene bäuerliche Erbpachtstellen. Bei den „Ruinen einer Burg“, von der sonst nie die Rede ist, dürfte es sich freilich um die Reste eines früheren Herrenhauses gehandelt haben, das abbrannte oder abgebrochen wurde. Dafür ließ 1862 der Vater des letzten Hoth etwa 200 Meter weiter ein neues, bewusst repräsentatives „Schloss“ errichten (Raabe/Quade 1894, S. 1357f.; Krüger 1929, S. 139-141).

Manche historischen Fakten waren durch die Erzählüberlieferung der „Alten“ auch noch ungefähr im kollektiven Gedächtnis der Camminer präsent. Im ehemaligen, zu einer Wohnung umgebauten barocken Torhaus des Gutshofs z.B. lebte 1947 ein alter Mann, dessen Namen mir entfallen ist, der „sein täglich Brot“ mit der Anfertigung von Holzpantoffeln und dem Flechten von Körben verdiente. Er erzählte mir bei seiner Arbeit, wenn ich nach Schulschluss zu ihm kam, im Schatten vor dem Haus von der alten Kirche und dem neuen Schloss, von der „Junkerwirtschaft“ und dem Eisenbahnbau. Leider ist mir das nach 70 Jahren nur noch sehr dunkel erinnerlich.

Später schrieb ich mir dann auch das eine oder andere aus der Historie des Ortes auf, das man zu berichten wusste. Zunächst interessierte viele die Geschichte des Gutshofs, über die man sich Gedanken gemacht hatte, z.B.:

„De Hoff hett fröher ganz anners utsehn. Dat olle Schloss von Cammin is affbrennt. Dat hett dor stähn, wo nu de Keller is. Dat is noch de Keller von dat Schloss, wo nu de dicke, grote Esch steiht vör de Kellerdör. Weck seggen jo, de Gotsherr Fritz von Borck, dee sall dat sülben ansteckt hebben, em wier dat oll Herrenhuus nich mihr got nog'. De Kohstall un de Pierd'stall un de Schäpstall, dee hebben dor dicht bie stähn, dee sünd ok mit affbrennt. Bloß de Schwienstall un de Rohrdackschüün un

dat Torhuus, dee sünd stahn bläben. As dat all wedder upbuugt worden is, is dat grötter mäkt worden. De Hoff is jo nu väl grötter. De Massivschütin, dee is ok dreemal affbrennt, bloß dat Dack, nich de Muuern, dor is denn ümmer wedder 'n nie Dack upsett't worden. Un dat niege Schloss sall jo 1860 bett 1864 upbuugt worden sinn.“ (*August Rust, Cammin*).

Hier wird zwar ein Gutsherr mit Ereignissen in Verbindung gebracht, die zumeist Jahrzehnte vor seiner Zeit als Besitzer von Cammin geschahen. Doch an den späteren Gutsherrn von Borck erinnerten sich manche „Alten“ noch eher. Freilich war gelegentlich auch von Gutsherren aus früheren Zeiten die Rede: Vor allem Adolf Hoth, dessen überdimensionaler Grabstein bei jedem Friedhofsbesuch ins Auge fiel, tauchte wiederholt in den mündlichen Erzählungen auf. So glaubte man in etwa zu wissen:

„Disse ganzen Göder in de Ümgegend hebben alle dee von Jasmund gehört. Ok de ganze Busch in de Ümgegend hett ehr hört. De letzte von ehr sall jo liederlich läwt hebben. Dat hett mi den' letzten Gley sien Großvadder vertellt. Hoth is 'n Inspekter wäst von dissen Jasmund. Un de oll Gley un Hoth wieren Fründ'n. Hoth is 'n groten Landwirt wäst un dorüm 'n Fründ von 'n Großherzog, von den' Strelitzer Großherzog. (*August Rust, 27.12. 1958*).

Über solche Begebenheiten in der Vergangenheit, von denen die „Alten“ erzählten, mussten die Jüngeren allerdings meist erst nachdenken. So hieß es z.B. auch, dass sich ein Camminer Gutsherr vor vielen Jahren seiner Schulden wegen erhängt habe, und seitdem spuke es dort. Daher fragte ich bei einer Gelegenheit Heinrich und Hermann Rochow, was sie darüber wüssten. Und da sie nur sehr zögerlich antworteten, ließ sich auch ihre Auskunft wörtlich mitschreiben:

Heinrich: „Dat is een von de Diederichschen wäst.“ – *Hermann:* „Nein, das ist ein Hoth gewesen, der Vorgänger von Diederichs, der das Gut hier hatte.“ – *Heinrich:* „Ja, dee wier 't.“ – *Hermann:* „Und dass der sich aufgehängt hat, weiß ich nicht. Der

is ins Wasser gegangen.“ – *Heinrich*: „Ja, dee hett sich versööpt, so wier 't. Dee wier bie de Friemurers.“ – *Hermann*: „Ja, und seine Zeit war rum. Bei den Freimaurern ist das ja so: Wenn ihre Zeit rum is, kommen sie ran. Es sei denn, sie kriegen einen andern. Dem geben sie dann Geld, und der muss mit Blut unterschreiben, ob er will oder nicht. Und dann holen sie den.“ – *Heinrich*: „Ja, un de oll Hoth wull mienen Großvadder kööpen, dat hett Großmudder vertellt.“ – *Hermann*: „Mein Großvater hat eine Uhrkette gehabt, an der hat er immer gespielt. Un denn hat er [Hoth] ihm Geld geboten. Aber mein Großvater hat sich schon was geahnt, dass seine Zeit rum is, und der hat das Geld nich genommen. Und da is der Hoth in den See gegangen, damit sie ihn nicht holen, davor hat er Angst gehabt.“ – *Heinrich*: „Un denn hett Diederichs Cammin köfft. Ja, so wier 't.“ (*Hermann und Heinrich Rochow*, 22.12.1958).

Auch hier wurde das mündlich überlieferte Geschehen wie selbstverständlich dem bekanntesten, durch seinen Grabstein bezeugten früheren Junker zugeschrieben und dieser in die zeitliche Nähe von Diederichs, dem letzten Gutsherrn von Cammin, gerückt, der für die beiden Befragten fast noch gegenwärtig war. Um was und um wen es sich hier wirklich handelte, konnte aber erst die alte Frau Walter erklären, in deren Jugend das hier Überlieferte sich begab, worauf noch gleich zurückzukommen sein wird.

Am häufigsten wurde denn auch von merkwürdigen Vorfällen erzählt, die sich in den letzten Jahren in Cammin oder in der näheren Umgebung zugetragen hatten (oder zugetragen haben sollten), so etwa in der „Russenzzeit“:

„As de Russen intreckt sünd, hett sich Kurt Meyer in de Gruft verstäken. He hett eenen Doden ruutleggt un is in den' Sarg schläpen gähn. Gruuglich worden is em nich; un de Doden hebben em ok nicks dån. Mien Vadder hett ümmer seggt: ‚Vör de Doden bruukst du keen Angst to hebben, dee don di nicks, œwer vör de Lebendigen, dor seh di vör.‘ Kurt Meyer hett dor unnen 'ne ganze Tiet schläpen. As sich dat 'n bäten beruhigt hett, is he vörkåmen.“ (*Friedrich Peters*, Cammin, 1958).

Anderes, das ich über die „Russenzeit“ zu hören bekam, war nicht so kurios, sondern mehr oder minder schrecklich. Das habe ich nicht aufgeschrieben und würde es hier auch nicht mehr anführen. (vgl. Olschewski 2009, S. 45f., 54-56). Und was über Begebnisse in der Folgezeit in Cammin erzählt wurde (bzw. was mir davon zu Ohren kam) betraf meist irgendwelche Alltäglichkeiten, wie sie in jedem Ort zur Sprache kommen und hier nicht dokumentiert werden müssen. Nur mitunter geschah im gewohnten Alltag auch so Unfassbares, dass man sich länger damit beschäftigt, z.B.:

„Als die Kleine von Moldenhauer ertrunken ist vor paar Jahren, da haben sie tagelang nach der Leiche gefischt und haben sie nicht gefunden. Da sind sie zu Frau Walter gegangen und haben ihr gesagt, sie soll kommen und einen Spruch sagen, damit sie die Leiche finden. Aber die hat das nicht gemacht. Sie hat gesagt, die Jungen lachen sie doch bloß aus. Schließlich hat sie Frau Kohrt den Spruch gesagt, und die hat ein Brot ins Wasser geschoben und hat das vor sich hingemurmelt; und das Brot ist ein Endchen geschwommen, und dann hat es sich immerzu in die Runde gedreht. An der Stelle ist dann einer getaucht und hat die Kleine gleich mit hochgebracht. Und vorher haben sie paar Tage mit Netzen alles kreuz und quer abgefischt und haben nichts gefunden. Und nachher gleich beim ersten Mal? Wie kommt denn das?“ (Gertrud Neumann, Cammin, 25.12.1958).

Frau Walter wurden im Ort magische Kräfte nachgesagt, sodass man sie aufsuchte, wenn man sich verletzt hatte oder krank fühlte und der Arzt einem nicht geholfen hatte oder man erst gar nicht zu ihm hinging. Dann half ihr Bestreichen und gleichzeitiges unverständliches Gemurmel. (vgl. Neumann 2017, S. 17-19). Aber wer mit scheinbar übernatürlichen Kräften Heilwunder vollbringen konnte, dem traute man auch zu, dass er mit diesen Kräften andere schädigen könne, zumal wenn man es miterlebt zu haben glaubte:

„Einmal ist Frau Walter aus Neubrandenburg mit dem Zug gekommen und hat bei Mertens in den Stall gekuckt und hat gesagt: ‚Was für ein schöner Pölk!‘ Und hinterher kam sie zu mir und hat mein neugeborenes Lämmchen gelobt. Und als der

Zug nach Neubrandenburg wieder mit ihr losfuhr, streckten im selben Augenblick Frau Mertens Pölk und mein Lämmchen alle Viere von sich und waren tot. Soll das nun wirklich bloß Zufall sein?“ (*Gertrud Neumann*, 25.12.1958).

Berichte dieser Art, auch wenn sie im Dorf die Runde machten, galten seinerzeit allerdings ebensowenig als „Volkserzählung“, wie die überlieferten „Fakten“-Berichte über Geschehnisse oder Personen in fernerer Vergangenheit. Richard Wossidlo zeichnete zwar auf seinen Sammelreisen im Prinzip alles Erzählte auf, das ihm mitgeteilt wurde. Als er einmal in Cammin war, fand er dort aber wohl keinen ihm geeignet erscheinenden „Gewährsmann“. Hier gab es allerdings von den frühen 1920er Jahren bis zu der „Russenzeit“ einen als fesselnden Erzähler von „Geschichten und Witzen“ dorfbekanntem „Stääthöller“, von dem noch 20 Jahre später anerkennend berichtet wurde:

„Fritz Ball hett de Lüüd' Bescheed seggt, wat se an'n Dag don süllen un hett ok uppasst, dat de Lüüd' an'n Dag ok arbeiten deden. He hálte dat Ordre von den' Inspekter un bröcht dat to de Pierd'knechts. He wier de Stääthöller von de Pierd'knechts. He wier all 'n ganz ollen Mann. He künn ok nich mihr recht arbeiten. Dee hett ümmer weck loslâten, korte un lange. Dat hett he so bie de Arbeit vertellt, wenn wi bie't Seigen oder süsso bie up 't Feld wieren un Frühstückspaus' mäkten un all so 'n bâten tosâmen wieren.“ (*Friedrich Peters*, Cammin).

Was in meiner Jugend in Cammin im Kreis der Erwachsenen, soweit ich es mitgehört habe, an Alltagserzählungen, aber daneben auch an tradierten Sagen und Schwänken sowie zeitgenössischen Witzen in den Arbeitspausen auf dem Feld, in der Ernte oder auf dem Bau zum Besten gegeben wurde, habe ich seinerzeit zwar registriert, nachdenklich mitbedacht oder auch mitbelacht, aber im Prinzip nur in blassen Bildern von Erzählsituationen höchst schemenhaft im Gedächtnis behalten. Auch von dem, was wir Jungs uns untereinander an spaßigen Geschichten und „neuen Witzen“, speziell von Hamstern und Schwarzmarktfahrern, zu erzählen wussten, habe ich nur eine, als witzig empfundene und selbst

wiederholt nacherzählte Geschichte behalten, von der hier zumindest der Inhalt mitgeteilt sei:

„Der Zug hält in Berlin an der Zonengrenze. Alle, die in Westberlin etwas eingekauft haben, zittern. Eine Frau versteckt noch schnell ein Pfund Bohnenkaffee in ihrem Muff. Als die Polizei ins Abteil kommt, sagt der eine Mann: ‚Die Frau da hat ein ganzes Pfund Bohnenkaffee.‘ Sie muss es rausgeben, und der Polizist zieht damit ab. Alle im Abteil sind empört, und der Mann sitzt ganz geknickt da. Als die Polizei weg ist und der Zug weiterfährt, sagt er: ‚Tut mir leid, ich musste das machen, sonst wär’ ich kontrolliert worden. Denn ich hab’ zehn Pfund Kaffee bei mir.‘ Und zu der Frau: ‚Hier haben Sie zwei Pfund ab, ein Pfund für den Schreck.‘“

Wir amüsierten uns damals alle über die Pfiffigkeit des Mannes, der die Polizei so reinlegte. Dabei hatten wir zu dieser Zeit noch überhaupt keine Ahnung, was es mit Bohnenkaffee auf sich hatte.

Der erste erwachsene Camminer, den ich bewusst als mecklenburgischen Erzähler von Volksschwänken kennenlernte, war der Neubauer *Friedrich Peters* (1908-1999), von dem seine Tochter mir mitgeteilt hatte, dass er seinen Kindern früher lustige kleine Geschichten erzählt habe. Als ich ihn zu Weihnachten 1957 darauf hin ansprach, verwies er auf den schon genannten Fritz Ball, „dee vertellte oft bie’n Frühstück äten“ und hätte mir sicher viel erzählen können, aber der sei inzwischen tot. Und Peters meinte:

„Fröher würd jo vål vertellt, von König Fritz un Ulenspiegel un wie dat so wäst is. De Fritz Ball, dee hett sich dat so behollen un hett dat denn ümmer wieder vertellt. Fröher gew dat vål so’ne Vertellers, æwer hüüt giffit dat sowat jo nich mihr, dee sünd nu all utstorben.“

Das klang nicht gerade ermutigend, denn ich war auf der Suche nach Originalbelegen für meine Dissertation (Neumann 1961) und hätte auch gerne Belege aus Cammin, meinem zweiten Heimatdorf, gehabt. Aber dann begann Peters doch Begebnisse in dem Ort aus der Zeit, als Diederichs dort Gutsbesitzer war, zu erzäh-

len, kam dann auf Eulenspiegel zu sprechen, zu dem ihm vier auf den Möllner Schalk übertragene Sujets einfielen, wie sie Fritz Ball erzählt hätte (z.B. ATU 1242; ATU 1563*; Uther *1696B*), und diktierte mir eine Fassung des Schwanks von den doppelten Prügeln (ATU 791) mit König Fritz und Eulenspiegel (!) im Nachtquartier sowie einen Hochzeitsschwank (Uther *1820B; alle Texte 25.12.1957). Zwei Tage später konnte ich zwar nur noch einige Diederichs-Geschichten aufzeichnen. Bei späteren Besuchen kamen dann allerdings wiederholt Sagen und Schwänke hinzu, die er ebenfalls schon lange kannte, sich jedoch erst bei einer Assoziation wieder daran erinnerte (z.B. ATU 1339D, ATU 1635*(5)), denn im Grunde stand er noch relativ fest in der mündlichen Erzähltradition.

Friedrich Peters wurde in Malchin geboren, aber sein Vater, der Diederichs kannte, kam wenig später nach Cammin, um hier als Tagelöhner auf dem Gut zu arbeiten, und übernahm ein Pferdegespann. Friedrich, der jüngste Sohn, besuchte in Cammin die „Volksschule“ und lernte in der Zeit den „alten Diederichs“, wie er erzählte, als einen tyrannischen Gutsherrn kennen, der den Dorfkindern im Grunde alles verbot, was ihnen Freude machte, und das mit Prügeln durchsetzte, z.B.:

„Dat wier ok früher in den' vörigen Krieg [1914-1918]. Donn güngen de Kinner ok giern nah 'n Angeln. Un dat Angelflach wier hauptsächlich ümmer bie de Hoffwasch. Un de Wasch, dee stünd' ok ganz vull vull Jungs, dee angeln deden. Ęwer 'n poor Tokiekers wieren ok dorbie, un een wier ick. Ick heff keen Angel hatt. Un mit eens, dor kümmt de Herr an un hadd sien'n Gärtner bie sich, Gärtner Suthahn, un röppt mit luude Stimm: ‚Wat måken ji dor all? Kommt mal her, kommt mal her!‘ Un ick nehme jo glied Reißaus. Un der Gärtner kem glied hinner mi un wull mi ok noch griepen. Ęwer bie den' Fischer wier een hohgen Tuun, un dor kem ick doch schneller røwer as he, un weg wier ick. Ęwer de annern Jungs, dee nehme de Herr de Angels all aff, un jeder kreeg' ornlich een poor an't Muul, un donn können s' ok nah Huus gån. Bie de Dörpwasch können wi båden un ok angeln. Ęwer süß dörften wi jo nirgends hengån.“ (Friedrich Peters, 27.12.1957).

Auch gegenüber seinen jugendlichen Arbeitern verhielt sich Diederichs anscheinend nicht viel anders. „He wier jo 'n groten Kierl un wög mindestens æwer twee Zentner“, sodass er schon von der äußeren Erscheinung her einschüchternd wirkte und man sich möglichst vor ihm in acht nahm:

„De Daglöhner müssten all eenen Håwgänger stellen, un mien öllere Schwester, dee güng fröher ok mál to Håw mit noch mihr Dierns ut den' Dörpen, un se wieren nu jo in den' Gotsgoorden beschäftigt. Un dat wier gråd' um de Tiet, wo de Stachelbeeren un de Johannisbeeren riep wieren un se sich jo nu ok weck affplücken deden. Se dachten jo ok, de Luft wier rein. Un mit eens, dor kümmt de Gotsherr rin, Diederichs, un schriegt glik los: ‚Wat måken ji dor? Kommt mal her, kommt mal her!‘ Dor müssten se jo henkåmen, un batsch!, dor haugte he glik jeden ein, twei an't Muul. Un sofort müssten se an ehre Arbeit wedder gåhn [...]. Dee hebben dor wat ümtogråben hatt in'n Goorden. (Friedrich Peters, 27.12.1957).

Solcher Behandlung wollte sich der junge Friedrich nicht aussetzen, sondern nach dem Abschluss der Schule sofort eine Handwerkerlehre beginnen. Doch dann konnte er seine Lehrstelle nicht antreten. Der Vater zog sich im Pferdestall eine Blutvergiftung zu, an der er verstarb; und der gerade der Schule entwachsene Sohn musste anstatt des Vaters auf dem Gut arbeiten, wollte die Familie nicht ihre Existenzgrundlage verlieren und ihre Katenwohnung für einen neuen Tagelöhner räumen müssen. Später diente Peters auch kurzzeitig als Knecht bei einem Bauern im nicht weit entfernten Kublank, kehrte dann aber nach Cammin zurück, heiratete 1935 die Tochter eines ortsansässigen Eisenbahners und blieb als Tagelöhner auf dem Gut, weil der Gutsherr ihm eine recht komfortable Wohnung in einem ausgesprochen schmucken, neugebauten Insthaus zubilligte und Peters inzwischen mit dem Respekt behandelte, den der erwartete. Doch bald nach Kriegsbeginn wurde auch Peters, der das braune Regime insgeheim ablehnte, wie die meisten „wehrfähigen“ Männer in Cammin zur Wehrmacht „eingezogen“ und nach kurzer militärischer Ausbildung „an die

Front“ geschickt, wo er als Infantrist in vorderster Linie mehrmals schwer verwundet wurde. Beim Einmarsch der „Russen“ war er auf Genesungsurlaub daheim und konnte sich mit seiner Frau, während die Oma die Kinder betreute, so gut verstecken, dass sie nicht entdeckt wurden und die ganze Familie die schreckliche erste Zeit der Besatzung körperlich unbeschadet überstand. Die folgenden Monate „unter den Russen“, die ihn eines Tages zusammen mit anderen Männern des Dorfes verhafteten, aber wieder frei ließen, waren sehr belastend. Doch die „Bodenreform“, die ihm nicht nur eine neue Existenzgrundlage, sondern auch die Möglichkeit bot, endlich „auf eigenen Beinen zu stehen“, sah er als große Chance und machte aus seiner Siedlung, die er durch die Pachtung des Schullands vergrößerte und zusammen mit seinem jüngsten Sohn Rudi bewirtschaftete, im Verlauf eines Jahrzehnts einen florierenden Landwirtschaftsbetrieb.

Friedrich Peters war niemand, der bei jeder Gelegenheit etwas Spaßiges zu erzählen pflegte, sondern hielt sich eher damit zurück. Doch wenn er in einer Erzählsituation etwas zum anstehenden Thema zu sagen hatte, tat er es auch. Was er schon öfter erzählt hatte, konnte er jederzeit wiedergeben. Einige neu aufgegriffene Erzählungen, die er zunächst nahezu wortgetreu zu rekapitulieren vermochte, hatte er dagegen nach kurzer Zeit wieder vergessen. Für Peters stellten seine bis 1959 aufgezeichneten Schwänke, die meist in landwirtschaftlichem Milieu, d.h. in der eigenen Lebenswelt, lokalisiert waren, zwar keine Selbstzeugnisse mehr dar, wie gelegentlich bei älteren Erzählern, aber galten ihm als überlieferte Berichte mit hohem Wahrheitsgehalt. Sie illustrierten für ihn, „wie dat früher wier“. Er erzählte sie gern und gefällig, bot sie allerdings meist doch nur im Familien- und Bekanntenkreis dar – und das eher selten, während er von Fritz Ball, dem er über Jahre zugehört hatte, anerkennend meinte: „Dee künn dat jo väl bäter as ick.“

Ein Jahr später besuchte ich in der Weihnachtszeit (22.12.1958) wieder mal Rochows und traf auf Hermann und *Heinrich Rochow* (1927-1988), die mir, wie bereits angeführt, den mysteriösen Selbstmord eines Camminer Gutsherrn zu rekonstruieren versuch-

ten. Heinrich hatte mir schon öfter länger zurückliegende Begebenheiten aus Cammin erzählt, trat jedoch, wie ich gehört hatte, gelegentlich auch als Unterhalter hervor. Er kannte einige Volksschwänke, die er öfter im Familien- und Bekanntenkreis gehört hatte. In ihnen war fast ausschließlich von Bauern die Rede, die sich mit ihrem Knecht stritten oder sich in der Stadt nicht zurechtfinden; und dieses Erzählgut hatte er sich weitgehend zu eigen gemacht. Als er nun die erst kürzlich gehörte Variante eines Schwanks erzählte, in dem ein Knecht einem Bauern eine Abfuhr erteilt (ATU 1574*), und ich ihm daraufhin die häufiger belegte Fassung des Erzähltyps entgegenhielt, nach der ein Herr seinen Knecht hereinlegt, kam von Hermann die aufschlussreiche Erwiderung: „Ja, wenn ein Großer den Kleinen heruntermacht, das ist ja Satz, das kann er ja; aber wenn ein Kleiner den Großen runterputzt und lässt ihn dann stehen, das sieht all ümmer dœmlicher. Hier kann er es ihm mal geben.“ Und Heinrich fügte zustimmend hinzu: „Un de Buuer steiht bedüppert dor. Denn möt man lachen. Dat is Unnerhollung.“ Bei beiden rief dieser Schwank eine Befriedigung ihres sozialen Gerechtigkeitsgefühls hervor, obwohl sie sich nur bedingt mit dem geschilderten Knecht identifizierten. Die übrigen Schwänke handelten meist von skurrilem bäuerlichem Unverständnis und von der Pflicht der Bauern zur Wurstlieferung an den Pfarrer sowie von einer Städterin, die angeblich keine Harke kannte. (ATU 1628).

Während Heinrich noch erzählte, kam der Vater *Ernst Rochow* (1900-1989) dazu und gab eine Reihe komischer Begebenheiten zum Besten, die sich in den umliegenden Dörfern zugetragen haben sollten. Er wusste sich damit im Unterschied zu Heinrich gefällig in Szene zu setzen, obwohl es ihn andererseits fast genierte, dass er „so was“ von sich gab. Als Beispiel für seine Erzählweise sei allerdings ein Text zitiert, bei dem es sich um ein tradiertes Sujet handelt:

„Een Junker mit 'n poor schöne Rappen führt to Feld, een Kohbuuer ok. De Junker will em œwerhålen, führt œwer 'n Endlang glieken Schritts mit em un bütt em 'ne Wettfohrt an. De Kohbuuer will nich recht ran, doch nah 'n poor Dåg' bütt de Junker

em datsülwige an. De Kohbuuer hett sich dat intwischen øwerleggt un nimmt de Wett an, för 30 Dåler in Gold. – Nah 14 Dåg' sall de Wettfohrt måkt warden. De Streck is utmåkt bett an 'n annern Uurt. De Start beginnt. De Buuer, dee schleiht up sien Kõh, un de Diere, dee rõnnen, wat se kønen. De Junker, dee schleiht ok up de Rappen in, øwer dee hebben de Kõh nich øwerhålt. De Buuer is toierst an't Ziel. – De Junker mõt den' Buuern 30 Dåler in Gold uttåhlen un frõggt em denn, wie he dat måkt hett. – ‚Ja‘, seggt de Buuer, ‚in dee 14 Dåg' hebben mien Kõh bloß hier wat to fråten krågen. Jeden Dag bün ick hierher fñhrt un jeden Dag 'n båten fixer, bett se dit Tempo erreicht hadden.‘ – De Kõh hett he to Huus nich mihr fodert.“ (*Ernst Rochow, Cammin, 22.12.1958*).

Ernst Rochow verstand es, seine schwankhaften Erzåhlstoffe, die er meist erzåhlfreudigen Bekannten nacherzåhlte, aus der Eingebung des Augenblicks heraus amüsant zu variieren und, was man den notierten Texten nicht unbedingt ansieht, irgendwie spannend zu erzåhlen. Seine Sujets waren für ihn teils so etwas wie „Vor-elterngeschichten“, teils aber auch bloßer Unterhaltungsstoff, um in geselliger Runde zu erheitern. Und es war interessant zu sehen: Als er dazukam und zu erzåhlen begann, verstummten die Sõhne, die ihn offenbar auch als den besseren Erzåhler respektierten.

Als ich Heinrich am nächsten Tag wiedertraf, war ihm u.a. auch ein Schwanksujet eingefallen, das schon Fritz Reuter für seine *Låuschen un Riemels* versifiziert hatte (Reuter 1853), nach der ersten Auflage aber wieder herausnahm. Und Heinrich erzåhlte:

„Een Herr un een Kutscher führen beid' to Stadt. Un weil dat recht wiet wier, würd den' Herr dat langwielig, un he meent to den' Kutscher: ‚Johann, segg doch mål Riemels!‘ De Kutscher meent, he weet keen. Donn seggt de Herr: ‚Denn ward ick een vertellen.‘ Un he vertellt een Riemels. – ‚Dat is doch nich wohr‘, seggt de Kutscher. – ‚Dat sall ja ok nich wohr sien, dat sall sich riemen.‘ – Nu mõt de Kutscher een vertellen. Un weil he keen weet, seggt he: ‚Ick bün de Kutscher Johann un poussier mit den' Herrn sien Fruu.‘ – ‚Dat riemt sich doch nich Johann.‘ – ‚Dat is øwer wohr.‘“ (*Heinrich Rochow, 23.12.1958*).

Dieser Text ist charakteristisch für Heinrichs bedächtige Erzählweise. Er formte seine Erzählstoffe nicht aus, sondern gab jeweils nur ganz knapp deren Inhalt wieder, wobei er gelegentlich einen Handlungszug oder einen wichtigen Dialogsatz übergang, sodass, wie hier, etwas an dem textlichen Zusammenhang fehlte und die eigentliche Pointe nicht recht deutlich wurde. Dennoch hörte man ihm eigentlich gern zu, wenn er ins Erzählen kam.

Heinrich Rochow wurde als jüngster Sohn des Erbpacht-Bauern Ernst Rochow in Cammin geboren und besuchte die „Volkschule“ am Ort, in der jeweils zwei bis drei Klassen zusammen in einem Raum unterrichtet wurden. Der Bauernhof, auf dem er die Kindheit verbrachte, war seine Welt, in die er spielend hineinwuchs; und schon während der Schulzeit war er bei allen Arbeiten dabei, zunächst nur neugierig zuschauend, aber schon früh auch als Helfer in Haus und Garten, in Stall und Scheune und am liebsten auf dem Feld. Die Landwirtschaftsschule, auf die ihn der Vater schickte, konnte er jedoch nicht lange besuchen, da er zum Arbeitsdienst beordert und anschließend zum Militär einberufen wurde. Nach Kriegsende aus anglo-amerikanischer Kriegsgefangenschaft entlassen, fand er den Hof im Grunde verwaist vor: Der Vater war verhaftet worden, der Bruder schwerkrank und die Mutter völlig überfordert. In dieser Situation übernahm Heinrich praktisch den Bauernhof und führte ihn trotz seiner noch jungen Jahre wie ein erfahrener Landwirt weiter, wobei ihm die jugendlichen Geschwister Elli und Kurt Jentsch, Flüchtlinge, die im Haus Aufnahme gefunden hatten, zur Seite standen. Als unsere Familie dort mit einzog, waren Haus, Hof und Wirtschaft muster- gültig bestellt und blieben es. Ich habe Heinrich immer bewundert, wie er das alles schaffte – und nach der Ernte auch noch Jahr für Jahr mit seinem Dreschkasten zu uns auf den Hof kam, um ebenfalls unser Getreide auszudreschen. Er war ein vielseitig praktisch begabter Mensch, hatte aber auch seinen Spaß an komischen Erzählungen.

Eine Erzählerin ganz anderer Art, die ich auch in der Weihnachtszeit 1958 näher kennenlernte, war die schon erwähnte, damals 81jährige Tagelöhnerwitwe *Walter*, die im Dorf, wie gesagt,

wegen ihrer angeblich magischen Kräfte und Praktiken von vielen gefürchtet, gelegentlich aber auch konsultiert wurde. Sie kam aus einem Dorf in der Nähe der westpreußischen Stadt Graudenz, aber war schon seit 1905 in Cammin auf dem Gut als Dienstmädchen und später als Köchin tätig und lebte nach dem Tod ihres Mannes im Alter sehr zurückgezogen. Sie war eine noch ganz in „abergläubischen“ Vorstellungen befangene Sagenerzählerin, wie sie Wossidlo so häufig antraf. Und es bedurfte großer Mühe, ihr Vertrauen so weit zu gewinnen, dass sie unter dem Einfluss der Weihnachtsstimmung dem weit Jüngeren ihre Weltsicht offenbarte, mit der sie sonst nur auf Unverständnis stieß, und ihn kurzzeitig an ihrem Sagenwissen teilhaben ließ. Was sie erzählte, waren zum einen merkwürdige Spukgeschichten, wie man sie von alten Leuten noch öfter hören konnte, bei denen sie aber fest behauptete, dass sie wahr seien, und zum Beweis beteuerte: „Ick heff dat Spöken beläwt.“ Und der Inhalt ihrer Freimaurersagen, der angeblich auch auf Selbsterlebtes zurückging und sie offenbar gedanklich sehr beschäftigte, war ihr sogar noch so erlebte Wirklichkeit, dass dessen Mitteilung sie ungemein erregte. (Neumann 2016, S. 112-114). Am interessantesten für mich war der folgende, schon gelegentlich zitierte Text:

„Hier in Cammin hett sich een Herr versööpt. Dat wier Böhmer, dee hadd dat Got näh Hothen, æwer man bloß twee Jahr. Dee wier unner de Friemuurers gâhn, un as sien Tiet affloopen wier, wull he sich jo eenen inkööpen, dee för em starben süll. He hett hunnert Mark henleggt hatt up de Kommod; un wenn dee een nähmen hadd', denn hadden se den' ümbröcht, oder he wier von alleen storben, dat weit ick nich mihr so genau. Jedenfalls hett de Inspekter Eichholz oll Vadder Mussehl, dat wier de Stääthöller, warnt, dat he dat Geld nich nähmen süll. Un as Böhmer sien Tiet affloopen wier, is he den' Abend nich mihr bie de Böker wäst; he hett ümmer bett Klock zwölf bie sien Böker säten. Den' Abend hett sien Fruu ok mit den' Pantoffel butzt, un dor is he nich in de Stuw' unner wäst. He is an 'n See gâhn un hett sich uttreckt un hett in jede Tasch 'n halben Zentner Steen stäken un is denn rinersprungen bie dat Ruhr hier glick

vörn. – Ick wier to dee Tiet Mäken up den' Hoff. Wenn wi denn näh dat Melken gängen, wier dor ümmer 'ne schwart Katt oder ok 'n schwart Hund, un ick will Se dat grädhen seggen: Dat wier de Düüwel, wägen den' Herrn, dee sich versööpt hadd! O wat hadden wi Mäken för Angst! Wi müchten dor gor nich langgåhn. ...“ (Frau *Walter*, Cammin, 25.12.1958).

Auch hier ist wieder Hoth erwähnt, aber das Geschehen wird von Frau Walter, die die infrage kommende Zeit vermutlich bewusst miterlebt hat und das Vorgefallene bis in die Details erstaunlich genau schildert, erstmals Böhmer zugeordnet, von dem kaum jemand von den bisher Befragten etwas wusste. Und aus der Erzählung geht wohl auch hervor, dass die Erzählerin des Erzählten nicht nur miterlebt zu haben glaubt, sondern wirklich so erlebt bzw. von anderen Zeitzeugen so geschildert bekommen hat. Für sie ging es hier um keine „Sage“, sondern wie bei ihren anderen Fraumaurergeschichten um ein Stück miterlebten, ins Mythische ausgreifenden Lebens. Und dabei offenbarte sie sich unbewusst als eine nicht alltägliche Erzählerin. (Neumann 2016, S. 113-115).

Um evt. mehr darüber zu erfahren, fragte ich ein paar Tage später auch den schon mehrfach angeführten alten Rust, der sich Gedanken über die Geschichte Cammins machte, ob hier tatsächlich, wie ich gehört hätte, ein Gutsbesitzer auf mysteriöse Weise Selbstmord begangen hätte. Und seine Version lautete:

„Ja, hier hett sich een versööpt. Dat wier Böhmer, dee hett Cammin von Hothen köfft. Dee hadd jo donn alle Göder hier in de Ümgegend. Ick wier jo noch 'n Kind donn. Böhmer is mit 'n Kåhn ruutführt dor an'n Park bie dat Ruhr un hett sich 'ne Kåd', 'ne schwore Holtkåd' von 39 Pund, üm 'n Liew bunnen, dat he nich wedder hochkem. Dat würd donn vertellt. Dat heff ick noch so behollen. He sall jo bie de Friemuurers wäst sinn.“ (August *Rust*, 1.1.1959).

Diese knappe Auskunft bestätigte im Grunde das, was Frau Walter erzählt hatte, wiewohl der nur um ein Jahrzehnt jüngere Rust schon wesentlich weniger Details beizubringen wusste. Ich habe dieses Sujet hier mehrfach angeführt, weil die Aufzeichnungen

zeigen, wie unterschiedlich die Wiedergabe einer Begebenheit im Erzählen innerhalb desselben Dorfes bei nachlassender Überlieferung ausfallen kann. Dabei wandelte sich auch die Einstellung zu dem Erzählten. Was für Frau Walter noch erlebte mythische Wirklichkeit war, die sie bis ins Alter bedrängte, das war für die Brüder Rochow bereits ein so fernes, halbvergessenes und im Grunde nicht mehr belangvolles Geschehen, dass sie sich davon nur noch ein ungefähres Bild machen konnten.

Zwar sah man im Dorf noch manches, was z.B. Frau Walter zugeschrieben wurde, als irgendwie übernatürlich an, weil man es sich rational nicht zu erklären vermochte. Darin machte auch meine Mutter *Gertrud Neumann* (1905-2002) keine Ausnahme. Sie war zwar nicht sonderlich erzählfreudig, aber wenn man auf Übernatürliches zu sprechen kam, fiel ihr meist etwas Ähnliches ein, von dem ich, als sie noch unter dem Eindruck ihres Zusammentreffens mit Frau Walter stand (siehe oben S. 83f.), auch einiges mitschrieb. Dazu gehörte u.a. auch das Folgende:

„Meine Schwester ist im letzten Krieg mal mit der Eisenbahn gefahren. Und ihr gegenüber saß ein Soldat. Plötzlich packt der ein Pfund Butter aus und schenkt es ihr. Und sie hat es auch genommen. Und wie sie das meiner Mutter erzählt, sagt die: ‚Davon ess ich nichts.‘ Aber meine Schwester sagt, sie ist nicht abergläubisch. – Und die Butter hat meine Schwester auch noch mitgebracht, als sie wieder zu mir kam. Und mir erzählt sie auch die Geschichte. Und ich sag’ auch: ‚Davon ess ich nichts.‘ Aber sie sagt wieder: ‚Ich bin nicht abergläubisch.‘ – Einen Tag später war ich weggefahren, und als wiederkomm, sagt sie: ‚Ich glaub’, ich werd’ krank. Ich kann so viel essen, und immer, wenn ich so viel essen kann, werd’ ich krank.‘ Und ich lach’ sie aus und sag’, sie soll sich hinlegen. Und sie legt sich auch hin, und ein paar Tage später ist sie tot.“ (*Gertrud Neumann*, 25.12.1958).

Diese Erzählung und mehrere andere waren die unmittelbare Reaktion der Mutter auf meine Freimaurergeschichte von Böhmers Selbstmord, die ich gerade von Frau Walter gehört hatte. Noch am

nächsten Tag meinte sie: ‚Etwas muss dran sein an dem Seele kaufen‘, und führte noch ein weiteres „wahres“ Beispiel dafür an, erzählte dann aber auch von Fällen, in denen sich angeblicher Spuk als harmlos aufgeklärt hatte.

Am gleichen Weihnachtstag sprach ich mit dem ca. 40jährigen Schmied Wilhelm Brandt auch über Spukerlebnisse, als er entgegen meiner Erwartung keine Schwänke kannte, und er berichtete, dass ihn in seiner Jugend die vielen erzählten Spukgeschichten völlig verängstigt hätten, meinte nun aber: „Spökerie gifft ’t nich. Sünd alles Tatsachen. Mi geht dat in een Uhr rin un ut ’t anner ruut. Œwer een Geschicht ward ick di vertellen.“

„In dit Huus währte fröher de oll Wolgast. Sien Sœhn Koorl, dat wier jo all in de Schol ’n Kierl as ’n Bull. Na, de beiden Ollen liggen nachts in’t Bett. Un dor seggt Fruu Wolgast: „Vadder, up unsern Bœhn, dor rögt sich wat. Ick glööv’, dor sünd weck.“ – He ruut, nimmt sich sienen Browning (nâh ’n iersten Weltkrieg hadden jo vâl noch Schusswaffen) un Koorl, dee nimmt sich ’n dicken Knüppel, un denn jo beid’ rup up de Bœhntrepp. Un wenn sich dor wedder wat rögte, denn duckten se sich. He wier jo in de Unnerbücks; un se in’t Nachthemd stünd’ dorbie un säd’ ümmer: ‚Passt bloß up, dat se juuch nich eens up ’n Kopp haugen.‘ He tast’t sich jo rup mit sienen Browning, un as he grad’ rœwerkiesen kann, dor löppt dat wedder, un dor is dat de Katt mit ’n Fedderwisch. De Katten gnâgen jo ümmer an de frischen Goosflüchten. – Sühst, dat is ok een Spâß.“ (*Wilhelm Brandt, Cammin, 26.12.1958*).

Der Erzähler, der mich geduldig hatte mitschreiben lassen, war überzeugt, nun doch noch eine von den „späßigen Geschichten“ erzählt zu haben, wie ich sie suchte. Aber auch spätere Versuche, Schwänke von ihm aufzuzeichnen, ergaben nichts.

Dagegen hatte ich von der Mutter, die mich wohl auf Brandt verwiesen hatte, gelegentlich schon früher tradierte Schwänke gehört, von denen sie einige noch einmal erzählte, damit ich sie aufzeichnen konnte, so z.B. die Sujets vom vorsichtigen Apfelverzehr (ATU 1578C*: 19.12.1958), von dem vergeblichen Versuch,

Austern zu essen (ATU 1339D var.: 20.12.1958), oder von dem Gast, der sich mit an den gedeckten Tisch setzt (ATU 1544). Der letzte dieser Texte sei hier mitgeteilt:

„Eine Frau schickte ihren Mann, der war ein bisschen schwerhörig, zum Nachbarn, da irgendwas zu borgen oder Bescheid zu sagen. Und es war ein Sonntagnachmittag, und er hatte ein ziemlich miserables Mittagessen gehabt und dachte: ‚Du musst noch irgendwie zu deinem Mittag kommen.‘ Und beim Nachbarn gab es Klöße mit Speck. Die waren da gerade beim Mittagessen, wie er kam, und der Nachbar sagt: ‚Schlecht Wetter heute.‘ – ‚Nein danke, ich hab’ schon gegessen.‘ – ‚Ich mein, das Wetter ist heute so schlecht.‘ – ‚Na, wenn du meinst‘ (er suchte schon sein Taschenmesser und zog den Stuhl heran), na, wenn du meinst, dann kann ich ja noch ein bisschen mitessen.‘ Da sagte der Bauer zu seiner Frau: ‚Aber heute ist das auch ganz schlimm mit ihm. Heute hört er ja gar nichts.‘“ (Gertrud Neumann, 20.12.1958).

Die Mutter kam, während sie mit Rücksicht auf die Mitschrift relativ langsam erzählte, in eine bei ihr bisher nicht beobachtete Erzählstimmung, konnte sich dann jedoch „im Moment“ an keine weiteren Schwänke erinnern, die sie zu kennen glaubte.

Aber einige Tage später, am zweiten Weihnachtstag, war Peters bei uns, und als im Verlauf der Unterhaltung die Rede auf einen angeblich etwas „lebenslustigen“ Pastor kam, bemerkte die Mutter dazu: „Also hat Gott die Welt geliebet und der Pastor seine Köchin“, und brachte im Anschluss ein Beispiel (ATU 1355C):

„Der Pastor hat schon drei Kinder gehabt mit seiner Köchin. Und dann saßen sie wieder unter dem Baum, und die Köchin sagte: ‚Wer soll denn die Kinder ernähren, wenn noch das vierte kommt.‘ – ‚Der da oben wird ’s schon ernähren.‘ Immer wieder hat er das beteuert, wenn die Köchin Angst hatte: ‚Der da oben, der wird die Kinder schon ernähren.‘ – Und da saß einer auf dem Baum, der sagte: ‚Ich soll eure Kinder ernähren? Ich werd’ mich den Deuwel drum scheren.‘“ (Gertrud Neumann, 26.12.1958).

Und um noch eine andere Seite des Geistlichen zu illustrieren, schloss die Mutter gleich einen weiteren Schwank an, in dem ein Bauer dem habgierigen Pastor, mit dem er sich nicht gut steht, nur eine ganz magere Martinsgans liefern will. Sein Sohn, der sie hinbringen muss, tauscht sie aber auf dem Pfarrhof gegen eine fette Gans aus und liefert die ab, sodass sich der Pastor hinterher hocherfreut bei dem erstaunten Bauern bedankt.

Diese Schwänke weckten wohl auch beim Vater Erinnerungen. Er hatte sich vor Jahren, in den Pausen während des Hausbaus, ja sehr erzählfreudig gezeigt und mich schon in der Kindheit mit Geschichten aus der Bibel und mit Sagen von Nixen und Wassermännern beeindruckt (Neumann 2005, S. 135f.). Und nun wollte er wohl nicht hinter seiner Frau zurückstehen. Eine Woche vorher (am 19.12.1958) hatte er mir schon den Schwank von den mehrfach gegessenen Austern (ATU 1339D var.) erzählt, aber dann gemeint, ich solle mich doch lieber bei den alten Mecklenburgern umhören. Nun aber waren ihm einige bisher nicht erinnerte Geschichten eingefallen, und er erzählte von mehreren Begebnissen in Adelskreisen, darunter die schon von Ernst Rochow mitgeteilte Episode vom Wettlauf der Tiere, die hier zum Vergleich des Inhalts und zur Andeutung der Erzählsituation noch einmal angeführt ist:

„Kurt Fleischer [jemand, der auch in Cammin gesiedelt hatte; S.N.] hat mal von einem Baron erzählt, der hat mit den Offizieren der Schwiebuser Garnison gewettet, dass seine Schweine besser laufen könnten als die Dragoneroffiziere reiten. Nun hat der Baron einige Kilometer vom Hauptgut entfernt ein Vorwerk gehabt. Der Weg ging meistens durch einen Hohlweg. Wochenlang hat er nun die Schweine, meistens waren es Läufer, auf dem Vorwerk füttern lassen. Zur Nacht kamen sie wieder aufs Hauptgut zurück, wo sie nicht gefüttert wurden. Mit der Zeit waren die Schweine so dressiert, wenn morgens die Stalltüren aufgemacht wurden, dann raste die ganze Meute wie die Wilde Jagd durch den Hohlweg zum Vorwerk. Jedes Schwein wollte zuerst am Futtertrog sein. – Nu kam auch der Tag, wo die Wette ausgetragen werden sollte. Der Baron ließ den Offizieren hundert Meter Vorsprung. Auf ein bestimmtes Signal wurden die

Stalltüren aufgemacht, und die Wilde Jagd ging los. Ehe die Offiziere sich versahen, waren die Schweine zwischen den Pferden, und die Pferde wurden scheu, und alle rasten nun miteinander durch den Hohlweg. Die Schweine sind zuerst angekommen. Die Offiziere kamen mit ihren Pferden humpelnd zurück. [und zu Peters gewandt:] De Pierd' sünd wild worden, dee leeten sich toletzt gor nich mihr regieren. Es soll sogar einige Arm- und Beinbrüche gegeben haben. Dee wullen jo de Wett gewinnen, œwer keiner kem toierst an.“ (*Herbert Neumann, Cammin*, 26.12.1958).

Während die plattdeutsch vorgebrachte Geschichte bei Ernst Rochow flüssig erzählt auf die Pointe zusteuert, wirkt die hochdeutsche Version des Vaters eher wie ein Bericht, in dem durch die penible Schilderung der Vorbereitungen auf den Wettlauf die eigentliche Pointierung des Geschehens verloren geht. Das für mich Interessanteste aber war, dass der Vater, als er sich zusätzlich erklärend an Peters wandte, plötzlich ins Plattdeutsche verfiel, das ich vorher noch nicht bewusst von ihm gehört hatte. Und dann erzählte er anschließend auch in der Mundart die Schwänke von dem Knecht, der alle Mahlzeiten hintereinander isst (ATU 1561) bzw. sich in der Fastenzeit heimlich Schinken vom Räucherboden stibitzt, sowie von dem Lehrling, der die Butter auf dem Brot nicht sieht (ATU 1561*), ehe er, wieder hochdeutsch, noch einige am Vortag gehörte Spukgeschichten anschloss. Das machte ihn für mich auch sprachlich zu einem Mecklenburger, zumal Peters keinerlei Erstaunen darüber zeigte, dass der Ostpreuße plötzlich auch Mecklenburger Plattdeutsch sprach. – In diesem Platt erzählte der Vater drei Tage später ebenfalls noch drei erotisch gefärbte umfangreiche Schwänke so langsam, dass ich mitschreiben konnte, obwohl er dabei mehrfach auf die Uhr schaute. Von da an zählte ich ihn mit zu meinen mecklenburgischen Gewährsleuten in Cammin, und nicht ganz zu Unrecht.

Denn *Herbert Neumann* (1905-1963) hatte in seinem Leben schon einmal, als junger Bursche, längere Zeit in Mecklenburg (speziell im Strelitzschen und Ratzeburgischen) sowie in Niedersachsen gelebt und als Fischergeselle gearbeitet. Damals war noch

nicht das Hochdeutsche, sondern das Plattdeutsche, zumindest auf dem Lande, die nahezu alleinige Umgangssprache der manuell arbeitenden Bevölkerung. Und da er ein Mann von leichter Auffassungsgabe war, dauerte es nicht lange, bis er das berufsbezogene plattdeutsche Vokabular der Fischer nicht nur passiv, sondern auch aktiv beherrschte und sich nach und nach den gängigsten Teil des mecklenburgischen sowie niedersächsischen plattdeutschen Wortschatzes aneignete. Dort saß er in der Freizeit der Wochenenden und Feiertage viel mit anderen Handwerksburschen sowie mit Knechten und Mägden der jeweiligen Gegend zusammen, die sich in geselliger Runde eigene Erlebnisse und auch des öfteren schwankhafte Geschichten erzählten, in denen Bauern, Handwerksmeister, Pastoren usw. nicht gut wegkamen. Deren Inhalte, soziale Akzente und sprachliche Wiedergabe behielt er in Erinnerung an jene Zeit mehr oder minder bewusst bei, obwohl er sich später als Fischermeister selbstständig machte und schließlich Bauer wurde. Als ich ihm einmal einen Schwank erzählte, den er nicht kannte und in dem ein Bauer ausgesprochen negativ gezeichnet war, entgegnete er allerdings ziemlich unwirsch: „Das hat dir aber kein Bauer erzählt.“

Wie er sein Leben selbst sah, geht aus einem von ihm verfassten Lebenslauf hervor, der sich in seinem Nachlass fand und aus dem hier zitiert sei:

„Ich bin am 24. Mai 1905 in Hofleben, Kr. Briesen, geboren. Meine Eltern hatten dort eine mittlere, aber gute Fischerei, und so hatte ich das Glück, eine sorgenfreie glückliche Kindheit zu erleben. Die Volksschule in Gr. Reichenau habe ich mit gutem Erfolg besucht, die letzten vier Schuljahre als Klassenerster, mit besonderer Liebe zu den Fächern Deutsch, Geschichte und Geographie. Nach beendeter Schulzeit trat ich in den väterlichen Betrieb als Lehrling ein und erlernte den Beruf des Seenfischers. 1921 mussten meine Eltern auf Grund der Abtretung Westpreußens als polnischer Korridor, teils auch weil sie ihre deutsche Herkunft nicht verleugnen wollten, die Heimat verlassen und landeten damals im Flüchtlingslager Hammerstein. Für mich ergab sich nun zwangsläufig die Notwendigkeit, mei-

nen Weg alleine zu suchen, und ich begann meine Gesellenwanderung, die mich so ziemlich durch alle Gauen Deutschlands führte und sich über fast ein Jahrzehnt ausdehnte. Mein Grundsatz während dieser Zeit war nicht, Geld zu verdienen, sondern zu lernen und vor allem Land und Leute zu studieren. Diese Jahre zählten nebenbei zu den schönsten meines Lebens.

1932 pachtete ich dann die 150 Hektar große Kinkeimer Fischerei im Kreis Bartenstein in Ostpreußen, heiratete ein Kind dieses schönen Landes und führte ein glückliches Familienleben – bis zum heutigen Tag. Drei gesunde, tüchtige Kinder, die heute [1952] sämtlich die Oberschule in Neubrandenburg besuchen, gaben und geben meinem Leben Inhalt und Ziel.

Durch den Zusammenbruch 1945 habe ich zum zweiten Mal die Heimat und die Existenz verloren, bis 1947 sogar die Familie, die nach Dänemark evakuiert war, während ich als Soldat und später als Kriegsgefangener und zuletzt als heimatloser kranker Bettler ein kümmerliches Dasein fristen mußte. Im Herbst 1945 als hoffnungslos krank aus der Kriegsgefangenschaft entlassen, bin ich nach vielem Umherirren schließlich in Cammin hängen geblieben, wo ich zunächst in der Fischerei Arbeit, Brot und ein Dach über den Kopf bekam. Als später meine Familie von Dänemark nachkommen durfte, konnte ich diese mit meinem kargen Verdienst in der Fischerei nicht mehr ernähren. Eine eigene Fischerei zu pachten war für mich damals jedoch nicht möglich, weil ich Mitglied der NSDAP gewesen war und dieses nicht wie viele andere verschwiegen hatte. Als im Februar 1948 dann eine völlig heruntergewirtschaftete Neubauernstelle ohne Vieh und Gebäude frei wurde, habe ich diese übernommen. Durch eisernen Fleiß und unter persönlichen Entbehrungen der ganzen Familie habe ich ein Gehöft erstellt und mir meinen Hof geschaffen, sodaß ich sagen kann, ich brauch' mich vor meinen Kollegen, die Bauern waren, nicht zu schämen. Seit 1947 war ich im gesellschaftlichen Leben des Dorfes oft mehr als tätig [z.B. als von den Camminer Neubauern gewählter Vorsitzender der örtlichen „Vereinigung der gegenseitigen Bauernhilfe“; S.N.] und bin es auch heute noch. Leider wird der gute ehrliche Wille höhe-

renorts oft mißverstanden. Vor allem hat man mir wegen meiner früheren Mitgliedschaft in der NSDAP Mißtrauen und falsche Vorurteile entgegengebracht, trotzdem ich immer wieder vorher darauf hingewiesen hatte, ehe ich irgendeine Funktion übernahm. [...] Ich habe damals wie auch heute nicht die Protektion einer Partei nötig gehabt, sondern mich durch eigene ehrliche Arbeit ernähren können. [...] Wenn ich überhaupt dieses schreibe, so auch nicht um ein Pöstchen zu erwischen, sondern aus der Erkenntnis, daß es bitter notwendig ist, daß die Bauern durch Bauern vertreten werden, die auch heute noch mit beiden Beinen fest auf ihrer Scholle stehen und weiter stehen wollen.“

Aus diesem kurzen „Lebenslauf“ spricht viel Bitterkeit in Anbetracht des Erlebten. Er hat allerdings auch den Charakter einer Rechtfertigung. Denn vor der Nazi-Herrschaft in Ostpreußen war der Vater ein parteiloser, demokratisch gewählter ehrenamtlicher Bürgermeister der Dörfer Kinkeim und Hilf. Erst Jahre später, unter dem Einfluss der staatlichen braunen Partei-Propaganda, die einem Großteil der Ostpreußen mit Erfolg weis machte, dass nur der „Führer“ sie wieder „heim ins Reich“ holen und ihnen Wohlstand garantieren könne, kam der Vater eines Tages aus Bartenstein zurück und gestand der entsetzten Mutter, in die Partei eingetreten zu sein, „weil es sich nicht mehr umgehen ließ“. Das brachte ihm mancherlei Maßregelungen ein, da er zunächst weiter „bei Juden“ einkaufte und sich auch oft nicht an die „Partei-disziplin“ hielt, sich z.B. eher um seinen Betrieb kümmerte als Parteiversammlungen in Bartenstein zu besuchen, die in der Regel als allgemeines Besäufnis endeten. Im Kriegsgeschehen war er als Artillerist eingesetzt, also nicht in der größten Gefahrenzone. In der sowjetischen Kriegsgefangenschaft wurde jedoch sofort nach der Gefangennahme nach SS-Leuten und NSDAP-Mitgliedern gefahndet. Nach der Erzählung des Vaters mussten die Gefangenen sich in einer Reihe aufstellen, und wen es betraf, der sollte vortreten. Da er sowieso mit dem Tod durch Erschießen rechnete, wollte er sich die Tortur vorheriger Verhöre ersparen und trat vor, allerdings sonst niemand. Aber der offenbar akademisch gebildete sowjetische Offizier, der fließend deutsch sprach, ließ ihn nicht

verhaften, sondern bezeichnete ihn den „einzigsten Ehrlichen“ und hieß ihn zurück ins Glied treten. – Und er blieb gegen alle Erwartung bis zur Entlassung in politischer Hinsicht unbehelligt.

Das änderte sich in Mecklenburg-Strelitz, wo ihm die NSDAP-Mitgliedschaft trotz „Entnazifizierung“ weiter negativ anhing, wenn er das Missfallen der Behörden bzw. der SED erregte. Von dem örtlichen VdgB-Vorsitz trat er zurück, ehe er in die Schusslinie geriet, da die Wahrnehmung dieser unbezahlten Funktion ihn zu viel Zeit kostete, die dann in der Wirtschaft fehlte. Gefährlich für ihn blieb jedoch, dass er öffentlich Kritik an Maßnahmen der Behörden äußerte. Außerdem machte er kein Hehl daraus, dass er der SED wegen ihrer sowjethörigen Politik ablehnend gegenüberstand. So wollte er bei einem bevorstehenden Bürgermeisterwechsel auch verhindern, dass diese Partei, die in Cammin, Riepke und Godenswege nur wenige Mitglieder zählte, einen hauptamtlichen Bürgermeister bekam, der von der Parteileitung in Neubrandenburg ausgesucht war. Deshalb initiierte er mit einer Reihe anderer Neubauern einen mitgliederstärkeren Ortsverband der „Demokratischen Bauernpartei Deutschlands“, die schließlich durchsetzte, dass ein Camminer Mitglied dieser Partei, das zum Bürgermeister gewählt wurde, das Amt auch erhielt [der Schwiegersohn eines Neubauern; S.N.]. Das führte zu behördlichen Anschuldigungen gegen den Vater, gegen die er sich mit einem Brief, dem der Lebenslauf beilag, zur Wehr setzte. Und letztendlich konnte man ihm auch nichts Strafbares nachweisen. – Doch das interessierte niemand mehr, als ich Ende 1958 in Cammin Volkserzählungen sammelte.

Friedrich Peters und Ernst Rochow nannten mir, als ich bei ihnen war, auch *August Rust* (1890-1981), den damaligen Postboten des Ortes, als jemand, der viel zu erzählen wisse. Der Vater, der ihn gut kannte, vermittelte einen Treff, und am ersten Tag nach Weihnachten saß ich Rust in seiner Wohnung, die zugleich als Poststelle diente, im ehemaligen Gutsschloss gespannt gegenüber. Der mittelgroße, in Anbetracht seiner Jahre noch erstaunlich frisch wirkende Mann war, als er mein Anliegen erfuhr, zunächst skeptisch, ob er sich so auf Anhieb auf viel werde besinnen können. Aber es dauerte nicht lange, bis er ins Erzählen kam und

nach einigen komischen Episoden aus dem Dorfleben (z.B. ATU 1348*) eine Reihe umfangreicher altüberlieferter Schwänke vorbrachte: vom Meisterdieb (ATU 1525A + ATU 1737) und von „König Fritz“, der beim Bauern übernachtet und zweimal verprügelt wird (ATU 791), bzw. der einem herrschsüchtigen Grafen die Prügel verabreichen lässt, die sich einer von dessen Bauern „abholen“ soll, weil er der gräflichen Kutsche nicht ausgewichen war (vgl. ATU 1563* var.), vom Küster, der den angeblich lahmen Pastor auf den gespenstischen Friedhof trägt, wo Diebe am Werk sind (ATU 1791), oder der dem Geistlichen ein Schwein stiehlt und ihn hinterher durch den Sohn in der Kirche als Ehebrecher bloßstellen lässt (ATU 1792 + ATU 1735A) – Schwänke, die Rust mir mit sichtlicher Genugtuung über die mundartliche Mitschrift, mit Pausen erzählend, gleichsam diktierte. Er war nicht nur der erste passionierte Schwankerzähler, den ich jetzt, an diesem Abend, kennenlernte, sondern auch einer der bereitwilligsten Gewährsleute, die ich je getroffen habe. So meinte er denn auch beim Abschied, ich solle nur bald wiederkommen, er wisse noch mehr solche Geschichten.

Als Rust zwei Tage darauf die Post brachte, verabredeten wir uns spontan wieder für den Abend, der diesmal bei ihm gleich mit Erzählungen von Eulenspiegels Streichen begann: wie dieser beim Bauern alle Mahlzeiten hintereinander aß und dann schlafen ging (ATU 1561), den Mistwagen voll und an gleicher Stelle wieder leer lud (ATU 1242), den Acker nicht düngte, sondern ihn nur den Mist riechen ließ, und die Werkstatt seines neuen städtischen Meisters durch die Scheibe betrat und auch wieder verließ (ATU 1635*(5)). Hieran schlossen sich weitere Erzählungen mit der Stadt als Schauplatz an: die Schwänke, wie der Landmann in einem Hotel versucht, Austern zu essen (ATU 1339D var.), wie er, aus Jux im Gesicht geschwärzt, neben einem Schwarzen übernachtet, am Morgen in den Spiegel blickt und glaubt, man habe nicht ihn, sondern den andern geweckt (ATU 1284A), oder wie er in zwei großen Kaufhäusern wettet, dass man dort nicht finde, was er suche, und beide Wetten gewinnt (ATU 1559C*). Besonders diese drei Texte waren, wie die König-Fritz- und Pastoren-Schwänke zwei Tage vorher, so faszinierend erzählt, dass ich begeistert war.

Dann folgten zwar nur noch die Geschichte von den Schildbürgern, die einen Mann übers Feld tragen, damit er dort nichts zertritt (ATU 1201 var.), sowie die Schwänke von den Knechten, die im Dunkeln essen müssen (ATU 1567(5)), und von dem Lehrling, der die Butter auf dem Brot nicht sehen kann (ATU 1561*). Doch die Aufzeichnungen dieser beiden Sitzungen machten meinen bisher größten Fund bei einem einzelnen Gewährsmann aus, sodass ich glaubte, sein Repertoire an tradierten Erzählstoffen, wie ich sie vom Material im Wossidlo-Archiv her kannte, im Wesentlichen erfasst zu haben.

Doch schon am 20. und 21. Februar 1959, als ich wieder in Cammin war und bei den Rusts einschaute, bekam ich erneut 18 wiewohl meist kurze Geschichten zu hören, die ich mitschreiben konnte und von denen hier zumindest die klassifizierten Sujets genannt seien: Es waren die Schwänke von dem Knecht, der dasselbe gedacht hat wie der Bauer (ATU 1574*), von Meister, Geselle und Lehrling, die sich mit Sprüchen den Schweinskopf teilen (ATU 1533A) oder einen Spruch über den Hering machen (ATU 1567(1)), von den Handwerksburschen, die sich lausen (Uther *921G*), von der Fliege auf der Nase des Richters (ATU 1586(1)), von Eulenspiegels Mittel gegen Flöhe (ATU 1862A), von der Pfeife, die in den Brunnen fällt (Uther *1571), und von der Frage, wieviel Sinne der Mensch habe (ATU 1832D** var.).

Für mich waren die Sitzungen zu zweit, auf die sich Rust sehr gut einstellte, die einzige Möglichkeit, vollständige Erzählfassungen mitzuschreiben. Und am 15. und 26. März, als wir uns erneut in Cammin trafen, waren ihm wieder einige kleine Geschichten eingefallen, wiewohl als tradierter „Knaller“ eigentlich nur noch der Schwank vom Gewitter in der Schachtel (ATU 1296A). Aber ich hoffte nun natürlich auf mehr.

Der Werdegang und das Leben des Erzählers unterschieden sich nicht von dem Schicksal Tausender anderer. Rust wurde 1890 als Sohn eines Tagelöhners in Cammin geboren und musste sich nach der Schulentlassung (1905) auf dem Gut des Ortes zunächst der Pflicht unterziehen, drei Jahre für seinen Vater als Hofgänger zu dienen. Dann verdingte er sich als Knecht bei verschiedenen

Bauern im Nachbarort Ballwitz, bis er 1912 die Einberufung zum Militär erhielt und den ganzen Krieg mitmachen musste. Nach Kriegsende mit gesundheitlichen Schäden zurückgekehrt, wurde er im benachbarten Blankensee Eisenbahnarbeiter und heiratete, verlor aber 1925 bei einer Massenentlassung seine Stelle und arbeitete nach mehreren Gelegenheitsbeschäftigungen im Straßen- und Grabenbau zwanzig Jahre allein in einem ihm zugeteilten Bezirk als Grabenräumer. 1947 ging durch die Bodenreform sein Lebenstraum, in seinem Geburtsort Cammin auf einem eigenen Bauernhof wirtschaften zu können, in Erfüllung. Er musste ihn aber krankheitshalber sechs Jahre später wieder in andere Hände geben und war dann bis 1960 der Postbote des Ortes, ehe er endgültig in Rente ging.

Dieser Verlauf seines Lebens formte seine Persönlichkeit. Die schwere Arbeit und die erlittenen Demütigungen während der Zeit als Landarbeiter, die Schikanen und Strapazen beim Militär, speziell während des Krieges, und die ungerechtfertigte Entlassung von der Eisenbahn, Fakten, über die er mit Verbitterung sprach, weckten sein soziales Bewusstsein. Der Ausschluss von jeder echten Bildungsmöglichkeit bewirkte ein durch sein ausgezeichnetes Gedächtnis begünstigtes Bestreben, all das aufzunehmen, was ihm von Älteren Wissenswertes mitgeteilt wurde. Und das jahrzehntelange Alleinsein im Freien bei oft mechanischer Arbeit machte ihn zum Grübler und verstärkte seinen Hang zur Geselligkeit. Er war, als ich ihn näher kennen lernte, ein Mensch, der über alle Probleme seiner Lebenswelt ein gewichtiges Wort mitzureden wusste.

Den größten Teil seiner gern erzählten Geschichten hatte er in seiner Kindheit und später wiederholt gehört: „Wenn de Ollen sich vertellen deden, heff ick de Geschichten so upschnappt. Dat würd jo völ vertellt dunn.“ – „Wat ick früher hört heff, dat heff ick behollen.“ In Ballwitz hörte er viel von den anderen Knechten des Dorfes. Bei der Eisenbahnrotte ging das Erzählen in ständigem Beisammensein rundum: „Denn heff ick vertellt un heff ok vertellen hört, wi wieren all in de besten Johren.“ Mit anderen Bekannten vereinigte ihn lange Jahre eine regelmäßige Skatrunde:

„Dor heff ick ok vüle Witzen vertellt.“ Auch die Lektüre von Rudolf Tarnows Reimschwänken in den *Burrkäwers* (Tarnow 1911-14) erweiterte das Repertoire und die Fertigkeit des Erzählers, der sich seiner Gabe bewusst geworden war. So bemühte er sich, Geschichten anderer, die ihm besonders gefielen, zu behalten.

Rust war sich über den künstlerischen Aufbau seiner Geschichten klar und wusste um ihre inhaltlichen Vorzüge und Reize. So kommentierte er z.B. einen Pastorenschwank: „De Paster denkt, nu kannst den' Köster oewerkriegien, un de Köster kriggt em. De Knalleffekt is, wat de Jung' to'n Schluss seggt.“ (ATU 1735A). Und häufig: „Dat wier jo ok 'n feines Ding.“ Seine Schwänke griffen in fast alle sozialen Lebensbereiche: Bauern, Gutsbesitzer, Pastoren, Meister und Städter stach sein Spott. Da spielte vielfach sein eigenes Erleben mit hinein: „Ick weet dat. Ick heff deent bie'n Buuern.“ – „Dat sünd jo all so'n Sâken, dee früher bie de Gotsherrn vorgahn sünd.“ usw. Er glaubte nicht ganz an die Tugend der Pastoren: „Ja ja, de Pasters, dee hebben ok allerhand Sâken mâkt. Wenn se nahher ehr Bibel unner 'n Arm hebben, denn is jo nicks to sehn.“ Und er stand dem Auftreten des Städters, soweit er lebte, ohne körperlich zu arbeiten, reserviert gegenüber. Aber er liebte es auch, wenn die entsprechende Stimmung herrschte, mit seinen Schwänken Späße auf Kosten der Frauen zu machen. Allerdings wollte er mit seinen Erzählungen nicht nur Lachen hervorrufen, sondern auch das frühere Leben auf dem Lande illustrieren.

Sowohl der Vater als auch Rust meinten, „solche Sachen“ fielen einem vor allem dann ein, wenn mehrere Männer zusammensaßen und erzählten und dabei einer dem andern das Stichwort liefere. Aber ich hatte eben auch schon miterlebt, wie schwierig sich dann die Mitschrift gestaltete, und glaubte deshalb, bei der bisher praktizierten Einzelbefragung, nicht nur bei Rust, sondern allgemein bleiben zu sollen.

Da wollte es der Zufall, dass meine Arbeitsstelle aus zweiter Hand ein westdeutsches Tonbandgerät der Marke Grundig erwerben konnte, ein unglaublich schweres Gerät, das ich bei meiner nächsten Eisenbahnfahrt nach Cammin mitschleppte, um das bis-

her Aufgezeichnete auch akustisch festzuhalten. Als ich damit (am 19. Mai 1959) zu Rust kam, an dessen möglichen Varianten zu seinen bisherigen Texten mir am meisten lag, reagierte er mit einer Mischung aus Erstaunen und Befremden auf den großen Apparat. Doch als er erfuhr, dass man damit auch wiederhören könne, was man vorher ins Mikrofon gesprochen habe, wurde er neugierig und erzählte zunächst die Texte, die ihm seit dem letzten Besuch wieder eingefallen waren und zu denen er sich Stichworte notiert hatte. Dazu gehörte als altüberlieferter Erzählstoff auch der Schwank von den Rebhühnern im Brief (ATU 1296B), den ich bisher noch nicht von ihm kannte. Diese Aufnahmen mussten anschließend jedoch erst einmal abgehört werden, was nicht nur Rust, sondern auch seiner Frau und seinem Enkel, die mit im Zimmer waren, sichtliches Vergnügen bereitete.

Das Band war noch nicht abgespielt, da kam Peters dazu, der von meinem Besuch bei Rust wusste und auch erleben wollte, wie „dat Ding funktioniert“. Um sich auch selbst zu hören, war er gleich bereit, uns den Schwank von den doppelten Prügeln (ATU 791) zu erzählen, worauf Rust auf meine Bitte seine Version des Sujets anschloss, was dann ebenfalls erst einmal abgehört werden musste.

Aber anschließend erzählte Rust tatsächlich nur noch Schwänke, die ich schon handschriftlich von ihm festgehalten hatte, so wie sie ihm gerade wieder einfelen, darunter an klassifizierten Stoffen die Schwänke vom Meisterdieb (ATU 1525A + ATU 1737), vom Lehrling, der die Butter auf dem Brot nicht mehr sehen kann (ATU 1561*), von den zwei Wetten des Bauern im Kaufhaus (ATU 1559C*), von den mehrfach „gegessenen“ Austern (ATU 1339D var.), von dem Schweinediebstahl des Küsters und von der für den Pfarrer peinlichen, in der Kirche verkündeten „reinen Wahrheit“ (ATU 1792 + ATU 1735A), von dem Bauern, der sich für den fälschlich geweckten schwarzen Afrikaner hält (ATU 1284A), von der Teilung des Schweinskopfs mit Bibelsprüchen (ATU 1533A), und von Bauer und Knecht, die dasselbe dachten (ATU 1574*).

Peters hörte aufmerksam und still zu, ohne Rust zu unterbrechen, hatte aber offenbar nicht das Bedürfnis, selbst auch noch

einmal etwas mitzuteilen, das ich zwar schon von ihm gehört, aber noch nicht auf Tonband hatte. So erzählte den ganzen Abend ausschließlich Rust, was Peters sich lediglich noch eine Weile mit anhörte, ehe er wieder ging. – Da war es wohl nichts mit den Stichworten, die andere zum Erzählen anregten!

Als ich das zuhause dem Vater erzählte, winkte er ab: „Peters wollte bestimmt nur nicht stören.“ Wenn mehr Personen zusammensäßen und ein Gläschen dabei tranken, sei das etwas ganz anderes. Er schlage vor, für den nächsten Abend Rust und Peters zu einem „gemütlichen Männerabend“ zu uns einzuladen, für den er noch guten selbstgemachten Wein im Keller habe, dann ergäbe sich das Erzählen ganz von selbst.

Also ging ich am nächsten Morgen zu Rust und Peters, die nach dem Erlebnis des gestrigen Abends sofort bereit waren zu kommen, und baute schon einmal, ein wenig versteckt, das Gerät in unserem kleinen Wohnzimmer auf. Und als ich Heinrich traf und ihm von dem geplanten Treff erzählte, wollte er unbedingt auch mit dabei sein, was der Runde sicherlich nur gut tun konnte. Es war mein erster größerer Erzählerkreis vor dem Mikrofon, und ich war darauf gespannt.



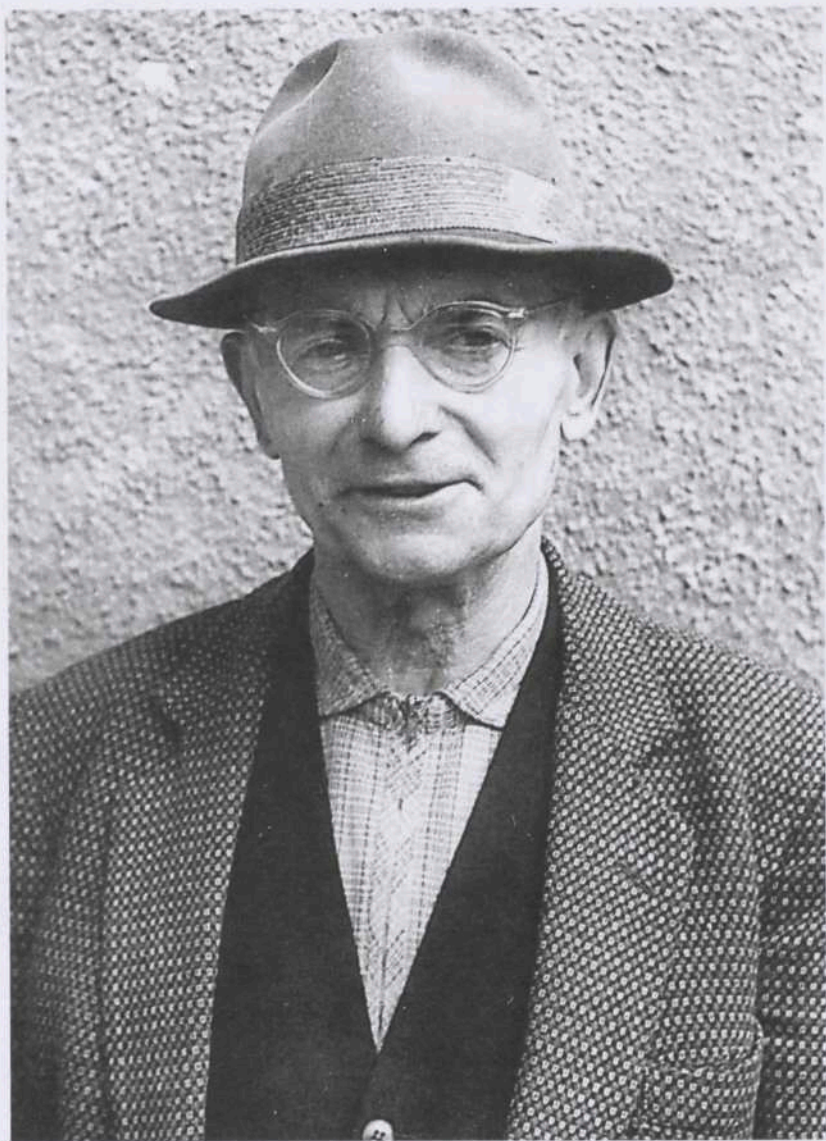
Friedrich Peters (1908-1999) Hofgänger, Knecht,
Landarbeiter, Neubauer, LPG-Bauer
(Privatphoto)



Heinrich Rochow (1927-1988)
Jungbauer auf dem väterlichen Hof, Postbote
(Privatphoto)



Herbert Neumann (1905-1963) Fischergeselle, Fischermeister,
Neubauer, LPG-Bauer
(Privatphoto)



August Rust (1890-1981) Hofgänger, Knecht,
Eisenbahn- und Landarbeiter, Neubauer, Postbote
(Privatphoto)

Ein Abend in einem Mecklenburg-Strelitzer Bauernhaus

Es war am 20. Mai 1959. Da sollten sie so um 19⁰⁰ Uhr zu uns kommen: der tüchtige Neubauer Friedrich Peters (*1908), mit dem wir in der Ernte gelegentlich kooperierten, der Jungbauer Heinrich Rochow (*1927), mit dessen Familie wir seit mehr als einem Jahrzehnt befreundet waren, und der derzeitige örtliche Postbote August Rust (*1890), der diese im Alter kurzzeitig ausgeübte Tätigkeit aufgeben wollte, um die Stelle für Heinrich frei zu machen, der der schweren Landarbeit gesundheitlich nicht mehr gewachsen war. Mein Vater Herbert Neumann (*1905), der 1945 aus sowjetischer Gefangenschaft als mittelloser Bettler nach Cammin gekommen und dann als berufsfremder Siedler ein angesehenener Neubauer geworden war, hatte einen anregenden „Klöhnabend“ im Sinn, für den es in Cammin keine Dorfkneipe gab; und ich hoffte, bei dieser Gelegenheit einige mir noch unbekannte Volksschwänke auf Tonband festhalten zu können.

Die Eingeladenen, alle drei Strelitzer Erzählerpersönlichkeiten, bei denen ich bereits per Hand eine Anzahl der ihnen geläufigen Schwanksujets aufgezeichnet hatte, trafen schon vor der Zeit ein, probierten den vom Vater eingeschenkten, „selbst angesetzten“ Johannisbeerwein und begannen ein Gespräch über die zur Zeit anfallende Arbeit, während sich Heinrich erst das riesige Tonbandgerät erklären ließ, ehe er sich an dem Gespräch beteiligte. Sie alle wussten, dass ich diese Erzählungen sammelte, um sie in einer Doktorarbeit über das dörfliche Erzählen mit zu verwerten, was nicht nur dem von ihnen Erzählten eine gewisse, bisher nicht vermutete Bedeutung verlieh, sondern schon dem Erzählakt selbst etwas Seriöses gab. Das hatte bei der Einzelbefragung und schriftlichen Aufzeichnung keine Rolle gespielt. Aber dass das Erzählte nun in einem Kreis kritischer Zuhörer hörbar aufgezeichnet werden sollte, löste Hemmungen aus. So kreiste die Unterhaltung ziemlich lange um den Alltag. Doch als die Rede auf einen faulen Knecht kam, meinte der Vater, den gebe es öfter, und hub an:¹

¹Die folgende Dokumentation des Erzählabends gibt (leicht redigiert) die Tonbandaufzeichnung wieder. Einige nicht miterfasste Bemerkungen zwischen den Erzähltexten wurden per Hand notiert und hier mit eingefügt.

Neumann: Da wer mal 'n Buuer, dat wer noch in de Tiet, as man kein Binnern hadd un mit de Seis' meihgen müsst, un dor weren de Knechts wegeloopen. Dor kümmt mit eens 'n Handwerksbursch an, so'n Kerl as 'n gatlichen Bor, un dee will nu denn ok Arbeit hebben.

„Ja“, meint de Buuer, „mi is grad' de Knecht wegeloopen. Ick bruuk woll einen, åwer kannst ok meihgen?“

„O wat ward ick nich meihgen kënen, wer weit wo dull. Kieken S', wat ick för 'n Kerl bün. Ick kann mit twei Seisen meihgen, wenn 't up ankümmt.“

„Na ja, denn is gaut, denn kannst du man blieben.“

„Åwer“, seggt de Handwerksbursch, „eins ward ick Se seggen: Ick mag gern väl åten.“

„Na ja, up 't Åten ward 't mi nich up ankåmen, sallst woll satt warden. – Mudder, bring' em man glik 'n godes Frühstück her!“

Na, un Mudder, dee rackt denn [Essen] an, un dee frett ümmer düller.

Un wie he nu denkt, dat is jenaug', dor seggt de Buuer: „Na, nu willen w' denn nah'n Meihgen gån.“

„Ach“, seggt de Handwerksbursch, „weiten S', am besten, wie åten glik Tweitfrühstück, denn hebben wi nachher den ganzen Vormiddag vör uns.“

„Na ja, mienswegen ok dat.“ Se åten denn ok glik Tweitfrühstück. Na, nu denkt de Buuer: „Nu willen wi denn ok los.“ Dat wer jo middlewiell ok 'n båten späder worden.

„Ach“, seggt de Handwerksbursch, „am besten, wi åten glik Middag, un denn gån wi los.“ Na ja, Middag wer nu so schnell nich dor, hebben se noch 'n båten schnackt. Un denn middlewiell wer ok Middag fardig, un denn hebben s' Middag jejåten. Na, nu sitt de Buuer æwer all wie up Kohlen un will jo losgån nah'n Meihgen.

Åwer mien Handwerksbursch, dee rögt sich nich. „Dat Best is“, seggt he tom Buuern, „wi drinken nu ok noch glik Kaffee, denn bruuken wi uns nich dormit to drågen. Wer sall uns nu noch den Kaffee nahbringen.“

„Na, mienswegen“, seggt de Buuer, „drink du ok noch Kaffee.“

Na, nu hebben se ok noch Kaffee jedrunken. Un mien Buuer, dee ward vör Angst all schweiten. De Kerl, dee frett för drei, un gedon hett er noch nicks. Na, wie se denn mit 'n Kaffee drinken fardig sünd, steiht de Buuer all up un will denn nu all ruutgåhn. – De Handwerksbursch, dee töwt noch 'n bäten.

„Na, willst du denn nich mit nah'n Meihgen?“

„Ja, åwer nu is 't ok all egal, nu kœnen wi ok all glik Ab'nbrot äten, un denn bruuken wi so fröh nich Fierabend måken.“

Na, richtig. De Buuer hett all Not: „Nu warden wi denn mienswegen ok noch Ab'nbrot äten.“ – Un wie se denn dat Ab'nbrot to Liew hebben, dunn purrt de Buuer denn ok wedder: „Nu man los, nu willen wi nah'n Meihgen gåhn.“

„Ah, wettst Buuer, nu gåhn wi ierst 'ne Stund' schlâpen un nahher to Bett.“

„Wat“, seggt de Buuer, „nu schlâpen un nahher to Bett?“

„Ja“, seggt de Handwerksbursch.

„Ick denk, wi will'n nah'n Meihgen gåhn.“

„Ja, wettst Buer, nah 'n Ab'nbrot, dor mag ick nicks mihr don.“

(1)

Rochow: De Geschicht kenn ick anners: Ulenspiegel is de Handwerksbursch. Un dee kümmt bie 'n Buuern un will wat to don hebben för em.

Dee [meint]: „Ulenspiegel, ja, kannst bie mi blieben, worüm nich. Ick heff Arbeit nog’.“

„Æwer Äten mööbt mi ierst gâben, ick heff bannigen Hunger.“

„Na ja“, seggt de Buuer donn, „kannst du kriegén.“ – De Buuerfruu giff em wat to äten. He frett wie 'n Schüünendöschér. Un nu geht dat los: „Na, denn will'n wi man hengâhn un wat don.“

„Oh“, seggt de Ulenspiegel, „dat Best is, wie äten glik Frühstück.“

„Na ja, wenn du dat meenst, denn will'n wi ruhig glik Frühstück äten. Æwer denn möten wi ok all losgåhn.“

„Na ja“, seggt Ulenspiegel, „wi gåhn noch hen.“ – Na, denn hebben se dat Frühstück ut, un Ulenspiegel rögt sich nich.

„Na, wisst du denn nu nich mit nah'n Meihgen.“

„Ach“, seggt Ulenspiegel, „jetzt, nee, jetzt is bald Middag, un denn möten wi wedder nâh Huus gâhn. Dat is ... dat is Unsinn. Wi äten jetzt Middag, un denn gâhn wi hen. Meihgen do ick düchtig“, seggt he, „dat krieg’ ick [hin], dat heff ick schon ümmer måkt.“

Na, de Buuer, dee lett sich œwerrâden un tœwt so lang’, bett Middag farig is. Ulenspiegel, dee ett sich wedder düchtig dick [un meent]: „Ja, nu müsst ’n woll noch ’n Ogenblick schlâpen gâhn, un denn gâhn wi hen.“

„Nee“, seggt de Buuer. – „Na, denn drinken w’ gliek ierst Kaffee.“

„Na ja“, seggt Ulenspiegel, „Âb’nbrot äten w’ hinnerher. Un denn kœnen w’ meihgen, bett ’t düster ward.“

„Na ja“, meent de Buuer denn, „denn is ’t got, wenn ’t so meenst.“ – Se äten Âb’nbrot, un as Ulenspiegel dat Âb’nbrot weg hett un de Buuer nah’n Meihgen gâhn will, donn seggt Ulenspiegel: „Nâh ’n Âb’nbrot denn deit keen Minsch mihr wat!“ (2)

Rochow lacht. – *Neumann:* „Na ja, is de Ulenspiegel genauso klok wâst as de Handwerksbursch.“

Rochow: Ja, Ulenspiegel hett jo ok Mess fûhrt. Un de Buuer hett seggt: „Rûk, rûk! Nich so vâl rupstreugen!“

„Ja“, seggt Ulenspiegel. „Dat warden w’ schon kriegen.“

Ulenspiegel fûhrt mit dat Föder Mess to Feld, nimmt sich ’ne Fork vull run un rœnnt œwer den’ Schlag rœwer wie ’n Bessen, ümmer düller. Un as he dat Feld so toemlich affrœnnt hett, fûhrt he wedder mit sien Föder Mess nah Huus.

„Wat“, seggt de Buuer, „du kümmt jo wedder mit dat Föder Mess.“

„Ja, de Buuer hett seggt: ‚Rûk, rûk!‘ Dat heff ick måkt.“ (3)

Rochow lacht. – *Peters:* „Den’ kenn ick ok.“ – *Ich frage ihn:* „Bie di wier dat doch ’n lûtt bâten anners, nich?“ – *Peters:* „Na, so ungefâhr wier dat œwer ok. Bloß ick kenn dat so: He is de Feldmark affûhrt, wo he henfûhren süll un hett ümmer seggt: ‚Rûk, rûk‘, un is denn wedder mit ’t Föder Mess rinfûhrt.“ – *Rochow:* „De Sinn is deeselve.“

Rust: Na, wenn wi nu bie de Handwerksburschen sünd. Kümmt ’n Handwerksbursch in’t Dœrp in ’n Krog’. Den’ Krœger sien Dochter sitt dor, un he seggt: „Ick mücht mål ’n Schnaps.“ Se schenkt

em eenen in. He drinkt 'n ok ut un seggt hinnerher: „Ach, willen man noch eenen drinken, eh de Krach losgeht.“ Se schenkt em noch eenen in. He drinkt 'n nu wedder ut un seggt hinnerher: „Ach, willen man noch eenen drinken, eh de Krach losgeht.“ Se schenkt em noch eenen in. He drinkt 'n ok wedder ut un seggt wedder: „Ach, willen man noch eenen drinken, eh de Krach losgeht.“

Dor seggt dat Mäken: „Wat meenen Se mit Krach losgeht?“

„Ach, ick heff jo keen Geld“, seggt he.

Dat Mäken geht hen un måkt de Hinnerdör up un seggt: „Papa, kumm mål her mit 'n Krückstock! Hier is 'n Handwerksbursch, dee hett dree Schnäpse drunken un hett keen Geld.“

„Heff ick doch gliek seggt: Willen man noch eenen drinken, eh de Krach losgeht.“ (4)

Nach dem Gelächter wird auf Wunsch von Rochow das bisher Erzählte abgehört, ohne besondere Zwischenbemerkung. Dann setzt sofort Peters ein:

Peters: Ja, Ulenspiegel hett alle Lüüd' anschäten un 'n leewen Herrgott ok. Ulenspiegel is ok mål eens bie 'n Buuern wäst, un nu wieren se in de Aust bie't Uphocken, nich. Se hebben Roggen uphockt. Un donn kümmt so 'n Gewitter rup, un nu krupen se in 'ne Hock, Ulenspiegel æwer alleen in 'ne Hock. Un nu würd' 't jo to dull. De annern reten all ut, æwer Ulenspiegel, dee bleew ruhig sitten in sien Hock. Toletzt, donn kümmt dat all dörchto-räggen, un Ulenspiegel denkt: „Nu sök di man schnell 'ne anner Hock ut.“ Un he ok ruut un söcht sich 'ne anner Hock ut, wo 't noch nich so dörchräggen det. Un as he dor man so insitten det, mit eenmål schleiht 't in, æwer in dee Hock, wo he vörher in säten hett, nich.

Nu kickt Ulenspiegel so ruut un seggt: „Bätsch, leew' Herrgott, schön anschäten; ick sitt all längst in 'ne anner Hock!“ (5)

Alle lachen längere Zeit. – Rust: „Den' heff ick ok all eens hört.“ – *Rochow:* „Anschäten, leew' Gott, Ulenspiegel sitt all in 'ne anner Hock.“ – *Neumann:* „Na ja, mit den Ulenspiegel wier wat los. Na August, wetst du nich noch einen?“ – *Rust:* „Siegfried hett dee all hört, dee ich wett.“

Peters: Ja, Ulenspiegel wier ok eens unnerwägens mit Fuhrwark, un as he so führen ded, dat wier so 'n Landweg, väl utbögen

künnen se sich nich. Nu kümmt von vörn ok 'n Fuhrwark antoführen. – „Donnerwetter“, denkt de anner, „dee bögt jo gor nich ut. Wat schäd't em denn? He müsst doch eegentlich utbögen!“

Ulenspiegel bögt æwer ok nich ut. Mit 'n Mål, dor hollen s' tosåmen mit de Pierd', keen bögt ut. Donn seggt Ulenspiegel to den' [andern]: „Wenn du nich utbögen deist, denn måk ick mit di dat genauso as mit den' hüüt vörmiddag!“

Donnerwetter, dor würd' den' annern doch woll 'n bāten bang'. He ritt sien Pierd' rüm, ruut ut 'n Gleis gewrangt, nich, hadd ok väl up up 'n Wāgen un schwer to führen, un ruut un an em [an Ulenspiegel] vörbie. Un as he nu an vörbie wier, dor seggt he denn to Ulenspiegel, wat he denn måkt hett mit den' hüüt vörmiddag, dee nich utbögen wull.

Ja, mit den' hadd' he, mit den' hadd he dat ok so måkt, den' wier he utbögt. Wenn he [der Fragende] nich utbögt wier, denn wier he [Ulenspiegel] utbögt, un so hadd' he dat mit den' [am Vormittag] ok måkt. (6)

Rust und Rochow lachen. – Die Scheu vor dem Tonbandgerät ist vorbei.

Rochow: Ja, dor wier mål eens 'n Buuer un 'n Knecht. De Knecht kem ut Warwen [Warbende] un bed' bie den' Blankenseeschon Buuern üm Arbeit.

„Ja“, seggt de Buuer ut Blankensee, „kannst du ok meihgen?“

„Ja, worüm süll ick woll nich?“

„Ja, kannst du mit vier Pierd' führen?“

„Dat heff ick all so väl måkt.“

„Ja, kannst du denn ok ägen mit vier Pierd'?“

„Hach, worüm denn nich.“

Un de Buuer seggt ümmer, wenn he em fröggt: „Dat heff ick mi dacht.“ He fröggt em nich een-, twee-, dreemål, he fröggt em ümmer wedder. Un de Buuer seggt ümmer: „Dat heff ick mi dacht.“

„Ja“, seggt de Knecht, „Buuer, du kannst mi mål in'n Noors licken! Dat hest di woll nich dacht?“ Schmitt de Dör to, un ruut is er. (7)

Rochow lacht. – Neumann: „Ja, dat hett de Buuer ok dacht, nich.“ – *Rochow:* „Nee, dat hett he sich nich dacht.“

Peters: Ja, dor wier früher ok mål 'n Buuer, dee kreeg' mål so unverhofft fürchterliche Tähnwehdåg'. Un he is jo ümmer ungiern nah 'n Tähnenarzt führt. Āwer dit würd nu doch to dull; he müsst jo hen nah 'n Tähnenarzt. He kümmt ok hen in de Stadt nah 'n Tähnenarzt rin.

Un nu wier doch de Tähnenarzt, de Meister, nich to Huus. Nu wier bloß de Lihrlung' to Huus. Na, un de Lihrlung' seggt, ja, de Meister wier nich dor, un ob he dat fardig kriegen ded', dat wüsst he nich.

Na, [sagt der Bauer], he hadd' so'n Tähnwehdåg', he süll mål sehn, ob he den' nich ruutkreeg'.

Na, de Buuer, dee sett't sich ok up 'n Stohl, un de Lihrlung', dee schnappt sich jo nu 'ne Tang' un fött ok Āwer un höllt ok wiss un treckt un treckt un kriggt den' Tähn nich ruut. Un ritt em dorbie von'n Stohl un schläpt em de Stuw' rundüm. Toletzt kriggt he 'n doch ruut.

Na, donn gifft de Buuer em 'n Däler; un de Lihrlung, dee freugt sich, dat he 'n Däler krägen hett. Dat wier jo früher väl Geld. De Meister, dee kreeg' meist bloß ümmer föfftig Penning, un he hadd' 'n Däler krägen.

Na, as de Meister nahher to Huus kümmt, vertellt jo de Lihrlung', he hadd' 'n Däler krägen: He hadd' 'n Buuern 'n Tähn uttreckt. – „Donnerwetter!“

Na, dat duuert ok gor nich so lang', de Buuer, dee kreeg' wedder Tähnwehdåg'. Āwer 't wier 'n anner Tähn, dee müsst ok ruut. He wedder hen. Dor wier jo de Meister to Huus.

„Na ja“, seggt de Meister, „denn setten S' sich man up 'n Stohl, den' warden wi schon kriegen.“ Un he nimmt je ok de Tang', fött an, ruck-zuck wier de Tähn ruut. De Buuer hadd gor nicks markt, dor wier de Tähn all ruut.

De Buuer gifft em föfftig Penning. „Nanu“, seggt de Meister, süll ick mien Säk nich bäter verstähn?“ De Lihrlung' hadd' letz tens 'n Däler krägen, un he kreeg' bloß föfftig Penning?

„Ja“, seggt de Buuer, „för wat is wat! Wat hett dee ok nich för Arbeit hatt.“ (8)

Rochow lacht, dann alle. – Neumann: „Na August, nu büst du äwer an!“ – *Und Rust reagiert:*

Rust: Ja. De Preester hett Schwien schlacht't un kümmt nu bie den' Köster un fröggt em, wo he dat Schwien woll henstellen kann de Nacht œwer to'n Affköhlen.

„Ach“, seggt de Köster, „dat kannst bie mi up de Schüündäl stellen. Ick schlut de Schüündör to un nähm den' Schlœtel mit rin.“

„Ja“, seggt de Preester, „dat geht.“

Dat Schwien ward rinbröcht, de Schüündör ward toschlåten. Nachts haugt sich de Köster dat Schwien to un solt't sich dat in. Morgens kümmt de Preester un will sich dat Schwien hålen. – „Ja, hier is de Schlœtel.“

De Preester schlütt up. Donnerwetter, dat Schwien is weg. He wedder rin bie'n Köster un seggt: „Dat Schwien is jo weg!“

„Nanu“, seggt de Köster, „wier denn dat Schloss kaputt?“

„Nee“, seggt de Preester, „nee. Ick heff upschlåten, un 't Schwien is œwer weg.“

„Na“, seggt de Köster, „dat weet ick denn nich.“ – Dat Schwien is nu åben weg.

Vier Wochen spåder sitt den' Köster sien Jung' up de Stråt, hett dor Buuklõtze un seggt ümmer: „Dies ist mein Klotz, das auch. Dem Paster haben sie 'n Schwein gestohlen, und das hängt bei uns im Rauch.“

Nu kümmt gråd' de Paster dor lang: „Was sagst du, mein Sohn? Morgen ist Sonntag. Hier sind zwei Mark, denn kommst du mit deinen Vati zur Kirche, und denn werd' ich auf der Kanzel sagen: ‚Es wird ein kleiner Junge aufstehen, und was der sagt, wird die volle Wahrheit sein.‘ Und denn sagst du dies wieder.“

„Ja.“

Wie de Paster weg is, röppt de Köster sienen Jung'. Dee hett nämlich hinner de Gardin ståhn un hett dit anhürt. Dee [Junge] möt rinkåmen. „Wat hett de Paster åben to di seggt? – Dat seggst du nich. Ick segg di wat vör, un dat seggst du morgen, wenn de Paster dat seggt up de Kanzel.“

„Na ja.“

He geht mit den' Jung' nah 't Kirch, un as erstes seggt de Paster up de Kanzel: „Es wird ein kleiner Junge aufstehen, und was der sagt, wird die volle Wahrheit sein.“

Dor stellt sich de Jung' up de Bänk un röppt: „Dies ist mein Klotz, das auch, der Paster liebt alle Weiber und meine Mutter auch.“ (9)

Alle lachen. Aber Rochow ist gedanklich noch in der Landwirtschaft und fühlte sich anscheinend durch Peters und Rust unterbrochen.

Rochow: Dor wier 'n Knecht ut Lublow, dee ward von den' Entspekter henschickt nah Bramborg [Neubrandenburg] un sall de Döschmaschin hälen mit vier Pierd'. As he ut 't Dur rieden det, dor röppt de Mamsell: „Du, Koorl, bring' mi dree Rullen Stierntwiern mit, æwer nich vergäten!“

„Na ja, dree Rullen Stierntwiern“, denkt he nu. He ritt nah Bramborg, höllt an un köfft dree Rullen Stierntwiern. „Na ja, wat süst du nu noch? Ach, nicks.“ He stiggt up't Pierd un ritt nah Lublow.

As he nu up den' Lublowschen Damm kümmt, kümmt de Entspekter em entgegen: „Du, Koorl, wo hest de Döschmaschin?“

„Verdammt noch mål, de Mamsell mit ehren Stierntwiern! De Döschmaschin, dee is noch in Bramborg.“ (10)

Rochow lacht, die andern auch. – Neumann: „Ja, wier de Twiern düterer wie de Rock.“ – *Rochow:* „Ja, so is 't wäst. Dat is 'ne ganz wohre Geschicht.“ – *Neumann:* „Møgen noch mehr so'ne wahren Geschichten sinn. – Ick seh, ick möt woll mal nahschenken.“ *Er tut es.*

Rust: Na, denn ward ick noch schnell eenen von 'n Paster vertellen: Twee junge Lüüd' up 'n Land'n, dee sitten in 't Stuw' un hebben sich nu schön lieb un küssen sich schön. Ehr lütt Jung' is ok dor un süht dit, det æwer so, as wenn er nicks süht und geht ruut un sett't sich vör de Dör.

Kümmt de Paster de Dörpsträt lang un seggt: „Na, mein Sohn, was machen deine Eltern?“

„Dee sitten in 't Stuw' un bieten sich.“

De Paster, ganz verduzt, geht wieder. Nahher dröppt he den' Vadder un seggt to den': „Hören Sie mal, Herr Schulze, so und so ist mir das mit Ihrem kleinen Sohn ergangen. Lassen Sie ihn das man nich immer so sehen!“

De Jung' möt rinkâmen un kriggt 'n derben Hinnersten vull.

Nächsten Dag sitt de Jung' wedder vör de Dör. De Paster kümmt ok wedder de Dörpstråt lang un seggt: „Na, mein Sohn, was machen deine Eltern?“

„Ja, ick segg nickst wedder nah, un wenn s' sick dotbieten.“

Neumann lacht. Er hat gleich eine andere „Jungsgeschichte“ parat. (11)

Neumann: Ja, dor wer mal 'n Meister, dee hadd 'n Lehrjung'. Un de arm Kerl, dee kreeg' ok ümmer so wenig to äten. He wer noch 'n bäten, æwer se, se wer doch so giezig, se gönnt keinen Menschen wat. Un wenn se denn dat Brot schmeert, denn rafft se noch eens wedder mit 'n Messer røwer un rafft dat, wat se rupjestråken hadd, wedder run.

Un mien Jung', dee fängt mit eens an to rohren: „O Meister, ick bin blind!“

„Ja, mien Jung', wat is denn, wat fehlt di denn?“

„Ja, ick kann de Botter up 'n Brot gor nich mehr sehn.“

„Na“, seggt de Meister to de Fruu, „nu schmeer em doch 'n bäten mehr up! Musst ok nich gor to giezig sinn, un denn legg em ok noch 'n bäten Kes' rup! Schließlich mutt de Jung' jo ok wat arbeiten.“

Na, un de Fruu, dee schmeert em denn ok 'n bäten mehr Botter up un leggt em denn ok 'n bäten Kes' rup, æwer ok man so ganz dünning.

„Na“, seggt de Meister denn to den Jung', „kannst du nu kieken?“

„Ja, nu is, as hadd' ick direkt 'ne Brill up de Näs': Nu seh ick de Botter sogar dörch 'n Kes.“ (12)

Rochow und Peters lachen etwas. – Rochow: „Also wier de Kes' ok nich dick wäst. Na, Friedrich, nu vertell du mäl wat.“ – *Peters:* „Ja, sall ick den' ok vertellen von de vier Jungs?“ – *Rochow:* „Worüm nich.“

Peters: Wieren mäl vier Jungs, so 'ne richtigen Bambusen, dee Äppel klaug'n un Pluumen muusen. Dee fünnen mäl eens een Vågelnest, dat is in 'n Kirchturm bâben wäst, dicht bie de Klock an 't Zifferblatt. „Züh“, seggt de een, „wo krieg'n wi dat?“ De anner hålt 'n langes Brett, de drüdd', dee seggt: „Dit geiht ganz

nett. Dit stäken wi ut de Luk heruut, un Krischan nimmt dat Nest heruut.“

Uns' Krischan, dee wir fix dorbie, he wier een richtiget Genie in 't Radschlähn un Koppheisterscheiten, in 't Klettern künn he Meister heiten. – As he nu bâben schwäben det, un güng' up Dod un Läben he, donn seggt he nu: „Hier sünd bloß drei, un een von juuch, dee kriggt keen Ei.“

De annern Jungs, dee wull'n nich, nee, un een von diss' oll Galgenschwengels seggt: „Wi hollen 't so för 't allerbest, wi kriegen de Eier, un du dat Nest.“

Uns' Krischan wull nich. „Nee“, seggt he, „sall ick för juuch de Kosten drägen un wäg' mien Läben hier as 'n Stint.“

Mit eens, denn is dat Unglück dor, mit eens würd ehr dat Brett to schwor, se leeten los, de oll Bambusen, un uns' arm Krischan, dee müsst suusen koppheister von den' Torm hendäl un æwerschlög' sich sæben Mål.

Wer bammeln sall, dee breckt sich nich dat Gnick, un so kem Krischan ok to Schick, föl week up eenen Hümpel Sand un hadd dat Nest noch in de Hand.

As se nu utkeeken mit Gräsen un mit ganze witte Näsen – dee hadden jo nu Bang', de annern Jungs – donn seggt he: „Jungedi, wie güng' dat fix, wat kriegen ji nu, nu kriegen ji nicks.“ (13)

Rochow und Neumann lachen. – Neumann: „Dat riemt sich sogar.“

Rust: Twee Jungs gähn angeln un finnen an'n See in't Wäter 'ne Liek, dee is dor anschwemmt. Nu hebben se ok all öfter hürt von Poggen uppusten.

Seggt de een to'n annern: „Willen wi den' mål uppusten?“

„Ja.“ – Se schnieden sich 'n End' Ruhr aff, stäken em dat in 'n Hinnelsten, un nu pust't de een ja un pust't un pust't.

„Na“, seggt dor de anner toletzt, „nu lât mi ok mål eens pusten.“ He treckt dat Ruhr ruut, dreihgt 't üm un steckt dat anner End' rin.

„Worüm deist denn dat?“ seggt de [erste].

„Na, denkst du, ick sabbel ok up dat End', wo du up sabbelt hest.“ (14)

Gelächter. – Inzwischen wird auch das Mikrofon nicht mehr beachtet.

Neumann: Ja, ja. Dor wer mal 'n Buuer, un dee stünd' morgens up, dor sehg' he, dor liggt so wat Bruunet im Bett. Na, he bekickt sich dat, rükt dor an, aber dat is em nich ganz klar. He ward dat nähmen un ward nah 'n Aptheker gâhn. Dee sall em dor nu vertellen, wat dat is. De Aptheker is doch'n gelehrten Mann.

De Aptheker bekickt sich dat, un nu wer 't 'n Kœtel wäst. He bekickt sich dat un schickt 'n nah 'n Dokter.

Ja, un de Dokter bekickt sich dat ok, rükt ok dran. „Ja“, seggt he, „dat is Scheiße.“

„Dat seh ick ok“, seggt de Buuer.

„Ja, wo hebben S' dat funnen?“

„Bie mien Fruu in't Bett.“ Nu ward de Buuer âwer den Dokter uphetzen. De Fruu, dee wer nämlich nich so got to em. Dee hett em aff un to mal eens verschacht't. Nu ward er âwer de Fruu dat anstrieken. Nu beratschlagt he sich mit 'n Dokter, un de Dokter seggt: „Nu passen Se mal up. Schicken Se mal morgen de Fruu her, aber seggen Se ehr man Bescheid, dat se sich kein Bûxen antreckt.“ [*Rust lacht.*]

Na, un de Fruu denn nu hen nah 'n Dokter.

Ja, wat ehr denn nu schad't.

Ach, se hett so 'n Rieten un so 'n Hosten un so 'n Buukwehdâg', total krank.

„Ja“, seggt er, „Fruuken, dat is ok gor nich anners möglich. Se drâgen jo gor keen Hosen.“

Nu ward de Fruu aber doch stutzig. „Donnerwetter“, grübelt se immer, „wie is dat möglich. He kickt mi bâben in 'n Hals un kann sehn, dat ick kein Hosen anheff.“ [*Rust lacht.*]

Aber nu is er mit der Untersuchung fertig un verschriff't ehr dor noch 'n bâten Medizin.

Nu denkt de Fruu aber: „Pass up, den warst du dat anstrieken.“ Wie se ruutjeiht ut de Dör, böhrt se de Kittels hoch, zeigt den Dokter den blanken Noors un seggt: „So, Herr Dokter, nu kiekten Se mal von achtern dôrch, ob de Hot ok egal sitt!“ (15)

Alle lachen und greifen, wie der Vater, zu ihren Gläsern.

Neumann: Nu wer dor mal 'ne Deern, dee heit Fiek Hawerstroh un stammt ut Medeweg', dat môt dor irgendwo bâben bie

Schwerin liggen, ok so 'n Dörp. Na, un dee wer nu ok all so sæbenteihn, achteihn Johr. Nu wull se ok nich mehr up 'n Land blieben, nu wull se denn in de Stadt. Nu kriggt se ok 'ne Stellung in Schwerin bie 'n Landgerichtspräsidenten, 'n ganz noblet Deert.

Na, se wer grad' nich dæmlich, åber so ganz pfiffig wer se ok nich. Nu is denn ok mal Sünndag, un de Herrschaft, dee wull utführen. Un Fieken, dee sall mal hen un sall 'ne Droschk hålen. Na, Fieken måkt sich denn ok up de Strümp. Nu is dor ok so 'n Platz, wo de Droschken ümmer hollen hebben, un se seggt to den eenen Kutscher, he sall mal kåmen un sall ehr Herrschaft utführen.

„Ja, wecker sünd denn dat, dien Herrschaften?“

„Ja, dat is de Landgerichtspräsident.“

„Donnerwetter“, denkt de Kutscher, „da kannst villicht wat verdeenen.“ He führt glik los. Na, un Fieken steiht nu un kickt sick de Droschk an un weit nich, wo rin.

Nu wer aber ein Fenster unnen, un de Kutscher, dee säd' nu to ehr: „Na, denn klabber man rin, mien Deern!“ Un se versteiht nu nich, wie se de Dör upmåken sall, un dee hett jo ok jeseegt, se sall rinklabbern, un se koppot rin in 't Fenster. Nu kem se ganz got rin bett an 'n Hinnersten, dor wer s' to breit. Un de Kutscher, dee denkt nu, is ok alls in Ordnung, un führt los. [*Rust und Peters lachen.*]

Un Fieken, dee schüfft un schüfft un kann nich rin un strampelt mit de Bein'n in de Luft. Na, denn weren ok all weck Jungens dorbie, un dee schöben denn nach. Mit eens pardaux wer se doch dörch. Se hadden se so 'n båten jedreihgt, so hochkant, un hebben Fieken ringeschoben.

Na, nu warden se denn ok henkåmen bie dat Huus, wo de Landgerichtspräsident dor wåhnt. Nu will Fieken denn ok wedder ruut. Ja, nu denkt se: „Nu klapper man mit de Bein toerst ruut. Dat is denn nahher 'n båten höhger, un dor is kein Polstersitz. Dor kannst womöglich up de Nås' fallen.“ Se steckt de Bein toerst ruut un schüfft sich denn dor ruut. Ja, nu kem se wedder bett an 'n Hinnersten. Denn wer 't Schluss. Un se strampelt un zappelt un drückt, se hadd sich all alls æwern Kopp jezabbelt, un dat jing nich vorwärts un nich rückwärts mehr. Un de Jungens, dee weren

jo wedder bie de Hand. Dee sind de ganze Tiet nebenbie jeloopen un hebben sich dat Späl ok anjekäken. Un nu de Jungens: all anjepackt an de Bein un jetreckt, immer mit Hauruck. [*Alle lachen.*]

Toletzt hadden s' Fieken wedder ruutjetreckt. Aber nu hebben se doch woll to dull jetreckt, un wie se se nu tämlich ruut hebben, dor gew dat so 'n Rucks, un klabautz leg' Fieken up de Strât.

Na, un de Herrschaft, dee stünd' nahher in 'n Fenster, un de Fruu Präsidentin, dee hett dor jejammert un jeschrägen: „O Fieken, wie kannst du so wat måken?“

„Ja“, seggt Fieken, „Fruu Präsidentin, mit mi hadd 't noch gâhn, aber wie Se dor woll ruutkâmen weren, dat hadd' mi doch woll wunnert.“

Dee wer nämlich noch 'n bâten dicker. (16)

Rochow und Rust lachen.

Rust: Wie de ierste Weltkrieg to End' wier, sitten dree Ärzte in'n Zug un unnerhollen sich œwer de Sâken, dee se so ärztlich all in'n Krieg lihrt hebben. De een wier 'n Franzos'; de een wier 'n Belgier; un de een wier 'n düütschen Arzt.

De Franzos', dee räd't jo nu mächtig klok un seggt, se hadden eens eenen sterbenden Minsch 'n Been affschnâden un hadden dat eenen anheelt, dee nich starben brukte. Un dee Kierl, dee künn hüüt loopen, genau so, as wenn he sien beiden eegen Beenen hadd'.

„Na“, seggt de Belgier, „dat is jo so wat Schlimmes nich. Denn dat hebben wi ok mit 'n Arm måkt. Un dee Kierl, dee måkt hüüt ok sien vulle Arbeit, arbeit't sogar in 'ne Kählengruw'.“

„Dat is all gor nicks“, seggt de Düütsch. „Also, wi hadden in't Quartier 'ne gode Koh, un dee melkten wi ok ümmer. Un nu bröchten se dor eenen Soldaten rin, den' hadden s' den' ganzen Jeschlechtsdeel affschâten. Un wi hebben schnell eenen Titt ut 't Üder schnâden, mit 'n Stück Üder so, un hebben den' Soldâten dit inheelt. Un wat sall ick Se seggen: Gestern krieg' ick von den' sien Fruu 'n grotet Dankschrieben. Dor schrifft se unner annern: Ehr Mann giff't hüüt all pro Tag sössteihn Liter Melk.“ (17)

Langes, lautes Gelächter. – *Rochow:* „Dat is gor nich schlicht spinnen.“

Neumann: Ja, dat is ähnlich so: Dor wer mal 'n Droschkenkutscher in Schwerin, un nu kem 'n Amerikaner to Besuch un wull sich denn nu Schwerin ankieken. Dat wer jo doch früher ok mal 'ne ganz nette Stadt. Na, un nu stiggt he denn in de Droschk rin, un dee führt nu mit los.

Nu kâmen se denn an den Erbgroßherzog sien Schloss. Un donn seggt de Amerikaner: „Ja, dat is 'n ganz nettes Huus. Wo lang' hebben s' doran jebuugt?“

„Na, ick weit nich genau, âwer ick glööw, so teihn Johr.“

„Wat, teihn Johr an so 'n bâten Kasten? Dat is gor nicks. Bie uns hadden s' dat im halben Johr jeschafft.“

Na, nu führen se denn ok 'n bâten wieder, dor is denn noch 'n Museum, hebben se dor jebuugt. Un dor kâmen se an vörbie. „Wat is dat hier?“

„Dat is dat Landesmuseum.“

„Un wie lang' hebben se doran jebuugt?“

Na, nu ward he jo nich mihr teihn Johr seggen, denkt er: „Den warst mal eens anstrieken.“ [Und sagt so:] „Na, knapp 'n halbet Johr.“

„Dat is gor nicks, bie uns hadden s' dat in veer Wochen jemâkt.“

Na, nu hadden se dor 'ne grote Schol jebuugt. Dor führt he denn ok mit den Amerikaner dor an de Schol. Un dor seggt de Amerikaner: „Wat is dat?“

„Ja, dat ward ich nich seggen, dat weit ick sülwst nich.“

„Na, du möößt doch weiten, wat dat is.“

„Nee, dat kann ick Se gor nich seggen. Jistern stünd' dat Ding hier noch gor nich.“ (18)

Alle lachen. – Inzwischen herrscht eine völlig gelöste, heitere Stimmung.

Rust: Fruu Dr. Schulz hett 'n Mâken, dee is dor ut de Stadt, un dee bringt sich ümmer ehren Fründ mit in ehr Zimmer, un dat sall se nich. Se hett ehr dat all ümmer verbâden, un nu hett dee em wedder bie sich. Un dunn seggt se: „Na, Annemarie, das ist aber nun vorbei. Wenn Sie das nicht nachlassen, dann muss ich Ihnen kündigen.“

„Ick gâh sofort“, seggt dee un geht.

Ja, nu seggt Fruu Dr. Schulz to ehren Jemahl: „Ick lät in 'ne Zeitung setten un sök 'n unschuldig Mäken von'n Land.“

Un se kriggt ok een. Na ja, nu möt se vörn den' Flur gründlich saubermäken. Un up 'n Flur hebben se 'ne männliche Jipsfigur to stähn, so wie so 'n Körper mit alles schaffen is, nich. Na, un Wilhelmine, dee schruppt un schüüert un ward natürlich mit den' Schrubberstähl ut Versehn disse Figur den' Jeschlechtsdeel affstöten. Mit eenmål föllt er däl. Donnerwetter! Se lett den' Lappen fallen un [läuft] nah de Kœk un hält sich 'n bäten von 'ne Tüfft un kläwt dat dortwischen un kläwt em wedder an, nich. Se hett 'n nu natürlich nich so ankläwt [zeigt nach unten], sondern so [zeigt nach oben].

Na, nu will de Fruu Dokter ok nahher mål eens sehen, wie ehr dat woll all anstähn det dor bie 't Saubermäken, un se kümmt jo dor bie ehr to stähn, un mit eenmal süht se dor an de Figur, dat dat Ding anners rup sitt.

„Was ist denn das, Wilhelmine?“ seggt se.

„Ja, gnädige Frau, ick heff ut Versehent dat affstött't. Ick heff 't œwer wedder ankläwt.“

„Ja“, seggt se, „Wilhelmine, das ist aber doch verkehrt rum.“

„Nee, gnädig' Fruu, dat is richtig.“

„Nein, nein“, seggt se, „das ist verkehrt rum.“

„Nee, nee, gnädig' Fruu, dat is richtig! Dee ick bett jetzt ümmer sehn heff, dee hebben all so hoch stähn. (19)

Lautes Gelächter. – Neumann: „Dat wer nu dat unschuldige Mäken von 't Land. Na ja.“ – *Und noch während das Gelächter anhält, greift man nach den Gläsern und prostet sich zu.*

Rochow: Ja, früher up 'n Land'n wier dat so Mod', dat de Paster von de Buuern ümmer, wenn se Schwien schlacht't hadden, denn müssten se so 'n bäten von ehren Kräm affgäben an 'n Paster. (*Zu mir gewendet*): Du warst woll weten, wie dat so wier.

Un nu is ok in Ballwitz eener, dee gew nich giern aff, de Buuer. „Na“, denkt he, „Mensch, wie kriggst du bloß den' Paster, dat he di de Wusst wedder trüchgäben det.“

Na, de Fruu seggt ja nu: „Bring' doch den' Paster dat hen!“

„Ach“, seggt de Buuer, „de Paster hett Tiet!“

Na, denn kümmt he œwer mit de Messkarr an, un statt den' Mess afftokratzen, hett he noch 'n bâten rupkrömelt, œwer richtig, von den' dâgten Kohschiet. Denn krömelt he dor so 'n bâten loset Stroh rup un packt nu ümmer de schieren Mettwüsst so rup un denkt, wenn he nu so bie'n Paster kümmt, denn seggt de Paster, dat will he nich.

He schüfft rup nah 'n Paster, führt vör un seggt de Mâken Bescheed, de Paster sall mâl kâmen, he is mit Wusst dor.

De Paster kümmt, kickt sich dat an: „Buuer, wat toväl is, is toväl! Na, ümmer rin dormit!“

De Buuer geht mit 'n Gruß nah Huus un seggt: „Fruu, nutzt nich. Un wenn dor Kohschiet an is, de Fruu Paster, dee frett de Wusst liekers.“ (20)

Gelächter. Neumann entkorkt eine neue Flasche und füllt die Gläser nach.

Rust: Een Buuer hett sien Schlachtschwien ümmer mit Rosinen Futtert. Un wie he nahher schlacht't hett, denn hett he de Darm bloß ümmer so in End's schnâden un denn an beid' End'n tobunnen. Un so hett he dee rökert.

Un wie he nahher bie't Frühstück äten is, stinkt dat jo fürchterlich, nich. „Ja“, seggt he, „stink du man. Ick weet œwer, wat du frâten hest.“ (21)

Alle lachen. – *Rochow:* „He hett das Stoppen sporen wullt.“ – *Rust:* „He hett ok keen Gewürz an bruukt un gor nicks. Œwer dor föllt mi een von König Fritz in.“

Rust: König Fritz hett ok eens wedder in 't Land ümherreist. Un natürlich hett he ümmer Handwerksburschenkleedung anhatt, dormit em keener kennen sall. Nu kümmt er bie 'n Buuern, wie 't Âbend is, un fröggt em, ob he nich de Nacht bie em blieben kann.

„Ja“, seggt de Buuer, „ick heff hüüt grad' 'n Pierd verköfft. Dat Ruum is leer. Dor liggt 'n Bund Stroh, dor krup man rin.“

Na, Fritz, dee krüppt dor rin un schlöppt ok ganz schön de Nacht. – Morgens, wie Fritz nu ruutkümmt, is de Buuer bie un schmeert sien'n Wâgen.

He [Fritz] geht bie em ran un fröggt em, ob he to Stadt führen will.

„Ja“, seggt de Buuer.

„Ja“, seggt Fritz, „dor wull ick ok grad' hen. Kann ick denn vielleicht 'n bäten mitführen?“

„Ja“, seggt de Buuer, „æwer wi äten ierst Frühstück, du kriggst ok wat.“

Wie se nu Frühstück äten hebben, dunn spannt de Buuer sich de Pierd' jo ok an, un se führen los.

Unnerwägens seggt Fritz: „Låt mi ok mal eens 'n bäten führen! Ick bün früher ok Knecht wäst bie 'n Buuern un mag ok giern 'n bäten führen.“

Na ja. De Buuer gifft em Lien un Pietsch, un Fritz, dee führt. Dat duuert nich lang', sehen se von fiern so 'n Viergespann mit Tokutsch hergeprescht kâmen.

„Dor!“ seggt de Buuer. „Dor kümmt uns' Graf! Den' möten wi ut 'n Wäg' führen, süss möt ick morgen henkâmen un hålen mi fiefuntwintig in 'ne Jack.“

„Wat?“ seggt Fritz. „Wat hebben ji hier för 'ne Mod'? Jeder führt halwläus'! Un denn kâmen se ok schön aneenanner vörbie!“

„Nee, nee“, seggt de Buuer, „do mi man de ...“

„Nee, nee“, seggt Fritz, „låt mi man führen.“

„Ja, ick möt denn hen un hålen mi fiefuntwintig in de Jack.“

„Dat 's egal“, seggt he [König Fritz]. „Denn kâm ick mit un nâhm di de Hälften aff.“

Na, Fritz führt halwläus'. Un wat sall de anner mâken? Möt ok halwläus' führen. Un bie 't Vörbieführen, dunn lett he hinner de Klapp dâl von den' Towâgen un röppt so bie 't Vörbieführen: „Morgen früh um neun! Sie wissen ja Bescheid!“

„Jawoll, Herr Graf“, seggt de Buuer. – Wie se nu vörbie sünd, seggt de Buuer: „Sühst du, heff ick di dat nich seggt!“

„Låt doch“, seggt Fritz, „ick kâm mit, nâhm di de Hälften aff.“

Na ja, se gâhnt morgens beid' hen un sünd pünktlich üm någen up 'n Hoff.

Wie se nu rupkâmen up 'n Hoff, liggt de dicke Graf in 't Fenster un will sich ümmer dâllachen. Un wi se nu ran sünd, kümmt ok all de Schlüter üm de Eck mit de grote Pietsch.

Un ihr dee nu ran is, seggt Fritz to den' Schlüter: „Hest du ok all 'n Schluck krâgen hüüt morgen? Ick meen, wenn du eenen

drunken hest, denn schlöggt dat scharper. Wi kœnen dat got verdrågen. Gåh man nah de Mamsell, låt di man eenen inschenken!“

De Schlüter geiht hen, lœtt sich eenen inschenken bie de Mamsell. Un deewiel knœpt Fritz nu sienen Handwerksburschenrock up un lœtt mal sien Kœnigstracht 'n bāten ruutkieken. Donnerwetter, mit eenmal verschwind't de Dicker dor in 't Fenster. Weg is er.

Wie de Schlüter nu wedder rœnkœmmt, donn sœht dee ok, wat los is, fāngt dee ok an to stutzen.

„Na na, nu kumm man her!“ seggt Fritz. „Ick do di nicks.“ Wie de Schlüter nu rankœmmt, dunn seggt he: „Nu gåh mal hen, un denn hāl uns mal den' her, dee sich dor vœrhen dat Lachent nich hollen kœnn in't Fenster!“

De Schlüter mœt em ja hālen.

Un wie he nu kœmmt, dunn seggt er [Fritz]: „So, de fiefuntwintig, dee wi hebben sœllen, dee kriggt he nu. Man los, ick tell!“

Na, de Schlüter haugt jo nu: Eins, zwei, drei und so weiter, nich. Wie he nu bett twœlf is, dunn seggt Fritz: „Halt, du schlœggst mi nich scharp nog'.“ Un seggt to den' Buuern: „Weeßt du nich eenen, dee noch 'ne ordliche Handschrift schrieben deit?“

„Ja“, seggt de Buuer, „mien Jehann, mien Pierd'knecht, dee schriff't 'ne gode Handschrift!“

„Na, wi hebben Tiet. Den' hāl uns man her!“

Na, Jehann, dee kœmmt, nimmt de Pietsch, un nu geht 't Tellent wieder: „Dreizehn, vierzehn, fuffzehn und so weiter.“ Un as he nu bett fiefuntwintig tellt hett, dunn seggt Jehann: „Åh wat, eenen gifft jeder oll Fischkarrer to.“ Un nascht em noch ornlich eenen.

Un seitdem hett dor jeder halwlāus' fœhrt. (22)

Neumann: „De olle Fritz, dee hett em doch kuriert.“

Neumann: Aber mal hett 't 'n ollen Fritzen doch anschāten. Dor weren se up de Wanderschaft, aber to rieden mit den ullen Zieten. Dor hebben se doch woll 'ne Besichtigung jemākt bie de Soldaten un dor anderwāgen jemustert.

Nu ward 't doch so 'n schlecht Wāder warden, un se wullen nu doch ok irgendwo unnerkrupen. Un, na ja, nu is dor ok 'n

Buuernhoff, un se los bie den Buuern, ob se dor nich kœnen to Nacht blieben.

„Ja“, seggt de Buuer, „to Nacht blieben kœnen ji, aber dat 's man schlecht, ick heff ok nich vâl Platz.“

„Na ja, warst woll schon 'n bâten Platz hebben.“

„Na ja, aber denn mœten ji aber beid' in ein Bett schlâpen.“

„Na, dat mâken wi ok noch.“

Nu giff he ehr denn de Knechtskammer dor, un se krupen nu ok beid' in ein Bett un warden denn ok schlâpen. Un buten – dat regent ûmmer duller.

Na ja, nu mit 'n Mal ward 't den Zieten so fründlich ûm de Rosett, kann ok nich sehn, un buten regnet 't so dull, un grabbelt denn ûmmer hen un her. Mit eens find't er doch dor wat am Bettpfost hängen un maracht dor rin un hängt dat wedder hen. Na, he jeiht wedder in 't Bett un schlöppt wieder.

Nächsten Morgen is 't man noch so schummrig, un nu warden se sich denn ok antrecken, un jeder klabbert in sien Bûx rin. Se wullen ok bie Dau un Dag all wiederrieden. Se hebben sich doch all vâl vôrjenâhmen, se mûtten doch all wedder bie 't nächste Regiment hen.

Wie se so'n End' jerâden sind, seggt de olle Fritz: „Mensch, dat stinkt doch hier so!“

„Ach, ick rûk nicks“, seggt de Zieten.

„Doch, doch, dat stinkt so.“ He bekickt sich so vôr un hinnen un œwerall, de oll Fritz. Denn seggt er: „Minsch, ick glöow', ick heff mi in de Bûx jeschäten.“

Dor hullen s' de Peerd' an un, na ja, nu ward sich de olle Fritz bekieken: Tatsächlich [*Gelächter*], hett he in de Bûx jeschäten. He jeiht nu 'n bâten biesiet un ward sich dat doch nu affwischen wollen. Na, wie he denn nu fardig is, seggt er: „Mensch, is mi doch 'n Mallör passiert.“

„Worûm?“ seggt de Zieten. „Dat du di in de Bûcks jeschäten hest? Dat 's mi ok all vörkâmen.“

„Ja, mi uck. Aber twischen Bâben- un Unnerbûx, dat is mi noch nich passiert.“ (23)

Gelächter. – Rust grübelt wie abwesend vor sich hin und meint dann: „Ick weet dit anners.“

Rust: Fritz un Zieten hebben ümmer Judenskat spält. Un Zieten hett nu eenmål Pech un verspält sien ganzes Geld. Zieten argert dit mächtig, un he seggt: „Fritz, ick möt mål eens run.“ Un he de Trepp däl, un unnen begegnet he gråd' den' Hoffnarr un seggt to den' Hoffnarr: „Du, kannst du nich ornlich mal eens schieten?“

„Ja“, seggt de Hoffnarr, „dat kann ick.“

„Na, denn schiet mi mål ornlich'n Hümpel in de Büks rin.“

Zieten treckt de Bük run, un dor defft he em jo nu rin, nich. Dee treckt de Bük wedder hoch, un se spälen wedder wieder.

Mittlewiel seggt Fritz: „Dunnerwetter, dat stinkt jo hier so, ick glööv', du hest di in de Bük schäten.“

„Nee“, seggt he, „dat is nich wohr.“

Na, se spälen noch eens. „Zieten, du hest di doch in de Bük schäten“, seggt Fritz.

„Nee, nee, is nich wohr.“

„Na, treck de Bük run, wi willen 't besehn.“ – Wie se sich den' Schäden nu besehn, ja, is de Bük vull. „Ja, sühst du.“

Nu hebben se øwer vörher wett't üm dat ganze Jeld .

„Ja, denn heff ick jo de Wett gewonnen“, seggt Fritz.

„Nee nee“, seggt Ziethen, „noch nich. Nu willen w' man ierst hengäh'n un frâgen den' Hoffnarr, wer mi in de Bük schäten hett.“ Se frâgen den' Hoffnarr.

„Ja“, seggt dee, „dat heff ick dån.“

„Na also“, [sagt Zieten], „heff ick mi nich in de Bük schäten. Ick krieg' dat Geld. Ick heff de Wett gewonnen.“ (24)

Rust: „So heff ick dat mål hürt.“ – *Neumann:* „Du sühst, dat kann man so un so vertellen, dat is möglich un dat anner ok.“

Rust: Eenmål steht de Posten vör 't Schloss, un Donnerwetter, em kümmt ok wat an. He drückt un drückt, höllt øwer nich ut so lang', beth wedder afflöst ward, un rin in 't Schilderhuus, Hosen run un sett't dor 'n Hümpel hen in't Schilderhuus, nich, un stülpt dor 'n Helm up.

Kümmt Fritz ut 't Hauptportal ruut un seggt: „Wat 's denn nu los? Stehst hier Posten ohne Helm?“

„Majestät“, seggt he, „ick heff 'n Wachtel fungen, un den' heff ick in 't Schilderhuus, un dor heff ick mienen Helm upstülpt.“

„Wat“, seggt dee, „’n Wachtel fungen? Dat is jo ganz wat Seltenes.“

„Ja, Majestät, ick ward mål den’ Helm upböhren, un Majestät langt to.“

Majestät langt mit beiden Händen to un hett den’ Wachtel. (25)

Neumann: Ja, mal stünd’ ok eener up Posten un dee, dat wer eener von de langen Kerls noch, un dee hadd den ollen Fritz sien Vadder jo tosämengesökt ut alle Herren Länder, un disser wer ut Schwaben.

Na, un nu kümmt de alte Fritz denn an, aber nich im Königsrock, bloß ok so in sienen Allerweltskittel dor, in dem he so rümströpen ded, dat em ’n anner nich kennen ded. Un nu fröggt er: „Na, mien Jung’, wat måkst du hier?“

„Ick stâh up Poste.“ Un dat Gewehr hadd he im Schilderhuus stâhn. Hadd sich de Piep angesteckt. Dat wer ok all so bie Nacht un Nebel, un er dacht, wecker ward hier kâmen.

„Na ja, un wie måkst du dat, hier up Posten stâhn mit de Piep in Brand?“

„Ja, kümmt ja keiner.“

„Un ’t Gewehr hest ok in’t Schilderhuus stahn. Na, wenn di nu einer hier an ’n Kragen will?“

„Ach, mi deit keener wat.“

„Ja, na aber wenn nu de König kümmt?“

„Dee kümmt nich, dee schlöppt.“ [*Gelächter*]

„Na, wenn he nu doch nich schlöppt.“

„Nee, dee schlöppt.“

„Na, kennst du denn den König äwerhaupt?“

„Ja, is man so ’n lütten Kerl mit so ’n groten Stern up de Bost.“

„Also kennst em doch?“

„Ja, wenn dee kümmt mit ’n groten Stern, dat sall woll de König sinn.“

„Na, so kennst ’n nich?“

„Nee.“

„Na, wenn ick nu de König bün?“

„Du Knirps, du büst doch vâl to lütt.“

„Un wenn ick nu doch de König bün?“

„Dat glöww' ick di nich.“

Na, denn ward de olle Fritz denn sienen Rock upknöpen un ward em denn sienen Uniformrock mit den groten Stern zeigen.

Un wie de Kerl dat nu süht, dor seggt er: „So, denn bist du doch der Fritz. Denn hull man mien Piep! Denn mutt ick jo präschentiere.“ (26)

Gelächter. – *Rust:* „Ja, dat 's jo schön. So wat æwer Wetten kenn ick ok.“

Rust: Also: Een Buuer kümmt in Berlin in 't Kaufhaus Tietz, kickt so nah alle Ecken in 'n Laden.

Dor kümmt de Geschäftsführer an un fröggt: „Na, mein Herr, was wünschen Sie?“

„Ja“, seggt de Buuer, „ick stell man fest, wat ick wünschen do, dat hebben Se hier gor nich.“

„Was?“ seggt he. „Wir sind doch Warenhaus, wir führen alles, auch das, was Sie wünschen.“

„Nee, nee“, seggt de Buuer, „dat hebben Se hier nich, wat ick wünsch.“

„Na, was wünschen Sie denn?“

„Na, dat hebben Se jo doch nich.“

„Na, wollen wir 'ne Wette machen? Wir wetten um fuffzig Mark, dass wir das doch haben, was Sie wünschen.“

„Ja“, seggt de Buuer, wi können wetten.“ Se wetten üm fuffzig Mark. Un donn seggt de Buuer: „Ja, ick heff to Huus so 'n groten Håhn, dee perrt mi all de Hühner tonicht. Nu wull ick so 'n Poor Filztüffel hebben, schöne weeke Filztüffel, dat he mi nich de Hühner all tonicht perren kann.“

„Nee, sowas haben wir denn ja nu doch nich.“

„Na also“, seggt he, „fuffzig Mark!“

Ja, de Geschäftsführer, dee möt jo nu de fuffzig Mark strecken, nich. Nu föllt em mit eenmål wat in un: „Ah“, seggt he, „gehen Sie mal zu Kaufhaus Karstadt. Da kriegen Sie sowas.“

„Ja“, seggt de Buuer.

„Ja ja, da gehen Sie man hin, da kriegen Sie sowas.“ – Un wie de Buuer ruut is, klingelt he den' Geschäftsführer von Karstadt schnell an un seggt: „Du, Kolleg, dor kümmt 'n Buuer, dee will för sienen Håhn 'n Poor Filztüffel hebben. Sök em man sowat

ruut un denn måk mal 'ne Wett mit em üm hundertföfftig Mark. Ick heff nämlich 'ne Wett verspält von fuffzig Mark. Denn giffst mi de fuffzig Mark, un denn hest du jo hunnert.“

„In Ordnung“, seggt dee, „Hm, schön.“

De Buuer kümmt an bie Karstadt, kickt in'n Läden ümher. De Geschäftsführer kümmt jo nu all an mit geschwollener Brust un denkt: „Nu hest den' Sieg all in de Tasch.“ – „Na, mein Herr, was wünschen Sie?“

„Ja“, seggt dee, „ick stell man fast hier, dat hebben Se nich, wat ick wünschen do.“

„Was“, seggt he, „wir sind doch Kaufhaus und haben alles.“

„Nee“, seggt de Buuer. „Ick måk mit Se 'ne Wett, dat Se dat nich hebben, wat ick söken do.“

„Schön, wi wetten üm hunnertfuffzig Mark“, seggt de Geschäftsführer, „und wir haben das doch. Na, und was wünschen Sie?“

„Ja“, seggt dee, „ick heff to Huus 'ne olle Koh, dee is all so kurzsichtig, dee kann dat Foder nich mihr orndlich sehn. Nu mücht ick för de Koh so 'ne passende Brill hebben.“

„Nee“, seggt de Geschäftsführer, „sowas haben wir denn ja nu doch nich.“

„Na also, bitte hundertfuffzig Mark!“ (27)

Alle lachen. – *Neumann:* „Na ja, mit de Kaufhäuser, dor weit ick ok noch so 'n Ding.“

Neumann: Dor wer mal in Berlin, dor wer doch Wertheim, nee, Wertheim nich, Tietz. Tietz wer doch ok so 'n grot Jeschäft. Dor gew 't doch ok alls von de Neihnadel bett tom Auto. Un nu hadd er ok Lebensmittel.

Dor kümmt mal so 'n lütten Jung' an un möcht 'n halben Liter Melk hebben. Un bie Tietzen, dor weren sæbenhundert Mäkens beschäftigt. Nee, Melk hadden s' doch nich. Se hadden woll Wurst un Schinken un Speck un Konserven, æwer Melk hadden s' doch nich.

Seggt de Jung': „Wat is los hier bie Tietzen? Sæbenhundert Miezen, gleich vierzehnhundert Piezen, un denn noch keen'n halben Liter Melk?“ (28)

Rust: „Kümmt 'n Jung' so von ca. vierteihn Johr in 'n Läden un seggt to de Lädenfruu: „Ick mücht 'n Pund Appelmus.“

„Leider nich dor.“

„Na, denn mücht ick 'n Pund Pluumenmus.“

„Is leider ok nich dor.“

„Wat“, seggt he, „hebben Se denn gor keen Muus?“

„Ward man nich so frech“, seggt se, „denn stäk ick di in 'n Sack.“

„Aber nich mit 'ner Nadel.“ (29)

Rochow und Peters lachen. – Und mit „Prost“ greifen alle zum Glas.

Neumann: „Sünd dörchdräbene Jungens. Dor wer eenmal 'n Jung', dee stünd' dor an 'ne Landsträt un spält so rüm, klatscht so 'n bäten mit de Pietsch. Un dor kümmt de Köster vörbie. Wer man ganz frisch ringekommen, de Köster, dee wer noch nich lang' in'n Dörp. Na, un de Jung', dee dreiht 'n Köster 'n Noors to un klatscht ümmer ruhig wieder.

'n End' wieder kümmt de Paster an. De Paster kickt all von wieden: „Donnerwetter, de Bengel, dee mutt doch 'n ganzen dullen Schleif sinn, nimmt noch nich mal de Mütz vorm Köster aff.“

Na, 'ne Wiel späder kümmt 'n Buuer an mit 'n groten Bull. Un wie de Buuer mit den Bull ankümmt, dor dreiht sich de Jung' um, nimmt de Mütz aff un seggt ganz luut: „Goden Dag.“

Un de Paster, dee schüddelt den Kopp: „Wat is bloß mit dem Bengel los?“ Na, nu kümmt he mittlewiell nehger, dor seggt he: „Hör mal, Jung', was muss ich sehen, dem Lehrer hast du nicht ‚Guten Tag‘ gesagt, aber dem Bullen hast du ‚Guten Tag‘ gesagt.“

„Ja“, seggt de Jung', „dat 's ok ganz wat anners: Ehre wem Ehre gebührt.“

„Na nu, wie sall ick denn dat verstähn.“

„Ja, nu passen Se mal up, ick ward Ehn'n dat seggen: Von dem Bullen, dor hebben wi 'n Kalw jehatt, dat hett föffteihn Däler gebrocht. Un von dem Köster, dor hett mien Schwester 'n Kind, dat hett noch kein fief Penning ingebrocht.“ (30)

Rochow und Rust lachen. Aber ehe jemand etwas dazu sagen kann, setzt Neumann schon wieder an:

Neumann: Mit de Kösters, dor hebben se ok allerhand jehatt. Dor wer mål in Ollendorp, dat liggt dor bie Schönberg, dor müsst de Köster denn ok de Glock trecken. Nu sünd se bie't Skat spälen un hebben anständig einen genibbelt jehatt. Un nu hebben s' denn de Tiet versüümt. Un nu soll he Klock nägen den Sünndag inlüüden.

Ja, un nu hebben se doch dat verschlåpen gehatt, un mittlewiel is denn ok Abend wäst. Un de Paster hett müssen nu ohne Küster Gottesdienst affhollen.

Aber wie 't gegen Abend is Klock achten, dor wåken s' mit mal up. „Donnerwetter“, seggt de Köster, „ick mutt ja nah 't Kirch.“

„Wat willstste denn dor?“

„Na, Mensch, is doch Sünndag fröh, kiek, de Klock is acht, ick mutt doch lüüden.“ Un hen nah 't Kirch gerannt un fängt an to bimmeln.

Na, nu hebben se alle gedacht, dat brennt irgendwo. Nu rennt alls nah 't Kirch hen, un nu warden s' kieken, wat denn nu los is, wo 't denn nu brennt.

Un da kümmt de Köster von bâben an, besåpen, un hett sich bloß in de Klock verkåken un hett 'n Sünndag åbends ingelüüd't. – Dat is aber 'ne Tatsach. (31)

Als alle schweigend vor sich hinblicken, nimmt Rust wieder das Wort:

Rust: In een Stadt hett de Nachtwåchter jo ümmer alle Stund' tuten müsst. Hett æwer denn mitten up de Stråt gån müsst bie sien Tutent, nich. Na, dat is em ok mit de Tiet to unbequem worden, un he is denn ok up 'n Trettoir blåben un hett tut't.

Nu hebben s' em bie'n Bürgermeister verklågt. De Nachtwåchter möt kåmen, un de Bürgermeister seggt: „Na, dor ward jo bannig' Klåg' führt æwer Se: Se tuten ümmer up 'n Trettoir.“

„Nee“, seggt de Nachtwåchter, „dat stimmt nich. Ick tut stets up mien Hüörn.“ (32)

Alle lachen. – Rochow: „Up 'n Trettoir tuten!“ – *Neumann:* „Een wer mi bald mal injefallen. Nu is he wedder weg.“

Rust: In Gramelow hett eens een gewisser Krischan Kipp, wohnhaft in Blankensee, as Friearbeiter arbeit't. Is noch nich lang' dor wäst. Nu möt he mit eenen Mål nah 'n Herrn kåmen.

De Herr seggt to em: „Kipp, he hett dat Ätent hier in Gramlow schlecht mäkt!“

„Nee, Herr“, seggt he, „as ick hier kämen ded, dunn wier 't all schlecht.“ (33)

Neumann und Rochow lachen. – *Rochow:* „Dat hett he em got gäben!“

Rust: Sienen Kutscher hett de Gramlowsch Herr mal eens seggt, he sall anspanen un nah Fellbarg [Feldberg] führen.

„Ja, Herr!“

Dee geht wedder ruut ut 'n Pierd'stall un geht nu nahher so üm dat Dörp rüm un stellt sich dor hinner an de Schossee hen, wo de Kutscher vörbie to führen kämen möt.

Un wie he nu vörbie to führen kümmt, dunn röppt he: „Holl mal still! Wo wisst du hen?“

„Nah Fellbarg!“

„Wat wisst du dor?“

„Dat weet ick nich.“

„Na, denn führ man wedder nah Huus!“

Alle lächeln. – *Neumann:* „Ja, dat hett he em nich jeseeggt, wat he dor süll.“

– *Rust:* „Nee, he hett em bloß seggt, he sall nah Fellbarg führen.“ *Und setzt gleich wieder an:*

Rust: In Warwen [Warbende] sünd völ Quäken in 'n Acker wäst. Nu sünd se dorbie wäst un hebben se verbrennt. Se hebben se ümmer so in Reehgen trecken låten mit de Ägt, un denn hebben se s' up 'n Hümpel schmäten. Un denn mit 'ne Fork vull brennende Quäken ümmer røwer nah 'n nächsten Hümpel hen!

Un bie dee Gelägenheit – nu is dat ok starken Wind wäst – ward den' eenen 'ne brennende Quäk up de Hand fallen. Un nu kriggt he dicke Blasen up de Hand.

Na, mien Unkel Kählk, dat is ümmer so 'n Spåßvågel wäst, dee seggt: „Dat 's nich so schlimm! Dor ward ick di den' Brand mal utpusten!“

Den' Moment kümmt de Entspekter antorieden. Un dee hürt nu ok gliek, wat hier för 'n Unfall passiert is, un stiggt von 't Pierd, un lött sien Pierd so ståhn, un geht nu ran un will sich ok den' Schåden besehn.

Un Unkel Kählk hett em nu all so anfät't an de Hand un seggt nu: „Ick pust den' Brand mit 'ne kolle Hand. Wur schieten de Hund'n ...“ – Un mit eenmal löppt dat Pierd dor weg. – „Wur rönnt dat Pierd, wat stööwt de Sand! Dreemal pusten.“ – Un dat is nu tatsächlich passiert so. (35)

Rochow lacht. – *Rust:* „Dat hett he sich æwer schnell so utdacht, nich.“

Neumann: „Ick hadd mi mal de Hand vergrabbelt, un dat ded mi orndlich weh. Un dor seggt de Meistersche dor (dat wer in Kloksdorf, ok bie Schönberg), ick sall mal hengahn nah een Wiew, dee versteht wat, dee ward mi dat pusten.

Na ja, dat wer ok so 'n ungleiches Poor: He wer as so 'n Handschen, un se, dee wer so 'n Brocken von tweieinhalw Zentner.

Na, un ick hen, un dor hebben se mi æwer gliek jeseegt: „Du mööbt 'n Aal mitnähmen, süss helpt dat nich.“ [*Lachen*]

Na, ick heff 'n Aal mitjenähmen, un se hett mi denn jepust't, un dee hett jeseegt: „Ick striek di mit de kollen Hand, wat huult de Hund, wat stööwt de Sand. Un wenn 't nich helpt, denn schad't ok nicks. Un bäter strieken verstäh ich nich.“

Dat heff ick mi behullen. Aber ick glöow' jo nich, dat dat Strieken oder dat Pusten jeholpen hett, dat is von so wedder gähn. (36)

Rochow lacht. – *Neumann:* „Na jedenfalls, se hadd den Aal weg.“

Rust: Unkel Kählk is dorför bekannt wäst, dat em dat Schåp scherent nich so schafft hett. Nu sünd se ok wedder bie un scheren Schåp.

Un nu kümmt de Herr ok up de Schåpstalldäl to stähn un seggt: „Na, Kählk, woväl hebben S' all aff?“

„Ja, Herr“, seggt Kählk, „wenn ick dissen aff heff un den', dee dor steht, un de beiden, dee dor stähn, denn sünd 't vier.“..(37)

Peters lächelt. – *Neumann:* „Ja, dee süll he æwer noch erst affscheren, nich?“ – *Rochow:* „Ja, dor wier noch keen von run.“

Rust: König Fritz, dee geht de Schossee lang. Un mit eenen Mål liggt dor 'n Handwerksbursch in'n Schosseeegräben, hett vörn dat Hemd upknöpt un schmitt de Lüüs' ümmer so weg.

„Wat måkst du denn dor?“ seggt Fritz.

„Ich schmeiß Läuse weg“, seggt he.

„Na“, seggt he [König Fritz], „hier hest 'n Dåler, gâh to Stadt un kööp di 'n nie Hemd!“

Un 'n lütt End' wieder, dor steht 'n Wied'busch, dor liggt noch 'n Handwerksbursch hinner un hürt dit. „Donnerwetter“, denkt he, „hier is œwer schnell 'n Dåler to verdeenen.“ Knöpt ok alles up.

Un wie Fritz dor nu lang kümmt, süht he de Bescherung dor ok: „Wat måkst du dor?“

„Ich such Läuse“, seggt he.

„Na, denn gâh man hier 'n lütt Stück torüch! Dor liggt een, dee schmitt weck weg.“ (38)

Alle lachen. – Rust: „Ûm all dat to behollen, wat 'n hürt, möt man 'n Bok hebben un måken sich 'ne lütt Notiz. Heff ick all måkt ok.“ *Aber er erzählt gleich weiter:*

Rust: Nu ward ick den' vertellen von 'n Buuern, dee 'n Pierd verköfft hett: Een Buuer hett 'n Pierd verköfft in Hamburg up 'n Markt un hett dat Pierd nu düürer bitâhlt krâgen, as he dacht hett. Un seggt sich nu: „Wisst di doch mal eens orndlich Hamburg bisehn.“ Un jeht nu von een Kneip nah de anner un is in bester Stimmung.

Un nu in vorgerückter Abendstunde kümmt he nu in so 'ne lütte Kneip. Un as Bedienung is dor 'n lütt Måken, un as Gäste is nicks mihr wieder dor as een Neger, dee sitt dor noch.

He kümmt rin un seggt: „Ich möcht 'n Glas Bier.“

„Dree“, seggt dat Måken, „wi drinken ok beid' een mit.“

„Schön“, seggt de Buuer, „denn dree.“

Na ja, se drinken 'n Glas Bier un ok noch 'n Schnaps dorto un wedder 'n Bier un noch 'n Schnaps. Und sind guter Dinge. Dat Måken sitt em all up 'n Schot, un de Buuer is in bester Laune.

Na, dat Måken jeht nah de Kœk hen, måkt sich de Hånd'n orndlich schwart, un måkt den' Buuern nu immer ei, nich. Un måkt em dat Gesicht so schwart, dat he åbenso schwart is as de Neger.

Na, endlich seggt de Buuer: „Donnerwetter, kann ick woll de Nacht hier blieben? Ick kâm jo nu nich mihr nah Huus.“

„Ja“, seggt dat Mäken, „dat is schlecht. Denn dat letzte Bett hett de Neger bileggt. Allerdings is dat 'n tweeschleprig Bett. Wenn ji juuch dorin eenig warden, köenen ji jo beid' tosåmen schlåpen.“

„Mi is 't recht“, seggt de Neger.

Un de Buuer denkt: „Na, affarben mag er jo woll nich.“ – „Ja, na ja, mi is 't denn ok recht“ seggt de Buuer.

Na ja, nu geht 't to Bett gåhnt denn jo ok los. „Ja“, seggt de Buuer, „ick wull nu morgen früh mit 'n iersten Zug führen. Ward hier ok weckt?“

„Ja, wecken do ick“, seggt dat Mäken.

Na ja, schön.

Dat Mäken verschlöppt ok 'n båten, æwer se noch schnell hen un seggt to den' Buuern: „Nu man schnell ruut, denn köenen Se den' Zug noch kriegen. Ick heff ok 'n båten verschlåpen.“

Na, de Buuer nu schnell ruut ut 't Bett un rin in Strümp un Hosen un Ståwel, un kickt gor nich ierst in 'n Speegel, un so de Stråt langgesuust. Un nu kümmt er an eenen Frisörlåden vörbie. Dor speegelt sich de Såk all, un he süht sich mit eenmal dor in den' Speegel. Un dunn seggt er: „Harregott, nu hebben s' den' Schwarten weckt, un mi hebben s' liggen låten!“ (39)

Neumann und Rochow lachen. Neumann macht eine neue Weinflasche auf, gießt die Gläser wieder voll und fährt fort:

Neumann: Na, wiel du grad' nu von Hamburg un von de Schwarten vertellst: Dor weren mal drei Hamburger Jungs, dee weren nah Afrika versett't in de Schutztruppe, damals noch, wie wi noch Kolonien hadden. [*Rust:* „Ja.“] Na ja, un de ein, dee wer Rittmeister, de anner wer Leutnant, un de drüdd', dee wer Wachtmeister. Dat wer de Spieß, dee heit August, de annern weit ick mit Vornamen nich. Is jo ok egal.

Na, wie se dor 'n halw' Johr weren, dor hadden se dor so 'n Negerkoch, un dee kåkt ok nich so ganz up Hamburger Oort, un 't schmeckt ehr nich.

Nu hebben se 'n Inserat upgegeben, se wullen 'ne Hamburger Köchin hebben. Un 't meld't sich ok ein un reist denn ok hen nach Afrika, nah Südwest. Na, un dee hett se ganz got dor bedeent un hett ok got gekåkt. Se weren all heil mit ehr tofråden.

Bloß, nu duuert dat so 'n godet halw' Johr, dor kümmt mit eenmal eens dat Mäken an bie den Rittmeister un fängt an to rohren un an to jammern.

„Na“, seggt dee denn, „Marie, wat is denn, wat weinst du denn so?“

„Ja“, seggt se, „so sind die Männer, erst 'n armes Mädchen zur Sünde verführen un nachher, denn kümmert sich keiner drum.“

„Ja“, seggt de Rittmeister denn, „Marie, du musst doch mal Vernunft annehmen. Kiek mal, ick bün 'n preußschen Offzier, ick mutt ja doch standesgemäß friegen. Ick kann di nu doch nich heiraten. Ćwer wi warden uns man einigen: Du kriggst fiefduusend Mark. Büst du denn mit tofräden?“

„Na ja, denn mutt ick jo woll“, seggt Marie, kassiert sich de fiefduusend Mark un jeiht een Dör wieder, oder 'n poor Dören, wat weit ick.

Da wohnt de Leutnant. Dor fangt dat Mallör ja nu von nieem an. [*Rust*: „Ja.“] Un Marie, dee jammert un rohrt.

Un de Leutnant, dee hört sich dat erst 'ne Wiel an, un denn seggt he: „Nu ja, Marie, wat sall ick nu mit di [machen]? Friege kann ick di ja nu ok noch nich. Dat geht doch nich. Du wettst doch: As Offzier darf ick bloß standesgemäß friegen. Aber ick ward di dreeduusend Däler gäben. Vielleicht helpt di dat 'n bäten Ćwer den Schmerz weg.“

Na ja, Marie, dee ziert sich noch 'n bäten, un denn striekt se de dreeduusend Daler in, un denn jeiht se nu ruut ut den Buu.

Un de Wachtmeister, dee wohnt jo 'n End' wieder. Kümmt se bie dissen Wachtmeister hen un seggt: „So, August, wettst wat?“

„Nee, wo sall ick wat weten.“

„Na, ick ward di mal wat seggen: Nu ward jefriegt.“

„Du hest woll 'n Klaps“, seggt August, „wie denkst du di dat. Du hest nicks, un ick heff nicks, sünd tweimal nicks, un wie wullen wi denn friegen?“

„Von wegen“, seggt Marie, „bild' di man jo nicks in! Ick heff achtduusend Mark.“

„Wo hest denn dee her?“

„Dat 's mien Säk. Aber ick heff achtduusend Mark. Kiek mal her!“ Dor zeigt se em denn de ganze Hand vull Schiens dor.

„Na ja“, meint August, „denn is 't ja egal. Wenn du achtduusend Mark hest, denn können w' ok friegen.“

Na, denn ward nu ok Hochtiet utgericht't, un se äten un drinken un tanzen, freuen sich denn ok wer weit wo dull.

Nu duuert dat denn noch 'n poor Wochen. Mit eens kümmt August up de Schriewstuw', knallt de Hacken tosamen: „Herr Rittmeister, melde gehorsamst, strammer Junge angekommen!“

Un de Leutnant sitt am annern Disch, un de Rittmeister, dee schult so nah 'n Leutnant hen un plinkert mit de Ogen. Un de Leutnant, dee plinkt trüch.

Un August süht dat. „Ja“, seggt he, „Herr Rittmeister, Se bruuken dem Herrn Leutnant gor nich totoplinken, wi sünd all drei anjeschäten.“

„Nanu, Wachtmeister, wat nehmen Se sich ruut? [*Rust lacht.*] Se sünd woll nich recht klok. Wie können Se mit uns reden hier, von wegen alle drei anjeschäten?“

„Ja, ja, is doch wohr. Wi sünd all drei anjeschäten: De Lütte, dat is nämlich 'n Schwarten.“ (40)

Alle lachen laut und lange, so dass auch der Erzähler davon angesteckt wird und gleich „einen draufsetzt“.

Neumann: Na, un wiel wi nu grad' so bie'n Barras sünd: Dor wer mal in Ostpreußen so 'n ganz adliget Regiment, Kavallerie natürlich. Un dor kem een Leutnant hen, un dee hadd keenen ricken Vater un hadd ok nich so vël Jeld, åwer he bruukt doch bie so 'n feudalem Regiment, dor bruukt he doch Jeld. Nu wer dat åwer 'n ganz pffiffigen Burschen. He hett ümmer gewett't mit de annern, dee dat Geld hadden, un hett ümmer gewonnen.

Na, nu wer dat denn middlewiel doch to dull. Nu ward denn de Kommandeur dor in Ostpreußen, dee hett 'n goden Fründ hier irgendwo in Westfalen un ward sehen, dat he den Leutnant dor henversett't kriggt. He hett solang' gebuggert, bett he wegkem.

Nu sett't er sich denn hen, wie dee up de Bahn sitt, un schriff dem Kommandeur hier in Westfalen 'n Breef: „Nu pass mal up, wi schicken di nu 'n Leutnant hen, dat is 'n ganzen geriebenen Burschen. Den dörben ji nich wetten laten. Ok nich, wenn 't üm teihnduusend Mark geiht. Den dörben ji nich wetten laten.“

Na, nu is 't denn jo got. He kümmt dor an, un wie er sich nu vörstellt, dor seggt de Oberst gliek: „Aber eins sag' ich Ihnen, mein Lieber: Gewettet wird bei uns nich.“

„Oh, schade“, seggt de Leutnant, „ick möcht woll wetten um teihnduusend Mark, Herr Oberst haben Hämoriden.“ [Gelächter]

„Donnerwetter ja“, denkt de Oberst, „is de Kerl verrückt? Teihnduusend Mark, dat is doch 'n Huupen Jeld.“ Un de Oberst, dee hadd ok nich dat meiste, un denn hadd er 'n Huupen Döchter, dee müssten jo ok Utstüüer kriegen. Dee dacht: „Mensch, teihnduusend Mark, dat lettst di doch nich entgahn, dat nimmst mit.“

Na, is got. He wett't. Abends wer he im Casino ok noch. Dor vertellt he dat, dat he mit dem gewett't hett üm teihnduusend Mark.

„Ach, is je nich möglich.“

Nanu, åwer noch mal. De Wett ward perfekt gemåkt, un dor sünd noch 'n poor Offiziere, dee schlagen dörch.

So, un nu seggt denn de Leutnant: „Ja, nu müsst ick åwer 'ne Latern hebben. Un denn müssten Herr Oberst mit mi mitkåmen up de Latrin un vielleicht noch ein oder twee Herren as Zeugen.“

Na ja, denn los. Dee gåhn up de Latrin mit de Latücht, un de Oberst treckt sich de Büxen aff un präsentiert denn sienen Protz dor. Dee [Leutnant] lücht't hen, kiekt von ein Siet un bekiekt 't von de anner Siet: Nee, he hett kein Hämoriden.

„Na, heff ick mi doch mal getäuscht. Denn mutt ick åben teihnduusend Mark betahlen“, langt in de Breeftasch rin un is de teihnduusend Mark los.

Un de Oberst, dee freut sich: Dem hebben wi doch mal richtig de Ogen utgewischt. Un ward nicks anners måken: He sett't sich gliek hen un schrifft 'n Breef torüch nah Ostpreußen: „Den hebben wi æwer kuriert. Dee is noch gor nich warm geworden, dor hebben wi em gliek teihnduusend Mark losgemåkt. Dee ward nich mehr wetten bie uns.“

Na, dat duuert gor nich lang', dor kümmt 'n Breef ut Ostpreußen: „Du Rindsvieh, ick heff di doch jeseggt“, schrifft nu disser Oberst hier ut Ostpreußen, „ick heff di doch jeseggt, du sallst mit dem Kerl nich wetten, du verspälst sowieso. Nu hett de Kerl, bevor he losgefahren is, doch hier mit 'm ganzen Offiziers-

corps um hundertduusend Mark gewett't, he ward sienen niegen Kommandeur gliek 'n ersten Abend 'n Noors beleuchten.“ [41]

Rust und Rochow lachen, laut und anhaltend. – Neumann: „Ja, nu wer 't jo got mit de Wetterie. Nu is 't all.“ Man merkt ihm an, dass er mit diesem Echo auf die Erzählungen zufrieden ist.

Peters: Dor wier mal 'n Buuer up Reisen, un nu kem he ok to de Stadt un hadd je ok all mächtigen Hunger krägen un söcht sich jo ok 'n lütt Kneip. Na, as he dor nu so rinkem in de Kneip, dor seten jo noch mihre un eten orndlich 'n poor Würst mit Mostrich, un Mostrich gew 't doch bloß ümmer so wenig.

Nu denkt de Buuer: „Donnerwetter, dor wo 't so wenig von giff, dor möößt di doch ok mal wat bestellen.“ Un seggt to den' Wirt dor, he mücht för 'n Däler von dat, wo 't so wenig von giff. He wüsst jo nich, dat dat Mostrich wier.

[*Peters räuspert sich kurz. – Neumann: „Prost!“ – Alle außer dem Erzähler greifen wieder zum Glas und trinken.*]

Peters: Na, he kriggt ok för 'n Däler, wo 't so wenig von giff. Un as he nu all dat verdrückt hadd un wie he nahher wedder ruut wier ut de Kneip, donn kümmt em dat so an, dor müsst he doch hose-lieren. Un nu fünd' he jo nich so 'n Platz. Un denn hadd he doch woll so 'n lütt Eck funnen un dacht, hier is 't woll sicher, un schnell de Hosen run.

Un as he dat so måken ded, donn kümmt 'n Polizist an, wat he dor måken ded'. Ja, dor müsst he drie Mark, eenen Däler, Straf betählen. Na, dat wier jo nu malliert.

Na, he kümmt nah Huus un ward frägt, wie 't wäst is. – „Ach“, seggt he „ick heff för 'n Däler äten un för 'n Däler schäten.“ (42)

Rochow: Een Buuer, dee führt nah Berlin, will sich tüchtig Berlin ankieken. Na, he geht in een Kneip un hett je ok ümmer sienen lütten Priem, wie 't so Mod' is. Nu kümmt em dat ok, un he will spucken. Na, alls sitt vull. He höllt dor eens in de Eck rin, spuckt hen.

Dit süht de Wirt, schickt den' Kellner hen, dee möt em dor 'n Spucknapp henstellen so in de Nehg', wo he henspuckt hett. Hm, em kümmt dat wedder, un he spuckt in de anner Eck.

De Kellner geht bie, hålt dat Spucknapp von dor, stellt dat in de anner Eck, wo he nu henspuckt hett. Na, he spuckt noch eens, wedder woanders hen.

Hm, de Kellner dreihgt sich wedder, dreihgt em wedder dat Ding hen. „Ha“, seggt de Buuer dor to den' Kellner, „so bliew man bie, denn spuck ick di dor midden rin!“ (43)

Alle lachen. – *Rust:* „Ick hadd dit ok all eens hürt, ewer ick künn 't mi nu nich mihr tosåmenriemen.“ – *Neumann:* „Dat is ewer tatsåchlich passiert!“ – *Rochow:* „Dat is tatsåchlich passiert?“

Neumann: Dat is tatsåchlich passiert, wie ick in Hannover wer. Dor wer Verlobung. De Tochter von mienen Chef, dee ward sich verloben. Un de oll Schwiegervader, dat wer 'n ollen Dischlermeister, Jakobs heit er, dee priemt aber nich 'n Stift, dee priemt jeden Dag so 'n lütt schwarten Krusen up.

Na, un nu an de Verlobungstafel! Wi [die Gesellen] seten dor ganz am untersten End', wi hebben jo mitfiert, aber wi seten ganz am untersten End'. Un he set dor tåmlich båben an, neben dem Bruutpoor. Un bie all dem Åten hadd er sienen schwarten Krusen in de Schnuut drin. Un dor spuckt he dor mal eens up 'n Teppich. Denn hebben se dor 'ne Schal henjesett't. Nee, dor spuckt he up de anner Siet up 'n Teppich. Se setten em dor ok noch 'ne Schal hen. [*Peters lacht.*]

Toletzt seggt er: „Nee, ick mutt rein upståhn. Hier wett 'n toletzt gor nich mehr, wo man henspucken sall. Ewerall setten s' einen 'ne Schöttel hen.“ (44)

Rochow lacht. – *Neumann:* „Un dat is aber wohr!“ – *Rochow:* „Dor“

Rust: In een Got sünd de Förster, de Schmidt un de Stellmåker got befründ't un verkihren ümmer tosåmen. Un nu ward eenmal de Förster eens verreisen möten, kümmt ewer 'n Dag ihrer to Huus, as se dat wüsst hebben, nich.

Na ja, annern Morgen kümmt de Kutscher bietieden all in 't Stellmåkerschuer. De Stellmåker hett ümmer bie allens seggt: „Dat hadd' vål schlimmer warden künt.“ Un de Kutscher vertellt nu den' Stellmåker, dat de Förster åbends to Huus kåmen is un hett den' Schmidt bie sien Fruu dråpen un hett em dotschåten.“

„Oh, dat hadd' väl schlimmer warden künnt“, seggt de Stellmäker. [*Peters lacht.*]

„Na“, seggt de Kutscher, „dit künn ewer doch woll nu nich schlimmer warden.“

„Doch, wenn he noch 'n Abend ihrer kämen wier, denn hadd' er mi dotschäten.“ (45)

Alle lachen. – *Neumann:* „Dat is richtig, dee hebben wenigstens de Fröundschaft so richtig in Ehren hollen.“ – *Rochow, dem Rust eben zuvor gekommen war, setzt nun sofort ein:*

Rochow: Dor führt 'n Buuer ok nah Berlin un kümmt ok in 'ne Gastwirtschaft un lett sich 'n Äten gäben. Un nu kümmt dor dat Wuurt *Menü* vör. „Donnerwetter“, denkt de Buuer, „wat sasst du dormit anfängen. Menü, dat wettst du jo gor nich, wat dat is.“

Nee, dat Menü will he nich.

Na, nu hett he sich dor schön sattäten, hett ok noch Abendbrot äten un fröggt denn nah 'n Nachtquartier.

Tja, kann he kriegen.

Na, he geht to Bett. Gegen Middennacht geht de Dör up, Deckbett hoch, un dunn kümmt dat Menü von hinnen rin. „Donnerwetter“, denkt de Buuer, „haddst du dat Menü bloß glieks so nähmen. Nu gäben s' di dat noch von hinnen.“ Denn in't Näbenzimmer, dor hett eener lägen, dee hett nachts ümmer 'n Inloop krägen. Un nu hett he [der Bauer] dat Menü von hinnen krägen, nich. „Na ja“, denkt he.

He führt nah Huus. As he to Huus is, fröggt em de Nähwer: „Na, wie hett di dat denn gähn in Berlin?“

„Hach“, seggt dee, „ick will di bloß räden, wenn se di vörn dat Menü gäben, dat nimm du gliiek, süss kriggst du dat nachts von hinnen. (46)

Neumann un Rust lachen etwas.

Neumann: Ja du, mit dat Menü, dat is so 'n leew' Säk. Ick führ ok eens dörch Berlin. Un nu ward ick mi ok Berlin 'n bäten ankieken un kreeg' mittlewel ok Hunger. Nu kām ick nah 'n Hotel. Na ja, im Hotel mutt 't ok wat to äten geben. Ick hen nah dat Hotel un lät mi denn ok wat geben. Ah, da stünd' ganz manierlich *Middag*

up, un kosten ded 't ok fief Mark. Dat wer jo 'n Huupen Jeld, aber 't wer jo 'n fienet Hotel, dor müsst jo ok wat betählt warden för.

Dor bröchten se 's. Mit 'n Disch kemen s' antoführen, mit so 'n ganzen Disch vull, âwer wieder nicks wie leddige Tellers. Se hadden einen Teller im annern stâhn, un denn hadden s' 'n Lâpel Supp in, un denn hadden s' wedder einen Teller im annern stâhn, un denn hadden se drei Tüfften un twei Happen Fleisch up, un denn hadden se wedder 'n Teller, un denn hadden se noch einen drin stâhn, dor hadden se 'n bâten Pudding in. Jedenfalls, ick heff jetellt: zwölf oder drütteihn Teller. Un wie ick mien fief Mark betahlt hadd, hadd ick noch mehr Hunger jekrâgen wie vorher.
[Rochow lacht.]

„Na nu, Donnerwetter, du bist doch noch nich satt. De fief Mark bist los, noch mal fief Mark kannst nich vertehren, sovâl Jeld hest nich.“ Na, ick gah noch 'n bâten wieder, dor steiht 'n Beerwagen, wer gor kein Schild to sehn, dat dor 'n Gasthuus wer oder wat. Dor stünd' 'n Beerwagen, un dee laden Beerkisten aff. Ick denk: „Nanu, hier mutt jo nu ok noch 'ne Kneip sinn. Wenn nich anners, jehst noch wenigstens un drinkst 'n Glas Bier, damit de Ärger weg is.“

Na, ick frag', ob hier 'n Gasthuus is.

„Ja, hier up 'n Hof. Gah man 'n bâten hoch, dor is 'n Gasthuus.“

Na, ick kam dor rin, [kann] ok 'n bâten âten. Dor hadden s' nich vâl Tellers. Dor hadden s' bloß einen Teller, dor wer 'n Huupen Tüfften drup, un denn hadden s' noch 'n lütten Teller, dor wer 'n bâten Soß un 'n Stück Fleisch in, un dat wer so 'n anständiget Middag. Un ick heff dat ok upjâten, un dor wer ick so tàmlich satt von. Dor gew 't noch 'n Glas Bier to, un 't kost't 'ne ganze Mark föfftig.

Up de ein Stell, dor hest di för fief Mark hungriq jehâten, un up de anner Stell werst för 'ne Mark föfftig satt. Aber dat wer kein Menü, dat wer bloß 'n Middag. Dat is de Unnerschied twischen Middag un Menü, du. (47)

Rochow lacht. – Neumann: „Ja, so kann 't einen manchmal gâhn.“ Er greift zum Glas, und die andern folgen ihm. – Dann setzt Rust leise an zum Erzählen: „Vielleicht süll ick ...“ Aber er kommt nicht mehr zu Wort.

Neumann: Mål kem ick nah Osnabrück, dor wull ick nah 'n Kino führen. In Diepholz, dor passt mi dat nich richtig, ick wull ok mal nah Osnabrück hen. Dor wer nämlich all nahmiddags Vorstellung, un in Diepholz wer bloß abends. Un wie 't Kino to End' wer, na, nu kreeg' ick ok Hunger.

Nu kãm ick denn an 'n Restaurant, grote Fenster, dor kunnst immer von buten sehn, wie se binnen stoppen. Dor kreegst Apptit. Un œwerall so 'ne lütten runden Marmortische, dor kunnen höchstens zwei Mann an äten, un dor kunnst ok einzeln äten.

Un ick rin un ward mi denn ok Middag bestellen. Un dat gew orndlich 'n Stück Fleisch, Tüfften gew 't nich vâl, aber 'n orndlichet Stück Fleisch. Un dat schmeckt prima. Un nahher wer dor so 'n Glaswand twischen, un hinner de Glaswand wer noch 'n Verkoopsladen, is 'ne Fleischerei wäst. Un wie ick mi nu so sattjeäten heff – ganz wenig Jeld hett 't jekost't, ick weet nich, dat ganze Middag kost't woll bloß föffftig Penning – denn frag' ich, ob man dor ok Wurscht kööpen kunn.

„Ja, kannst du kööpen.“

Na, ick rin, kööp mi denn Wurscht, Minsch, halw umsonst. Na, lat ick mi de Aktentasch vullpacken un reis' denn nu los. Wie ick ruutkomm, kiek ick mi üm, ick will mi doch dat Restaurant marken, wat dor nu los is. Steht dor dran: „BV Verden, Roßschlächtere.“ Na, so 'n bäten wer mi jo anners, denn ick dacht immer noch, vielleicht kümmt noch 'n Hofnagel mit hoch.

Na, ich komm nah Huus mit mien Tasch vull Wurscht un pack dee denn ut. Un dee freugen sich all: „Minsch, wo hest du bloß de grote Wurscht her?“

„Oh, ick heff injeköfft. Ät't man ruhig, schmeckt ganz got.“

Na ja, nu warden se alle äten un freugen sich alle œwer de Wurscht. Aber dat weren di Dinger. Wenn du so ein Schiew' von de Wurscht affschneedst, denn kunnst zwei Stullen mit beleggen, so grot weren dee. [*Rochow:* „Wie 'n Arm so dick.“]

Na, wie se denn all sich sattjeäten hadden, dor heff ick denn vertellt, von wo dat is. Na, de oll Meisterin, dee füng' 'n bäten an to rülpsen an. De annern hebben jo nicks jeseggt. De een füng 'n bäten to schlucken an, aber jebläben is 't ok, hett getöwt. (48)

Rochow lacht. – Rust erzählt gleich los, damit ihm niemand zuvorkommt.

Rust: Ja, Scheper Ast, dee hett in Niebrandenburg Fetthåmel affliefert, un weil de Fetthåmel nu so recht schön fett wäst sünd, hett em de Grothändler noch 'n bäten mihr Schwanzgeld gäben. Un nu hett er sich seggt: „Na, denn sasst mal 'n orndlich Middag äten hüüt. He geht nah Moschs Hotel, dor steht an: „Täglich frische Austern!“ He geht rin un seggt to'n Ober, he mücht 'ne Portion Austern.

Ja, dee kriggt he ok. Wie de Ober em dee hensett't, dor kickt er all so döemlich. He måkt 'n Ding up. Wat 's denn dat? He steckt mit de Gabel rin, kickt noch ollich 'n bäten. „Donnerwetter noch mal.“ Æwer endlich schüfft he een rin. Wribh, kümmt se wedder torüch. He leggt s' up 'n Töller un versöcht 't mit 'ner tweeten, steckt s' rin. Wribh, kümmt s' wedder torüch. [*Peters und Rochow lachen.*]

„Nee“, seggt Scheper Ast, „Phylax, magst du s'?“ He schmitt s' Phylaxen hen. Weg is se.

„Ja“, seggt he, „noch een.“ Dee is ok gliiek weg.

Duuert nich lang', kâmen s' bie Phylaxen ok wedder torüch. [*Alle lachen.*] Na, he leggt s' wedder up 'n Töller.

Den' Moment kümmt 'n feinen Herr rin: „Ah“, seggt er, „Hm, Austern, das ist was Schönes.“

„Willen Se s' hebben“, seggt Scheper Ast. [*Alle lachen.*]

„Ja, darf ich ...?“

„Ja ja ja.“ – Nu hett he ok ierst seggt: „De Dinger töben nich.“ Dat hett dee doch nich verstâhn.

Na ja, schön. Dee schnappt de Dinger æwer weg, ok de beiden, dee bie Phylaxen ok all nich töwt hebben. [*Alle lachen.*] Na, he hett nu ümmer een nah 'n anner wegschnappt, un de Scheper seggt nu ümmer: „Komisch, komisch.“

„Ja, was ist komisch?“ seggt he.

„Ja, de Dinger töben nich. Bie mi wullen s' nich töben, bie Phylaxen wullen s' nich töben ...“

Un dunn ward den' Herrn wat dämmern, nich, un wribh, dor kâmen se bie den' ok wedder torüch. [*Alle lachen.*]

„Heff ick doch seggt: De Dinger töben nich“, seggt he [*Scheper Ast*]. (49)

Alle lachen.

Rochow: Ji kennen jo all mienen Unkel Fritz, nich. Wie dee noch in Amt un Wüürd'n wier, as he noch Hauptmann wier, donn ward he mal eens sienen Kumpel dor von 'ne Polizei inlâden to'n Wusst äten. Se gâhn los. Un he hett dit æwer schon 'n Dag vörher plânt hatt un is nah 'n Schmidt gâhn un hett sich 'n Hofnâgel hålt, affgebrâken, wo he ut dat Iesen ruutkümmt, un hett den' schön schüüert, schön sauber måkt, dat he æwerall fâhig is hentogâben.

Na ja, wie se so bie't Wusst äten sünd, de anner hett sien Wusst bienah up, un he hett dor noch so'n lütten Stummel. Donn ward he noch eens in de Westentasch langen, hålt sich den' Hofnâgel un schüfft den' mit rin un fängt nu mit eens up den' Hofnâgel an to klappern. He wett æwer, de anner, dee is sihr eklig. Sowie dor wat vörkümmt, denn is de anner buten.

„Wat wat wat, wat 's dat? Wat 's dat?“

He langt hen un hålt den' Hofnâgel ruut. Wie dat de anner süht, schüfft he Disch un Stohl biesiet, un ruut, nich.

„Wat is di denn, wat is di denn? Töw mal.“

Dee gifft gor keen Antwuurt. Dee hett de Backen all vull bett vörn hen un schmitt dor in de Toilett sienen ganzen Krâm wedder hen, nich. – Ja, de Wusst, dee hadden se woll verdrückt, æwer hatt hadden se gor nicks dorvon. Dat wieren bloß ... (50)

Der Schluss geht im Gelächter unter.

Neumann: Ja, ick güng' mal, hier in Ahrensberg wer dat, mit mienen Kumpel nah 'n See hen, un dat wer 'n richtigen Dorfdeibel wer dat. Dor weren se grad' bie'n Döschchen oder bie'n Inführen weren s', un hadden Frühstückspaus'. De ganzen Arbeiter dor von Ahrensberg von'n Got seten all so vör de Schüün. Dor weren so 'n poor grote Feldstein, ümmer so twischen de Dören weren Feldstein upjeschicht't, un dor seten se up de Stein drup un eten all ehr Frühstück. Un de Schüün, dee stünd' ganz dicht am Weg.

Un wi gâhn beid' so lang, un mit einmal hopst 'ne Pogg' dor lang, 'n Frosch. Un he grippt sich de Pogg': „Ha, ji denken, ji köenen allein äten, wi köenen ok äten.“ Un schüfft sich de Pogg' in 't Muul. [*Rust lacht, Rochow schüttelt sich, und Peters blickt leicht angewidert vor sich hin.*]

Na, nu jeht 't aber los: De Mäkens, dee fangen an to krieschen; de Kerls, dee fangen an to spucken, un toletzt, wi weren de Schüün noch nich lang – oh, dat wer 'ne grot Schüün – auf einem End' hett er de Pogg' in't Muul jesteckt, un wie wi up 'n anner End' Schüün weren, dor kotzt de ganze Belegschaft üm de Wett, un wi högten uns einen.

Wie wi de Schüün vörbie sünd 'n End', dor meint he: „Äh, schmecken det 't doch nich.“ Un spuckt de Pogg' wedder ut, un de Pogg' hüppt wieder. [*Gelächter*]

Ick kann di aber seggen, wenn wi noch nich jeloopen hebben, dissen Morgen hebben wi aber jeloopen, bett nah 'n See hen. De ganze Korona leep hinner uns. Wenn wi dor nich de Bein in de Hand genommen hadden, dee hadden all 'n Knüppel nähmen un up uns kaputt jekloppt. So hebben dee uns anjeschmeert ... (51)

Der Erzähler muss während des Erzählens selbst immer wieder lachen, und der Schluss der Erzählung geht erneut im allgemeinen Gelächter unter. So setzt er, als es endet, gleich wieder an.

Neumann: Ja, mal is ok so 'n Geschicht passiert in Hamburg. Dor kemen drei Seelüüd' von 'ne grote Fohrt un dröpen sich in einem Restaurant. Na, un nu warden se denn ok fiern. Un nu kümmt up 'n Nebentisch, dor gew 't wat to äten, dor setten se so 'ne lütt Buddel hen. Un nu denkt de ein, dat 's Köm, un dor seggt er tom Ober: „Bring' uns man ok so 'n Buddel Köm!“ Un de Ober bringt em denn ok so 'n Buddel, ohne wat to äten. Dat wer so Maggiwürze, so wat Ähnlichet.

Na ja, nu fangen se denn an to prosten. De erste nimmt 'n Schluck un vertreckt de Schnuut wer weit wie dull un fangt an to hosten un an to pruschen.

„Nanu“, seggt he [der zweite], „wat fählt di denn? Du bist doch sonst nich so ängstlich. Sonst süppst 'n Schluck buddelwies, un nu bie einem Schluck fangt an to hosten?“

„Ja, ick host ok nich üm den Schluck“, seggt dee. „Ick mutt man grad' so denken an mienen besten Kumpel, wie wi dor üm Kap Hoorn jesegelt sind, letzt mal, dor hett em doch 'ne Well æwer Bord jespölt. Na, aber drink du ok noch einen!“ Un he sett't de Buddel wieder bie den nächsten.

Dee nimmt ok 'n dägten Schluck – un datselbe. De Tranen, dee rennen em, un an to hosten fängt er ok. Un na ja.

„Wat, du rohrst ok? Du bist doch sonst ok nich so ängstlich, drinkst ok 'n Schluck.“

„Ja, dat schon, aber ick mutt man grad' so denken, wie ick 't letzt Mal in Hawai wer. Dor weren so 'ne schönen Mäkens, un wie ick grad' am besten ..., in de beste Lieb wer, dor müsst ick an Bord. Un dat det mi hüüt noch so leid. Aber nu drink du ok man noch einen!“

De dritte, dee drinkt ok noch einen un verschluckt sich ok dorbie, un dor seggt de erst wedder: „Nanu, du bist de gröttst Suffkopp von uns allen, un nu host't du uck dorbie un rohrst ok?“

„Ja, wettst du, worüm ich rohr?“

„Nee.“

„Dat du Hund damals bie Kap Huurn nich uck versåpen büst!“

Anhaltendes Gelächter. Rust und Peters gehen kurz hinaus. (52)

Rochow: Na Hörnke, dee melkt jo ümmer sien Köh up 't Knee. Un dit is ok mal eens so 'n Buuer, dee hett ümmer de Köh melkt, up de Knee säten un denn melkt.

Dor kümmt de Nahwer un seggt: „Na Mann, wat måkst du denn dor? Dor nimmst 'n Hüker to.“

„Wat is 'n Hüker? So wat kenn ick nich.“

„Na, ick ward' di so 'n Hüker buugen, un den' bring' ick di her.“ – Na ja, got, he bringt den' Hüker.

Dee [der andere] denkt: „Donnerwetter, so 'n lütt Ding. Wat ick dor woll mit sall.“

Na, he versöcht dat so got, wie 't geht, un versöcht ümmer de Koh up den' Hüker to setten. Dat is nich gelungen. De Koh hett em schön dat Gesicht terkratzt un zerschunden dorbie. Na, he schmitt den' Hüker wedder weg un melkt sien Köh wedder up de Knee.

Nah 'n poor Dåg' dröppt de Nahwer em: „Na, wie geht dat mit den' Hüker?“

„Du gäh bloß los mit dienen Hüker! Wie sall dat gäh mit so 'n lütt ollen Hüker un so'n grot Koh?“

„Nanu“, seggt de anner, „wie sühst du denn ut?“

„Ja ja, dat is mi all dorbie passiert, nich, dat heff ick bloß von de Koh krägen.“

„Wieso?“

„Ja, wie sall dat gähn, so 'n grot Koh up den' Hüker setten? Dat geht nich.“ (53)

Rochow lacht. – *Neumann:* „Nee, dat geht tatsächlich nich.“

Rust: Een Buuer kümmt bie 'n annern. Dat hett alle Dåg' all rägent, un dee is nu bie 't Wruken plantent.

„Dag, Koorl.“

„Dag, Willem.“

Dor seggt de Wrukenplanter: „Koorl, is doch herrliches Wäder jetzt, nich?“

„Du Schâpskopp“, seggt dee, „dat nennst du herrliches Wäder?“ – Dee hett nämlich heugen wullt. (54)

Gelächter. – *Neumann geht herum und gießt neuen Wein in die Gläser.* – *Rust:* „Is jo so in dee Tiet: Dee een will nu Rägen hebben bie't Wruken planten, un de anner will schön Wäder to'n Heugen.“ – *Rochow:* „Ja, Wruken planten un Heugen kümmt ümmer up een.“ – *Neumann:* „Ja, dat wer för mi immer so 'n Hauptspaß früher: Wenn de Buuern denn jammern deden: ‚Ja, dat is jo uck so drög', dor will jo nicks wassen, un 't künn uck bald regnen', denn heff ick immer jeseggt: ‚Wat, bie mi is noch so natt, ick kann immer noch mit 'n Kahn führen.' Denn heff ick se immer utlacht. Nu bin ich selbst so dämlich un mutt um Regen bidden.“ – *Peters:* „Ja, meist is dat so.“

Rust: In Benz hett dat ok lang' nich rägent. Un nu is een von de Buuern, so 'n ganz alter Mann schon, dee kümmt bie den' Dörpschulten un seggt: „Du büst Schult, un du möößt dorför sorgen, dat wi Gewitter kriegen. Denn ohne Gewitter kriegen wi keenen Rägen mihr.“

„Ja“, seggt de Dörpschult, „du büst de Öllst, du möößt dat doch ierst recht kænen.“

„Nee“, seggt dee, „nu warden w' mal 'ne Tosammenkunft inropen. Rop mal de Buuern all tosammen, un denn warden w' mal beratschlagen, wat wi dorbie don kænen.“

De Buuern kâmen all tosâmen bie'n Dörpschulten un, ja, nu geht dat Ratschlagent los.

„Ja“, seggt de Oller, „wi willen mal eenen nah 'n Aptheker schicken. De Aptheker, dat is doch 'n kloken Mann. Vielleicht kann dee dorför sorgen, dat 't 'n Gewitter giff.“

„Ja, denn möößt du selbst hengähn.“

Na ja, schön, he geht hen nah Fellbarg [Feldberg] nah 'n Aptheker. He kümmt an, seggt: „Tag, Herr Aptheker, weten S' nicks för 't Gewitter?“

De Aptheker stutzt ierst. Mit eenmal süht he 'n Brummer an't Fenster. „Ja“, seggt er, „kåmen S' man in 'ner halw' Stund' wedder, denn is 't fardig.“

Na ja, de Buuer geht jo ok ruut, un in 'ner halw' Stund' geht he wedder hen.

Wie de Buuer ruut is, nimmt de Aptheker 'ne Striekhölter-schachtel, spunnt den' Brummer dor in un wickelt dat in Papier.

Un wie de Buuer nu kümmt, [fragt er]: „Is 't fardig?“

„Ja.“

„Wat sall 't denn kosten?“

„Dat kost't 'n Dåler.“

„Oh“, seggt he, „dat kann väl mihr kosten, de Benzer Buuern hebben all betåhlt.“

„Donnerwetter“, denkt de Aptheker, „hier büst æwer wedder dæmlich wåst. Haddst nich twintig Mark seggen künnt.“ – „Nee nee, kost't nich mihr as 'n Dåler.“

Na ja, he betåhlt 'n Dåler.

„Un so“, seggt he [der Apotheker], „hier is æwer nu een Bedingung bie: Se darben dit nich upmåken unnerwågens.“

Unnerwågens ward he æwer all so nieglich un denkt ümmer: „Deuwel noch mal: Möößt doch mal eens rinkieken, wat dat woll is.“ He wickelt 't ut:'ne Striehölter-schachtel. He schüfft se so 'n båten up un brrr, dor brummt de Brummer hen, nich. Un he röppt ümmer: „Ümmer rüm üm Benz, de Benzer Buuern hebben all betåhlt!“

Un wie he in Benz ankåmen is, hett 't tatsåchlich rågent. (55)

Neumann: „Hett er Glück jehatt. Manchmal is dat æwer ok Pech.“

Neumann: Dat wer in Ostpreußen, grad' in de Seeburger Gegend, dor is dat all katholisch. Un nu hebben se dor 'n Rochusdag, dor

gâhn se all mit 'n Opfer. Denn kämen se all, manche twintig Kilometer wiet, barft, de Schoh tosammenjebunden up 'n Arm. Denn hebben se all so 'ne groten Lichter in de Hand. Morgens is de schönst Sonnenschien, un dee gâhn all mit Singen un Bâden un mit ehr groten Lichter hen nah de Rochuskirch. Un de Lichter, dee stellen se nahher in de Kirch hen un brennen dee aff, un dit Opfer, dat sall nahher Regen bringen.

Un de Rochuskirch, dee wer jo von uns aff so 'n twintig Minuten to gâhn. Un wi hebben so jedet Jahr datselbe Mallör dor to sehen jekriggt. Dee kemen ümmer morgens, all um Klock drei, kemen se all an mit ehr Opfer un Regen erbitten: De leebe Gott sall regnen låten.

Na, un ein Jahr wer uck morgens dat schönste Wâder, un wi gingen denn tom Aal schnoren. Dor begegneten wi de ersten all Klock drei, un denn bleew dat so bie bett middags. Un denn gingen se hen un beden ehren Strâmel nu aff un stellten dat Licht hen, un denn würd angesteckt. Un wenn se denn affjebâden hadden un kemen wedder ruut, dor wer alles Møgliche. Dor künnst blanke leewe Gottchens kööpen un Schnaps un Bier un Koken un allens, wat du wullst wie up 'n Jahrmarkt.

Den Sünndag, dor wer de leewe Gott aber ganz weichmütig. Dee hett de Bitten sofort erhört. Wie dat so Klock ein wer, mit eens fing dat to regnen an, aber nich nur Regen, dor kem richtig so 'n Gewitter, wie se in Benz hebben wullen, un dat hett jeschwaddert un jejault.

Ja, de Kirch, dee wer man lütt. Dat wer man 'ne Wallfahrtskirche, dor kunnen nich so vâl rin. De meisten müssten buten stâhn. Un in de Kokenboden kunnen se ok nich all unnerkrupen. Wie dee von dem Opfer trüchgâhn sind nah Huus, dat kann ick di seggen, dee sehgen ut wie ut 'n Wâter jeschleppt. Aber dee weren natt bett up de Huut. Un de feinen niegen Kleeder, dee hingen all so wie de Fotlappen run. Un de schönen Bubiköpp, dee weren all so lang jeworden un so zoddlich, dee sehgen ut, as wenn so 'n Gespensterzug nah Huus wandert. Un wi hebben lacht. (56)

Gelächter. – *Rust:* „Ja, dat kümmt nich ümmer, as man dat giern mücht. Dorvon ward ick nu ok wat vertellen. Dor is sogor de leewe Gott mit mang.“ – *Neumann:* „Na, dat kann jo interessant warden.“

Rust: Also, ick heff jo ok Immen. De Immen, dee hebben eens beschlâten, se wullen mâl nah 'n leeben Gott 'ne Abordnung schicken un den' leeben Gott bidden lâten, he süll den' roden Kleewer ok so wassen lâten, dat se den' Honnig dor ruut kriegen können. Dee is doch so deep in de Blüten, dor können de Immen nich rinlangen, nich.

Na ja, de Abordnung kümmt jo nu ok an bie 'n leewen Gott, un se bringen jo nu ehr Anliggen vör.

„Ja“, seggt de leew' Gott, „dat kann ick mâken. Ęwer dor is 'ne Bedingung bie. Denn möten ji œwer ok sünndags fiern!“

Nee, nee, dat kœnen s' nich! Sünndags fiern, dat kœnen s' nich!

„Ja“, seggt de leew' Gott, „denn blifft 't bie 'n Ollen.“

Also de rod' Kleewer is hüüt noch se deep, se kœnen em nich kriegen. (57)

Rust: Un eenmal, dat möt jo mindestens 'ne Ministerfruu wäst sinn, also eine hohe Frau. Se is dunn verheurat't un is in anner Umständen'n. Nu duuert ehr dit œwer doch to lang', nägen Monat mit dat Kind to gâhn.

Na, se hett œwer denn nahher ehr Kind krâgen, un nu kümmt se up disse Idee un lett nu von alle Länder Fruugens tosâmenkâmen un mâkt ehr den' Vörschlag, mâl nah 'n leewen Gott 'ne Abordnung to schicken un em bidden to lâten, ob he ehr de Tiet nich ok verkörten künn so as de Zâgen, dee gûngen doch bloß fief Monat. Nägen Monat is doch 'n bâten sihr lang'. – Ja, da sünd s' nu all mit inverstâhn.

Ja, un nu wâhlen se œwer ok ehr selber mit. Se möt bie de Abordnung mit. Un de Abordnung wâhlt ehr nu wedder as Râdnerin bie'n leewen Gott. Se möt bie 'n leewen Gott nu ok râden. Se kâmen nu an, un se bidden den' leewen Gott hierüm, de Tiet üm fief Monat to verkörten, wie de Zâgen gâhn, nich.

„Ja“, seggt he, „dat kann ick mâken. Ęwer een Bedingung is dorbie.“

Also, wie he nu seggen det, dat kann he mâken, dor jubeln s' jo gliiek all, nich.

„Ja“, seggt he, „dor is œwer een Bedingung bie.“ Denn wenn he dat nu so mâken sall, dat se bloß fief Monat gâhn, denn kâmen se

œwer ok bloß alle Johr eenmal nah 'n Buck, so as de Zägen. – Dat hebben s' ja nu natürlich nich wullt. (58)

Gelächter. – *Neumann.* zu *Rust* gewandt:

Neumann: Ja du, dor weren mal 'n poor Deerns bie einen Buuer, poor Deenstmäkens. Un wie se morgens so bie'n Melken sünd, dor seggt de ein, dee wer so 'n bäten fuul: „Ach, wettst du, Koh möcht ick ok woll sinn.“

„Oh“, seggt de anner, „büst woll mall! Wat wisst du Koh sinn?“

„Na warum? Is doch got, bruukst wieder nicks wie fräten un schieten [*Gelächter*], warst vörn un hinnen bedeent, un dat bäten Melk, dat löppt ja von sülwst.“

„So sühst du ut. Wenn dat bloß dat Fräten, dat Schieten un dat Melken wer, denn güng dat noch, aber aber.“

„Na, wat wisst du aber aber?“ seggt de anner.

„Ja, aber aber, wat wer di dat för 'n Leben?“

„Ja“, seggt se, „is doch fein.“

„Dat denkst du di, dreimal 'n Dag an de Zitzen jeräten, un bloß einmal im Jahr bie 'n Bull, un denn jedet Johr 'n Kalw!“ (59)

Gelächter. – *Neumann:* „Dat geföl ehr doch nich.“

Neumann: Ja, de Opa, dee köfft sich 'n niegen Gehrock. Sien uller, dee wer all nich mehr väl wert, un Jeld hadd er uck so väl, un sporen mücht er nich mehr. Nu köfft er sich 'n niegen Frack.

Un nu kâmen denn de Kinder uck all to Besök, un nu ward er sick denn ok den niegen Frack antrecken. Un dor seggt de Schwiegersœhn, dee is Schnieder: „Opa, is ja ganz schön, bloß dee is 'n bäten to lang; 'ne Handbreit kann woll unnen weg. Ward' ick mal körper måken.“ Na, he sett't sich denn uck schnell an de Maschin, und eins achtzig hett er 'n denn ok 'ne Handbreit körper jemåkt.

„Na“, seggt de Tochter, „dat mutt uck woll noch to lang sinn. De Opa, dee süht jo so utjewassen drin ut. Wi warden em man noch 'n bäten körper måken.“ Un se ward ok noch 'ne Handbreit von affschnieden.

Na, nu sehg' Opa denn ok all 'n bäten jünger ut. [*Rust:* „Ja, wier jo 'n bäten körper.“]

Na, acht Dåg' späder köm de tweit Dochter to Besuch. Dee is uck Schniedersch. Un wie se ehr dat nu vertellt hebben, Opa hett sich 'n niegen Rock jeköffft, un dee wer em aber doch 'n bäten to lang, un de Paul, dee hett em all 'n bäten körper jemåkt, dor kiekt se sich dat an. Dee wer aber nu ut de Damenkonfektion, un damals wer de Mod' ganz kort. Wenn du so 'ne Fruu dröpst von sösstig Johren un sehgst ehr von hinnen, denn dacht'st, dat wer 'n Backfisch. Nu wull se den Opa denn ok 'n bäten jung måken – un schnitt ok noch 'ne Handbreit unner aff.

Na, de jüngst Dochter, dee kem nächsten Sünndag, dee kickt sich dat an: „Dat sall 'n Jeckett sinn, dat is doch väl to lang tom Jeckett.“ Dat wer keen Frack mehr, dor wer dat bloß noch 'n Jeckett, aber tom Jeckett wer dat doch noch 'n bäten lang. Na ja, se ward ok noch 'n bäten affschnieden un 'n bäten besüümen.

Na ja, nu duuert 't nich lang', dor is bie de öllst Dochter Kinnelbier, un Opa is nu uck injeladen. He mutt ja nu nah de Dochter hen tom Kinnelbier, un dee jeiht nah 'n Schapp un treckt sich sien nieget Jeckett denn an. Un wie er 't antreckt un kickt in 'n Spee-gel, ja, dor wer dat keen Jeckett, dor wer dat kein Frack, dor wer 't bloß noch 'ne kort Husarenjack. (60)

Rochow lacht. – Rust: „Sowiet hadden se 's affschnäden?“ – Neumann: „Sowiet hadden se 's affschnäden!“ – Rochow: „Ick möt mål ruut.“ – Das Bedürfnis haben alle, kehren aber schnell zurück, und es geht weiter.

Rust: Ja, de oll Buuer, dee hett 'n Soot (seggt man jo dorto, nich). Un in'n Sommer, wenn 't drög' Tiet is, is ok keen Wåter in. Na, nu is dat ok all wedder 'n bäten drög' Wåder wåst, un de Oller denkt: „Kiek mal eens in 'n Soot, ob dor woll noch Wåter in is.“ Is æwer noch schön Wåter in wåst.

Un nu hett er je ok sien Piep in't Muul un kickt nu jo so ræwer rin in 'n Soot. Un dunn röppt sien Dochter: „Vadder, låt æwer ok nich de Piep in 'n Brunnen fallen!“

„Nee“, seggt he. Un dor föllt s' rin. (61)

Neumann: Du, dat ging mal so up 'n Schipp, dor wer 'n Stüüermann, dee drünk gern einen. Un nu wer er doch tåmlich im Dsching, un dat wer tåmlich Storm. Mit einmal suust em de

Sextant æwer Bord. Donnerwetter ja, nu ohne Sextant is dat man schlecht, åwer wat måkst nu?

He hen nah 'n Kaptän un seggt: „Käpt'n, is 'n Jejenstand verloren, wenn ick weit, wo er is?“

„Nö“, seggt de Käpt'n, „wenn du wettst, wo er is [*Rust lacht.*], kann er doch nich verloren sinn.“ [*Rust lacht.*]

„Na, dat 's man got, denn ward ick Enn'n man ganz jehorsamst vermelden, mi is eben de Sextant æwer Buurd follen.“ (62)

Rust lacht: „Dat is wie mit de Piep.“ – Neumann: „Ja, man möt sich halt vörsehn im Leben.“ *Nun geht er kurz hinaus, und bemerkt dann zu Rust:*

Neumann: Aber wiel du seggst vom Soot. In Hannover, dor säden se Soot up de Jauchkuhl, dor is 't mi mal dreckig gähn. Ick jing ok 'n bäten bruuten. Na, un de oll Buuer dor, dee passt nu höllisch up up sien Dochter.

Un ick will mi dor so hinnen an 't Fenster schlieken, un de Ull, ick wer em nich jewohr worden, dee passt nu up. Un de Soot, dat wer dor de Jauchkuhl, dee mutt so tämlich vull wäst sinn. Entweder wull er erst anfangen to führen, oder er hett eben anjefangen, aber he hett noch nich väl ruutjehatt.

Un wie ick dor grad' so am Kloppen bin, mit eens kümmt de Ulle üm de Eck mit 'n Schacht. Ick müsst jo nu utrieten. Sehn kunn ick dat nich, un so dull heff ick mi dat nich bekäken. Ick denk: „Nu loop man immer dat Huus lang, dee mutt jo hinner di kâmen.“ Un so, wie ick nu anfang' to loopen, ick pardaux in de oll Kuhl rin bett æwer de Ohren in den Schiet.

Ja, aber ich nu schnell up dat anner End' wedder ruut, dee wer nich so sehr deep, un denn los. Loopen künn ick jo bäter wie de Ull. Aber wie sehg ick ut!

Ick fix run nah 'n See un denn dörch den See dörch. Dat wer so von dor ut bett nah uns' Kahnstell vielleicht 'n Kilometer, un den Kilometer bin ich immer so in dem Wäter langjepatscht bett an 'n Hals un heff den Soot so utjespölt. [*Rust:* „Ja.“]

Dat heff ick nahher, wie ick an de Kahnstell ankem, utjetreckt, noch 'n Mal ornlich utjespölt un heff de ollen dreckigen Plossen upjehängt ton Drögen bett 'n nächsten Morgen. Un ick bin, so wie de leew' Gott mi jeschaffen hett, bin ick nah Huus gähn. [*Rochow*

lacht.] Wenn mi dor een unnerwegs begegnet wer, dee hadd uck jedacht, dat is 'n Jespenst. (63)

Neumann: Dor wer mal in Rastenburg so 'n Baron Schmitzeck junior, dee måkt sien Reserveübung, un nu müsst er denn ok 'n Offzier vom Ortsdienst måken, un denn müsst er ok de Kùch kontrollieren, wie dat Äten wer, müsst er ok mit affschmecken.

Nu kümmt he ok mal eens in de Kùch rin, un wie er grad' so rinkümmt, dor is de oll Schmor dor am Röhgen im Kätel oder am Fütter nahleggen oder wat weet ick. Jedenfalls speilt er de veer Bokstaben so ruut. He hadd jo so 'ne anständige Achterpartie, so wie de ollen Küchenbullen. Dee weren jo immer janz got bie de Jack, un dit ward em doch nu jeckern.

He seggt: „Nu hör mal to, Schmor. Wenn ick di nu hier mit de Rietpietsch drei æwer 'n Noors hau un du höllst dat ut, denn jew ick di 'ne ganz Kist Wien.“

„Ja, dat køenen S' måken“, seggt de Schmor, „åwer ick ward nahher ok drei æwerhauen.“

„Ja, un wat jiffst denn ut?“

„Na ja, ick bin man arm, ick gäw'ne Buddel Schluck.“

„Na, is got, affjemåkt.“ [*Rochow lacht.*]

Na, un de Schmor, dee nimmt sien Jack denn 'n bäten hoch, sien Drillichjack, un speilt denn all de veer Bokstaben so ornlich weg, un de Schmitzeck, dee haugt em denn de drei æwer. Un dee vertreckt woll 'n bäten dat Jesicht, æwer he blifft stur stahn wie 'n Buck.

Na, nu wer de Schmitzek dran, nu müsst dee denn den Noors henhollen. Un de Schmor, dee nimmt denn nu de Rietpietsch, aber am verkehrten End'. [*Peters lacht.*] Dor hadd er bâben so 'n lütten silbern Knoop dran. Un dee hålt ut un haut em weck æwer den Noors. [*Peters lacht.*] Nu hadd er so 'n Rietbüx an, so 'n mit Rietbesatz, æwer von Stoff, nich von Ledder, un dee haugt em mit den ollen silbern Knop dor æwer de Rietbüx, dat dee gliek upjeplatzt is.

De Leutnant Schmitzeck, dee måkt so 'n Satz, as wenn he in den Kätel rinspringen wull. [*Gelächter*] Un nahher, wie er sich umdrehgt, un de Büx wer kaputt, denn seggt er nahher to dem

Schmor: „Nee nee, gâh hen un hâl di den Kasten Bier, ick will den tweiten Schlag nich mehr hebbben.“ [*Gelächter*]

Dee kem ok nich mehr un wull mit dem Schmor noch eens wetten, wull er nich. (64)

Rust: „Na, ick denk, wi wetten nu ok nich mihr. Wi gâhn nu nah Huus, süs denken de Lüüd' noch, dor sünd wûrklich Gespenster unnerwâgens.“

Aber Rochow möchte gern noch einmal in den Text hineinhören, und der Vater füllt noch einmal die Gläser voll. Und während der ein Stück zurückgespulte Text noch einmal abgehört wird, prostet man sich wieder zu und stellt fest, dass es doch ein recht vergnüglicher Abend war, auch wenn es spät geworden sei und morgen wieder die Arbeit warte – und tritt dann leicht angeheitert zu dritt den Heimweg an.

Dieser Abend war für mich eine Art Schlüsselerlebnis. Natürlich hatte ich schon oft in einem Kreis, in dem man „über Gott und die Welt“ sprach und sich komische Erlebnisse oder Kurzgeschichten erzählte, zugehört. Aber dieser lange Abend mit seiner Vielzahl zum Besten gegebener tradierter Schwänke und lustiger, angeblich „wahrer“ Begebenheiten vermittelte mir zum ersten Mal eine vage Vorstellung davon, wie abendliches dörfliches Erzählen auszusehen pflegte – und wie es ausgesehen haben könnte, als das Erzählen für die in Armut lebende, größtenteils analphabetische Landbevölkerung noch die nahezu einzige Möglichkeit geistigen Austauschs und geselliger Unterhaltung darstellte. Natürlich verfügten sie nur über einen weit niedrigeren Bildungsstand, gingen während des Erzählens irgendwelchen mehr oder minder mechanischen „Feierabend“tätigkeiten nach und tranken, zumindest hier im Norden, mit Sicherheit keinen Wein dabei. Aber es handelte sich, wie die volkskundlichen Sammlungen seit dem 19. Jahrhundert wahrscheinlich machen, zum Teil um die gleichen oder ähnliche Erzählstoffe (vgl. Wossidlo 1939, *passim*; Wossidlo/Neumann 1965, *passim*), und man darf vermutlich auch eine in manchem vergleichbare Erzählatmosphäre annehmen.

Auf jeden Fall aber kann dieser erste bewusst miterlebte Erzählabend (wie die spätere Teilnahme an ähnlichen Erzählrunden

zeigte) als durchaus typisch für das Erzählen auf dem Dorf während der fünfziger und sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts in Mecklenburg angesehen werden. Obwohl in den meisten dörflichen Haushalten schon wieder ein neu angeschafftes Rundfunkgerät vorhanden und vereinzelt auch eine Zeitung abonniert war – und zum Teil gelesen wurde, spielte die mündliche Kommunikation bei der fachlichen Wissensvermittlung, bei der Mitteilung von Neuigkeiten sowie im Grunde bei jeder Art geistigen Austauschs noch eine dominierende Rolle. Und wenn man ins Erzählen kam, wurden selbst die ersten, abends viel angeschalteten Fernsehgeräte zur bloßen Geräuschkulisse. (vgl. Neumann 1961, 1964, 1970, 1980, 2003).

Zugleich vermittelt die Dokumentation eine Vorstellung davon, dass selbst so ausgeprägte Erzählerpersönlichkeiten wie die hier vorgestellten, trotz aller individuellen Eigenarten, sowohl was die Stoffkenntnis wie die Erzählweise betrifft, noch weithin in der regionalen Volkserzähltradition standen. (vgl. Neumann 1969).

Meist handelt es sich bei dem Erzählten zwar um mehr oder minder sozialkritische, aber letztlich unverfängliche Schwänke oder Alltagsgeschichten, die man gerne hört oder liest. Dagegen entsprechen die ebenfalls erzählten derb-komischen Fäkal- und Sexuälschwänke vermutlich nicht dem „guten Geschmack“, aber haben sich ebenfalls als Erbe des 16. Jahrhunderts bis ins 20. Jahrhundert im mündlichen Erzählen „des Volkes“ erhalten. Sie wurden nur, von seltenen Ausnahmen abgesehen, kaum aufgezeichnet und selbst dann fast nie mit veröffentlicht, sodass die meisten gedruckten Sammlungen ein „geschöntes“ Bild bieten. An diesem dokumentierten Erzählabend zeigt sich jedoch an einem weithin typischen Beispiel, wie beliebt auch solches derb-komische Erzählgut in einer Männerrunde war, in der man es ganz unbefangen erzählte und aufnahm.

Auch die Art und Weise, wie diese Schwänke und Geschichten erzählt sind, ist weithin ein Erbe der regionalen Erzähltradition und gleicht sich weithin bei den drei mecklenburgischen Erzählern, denn ihr Erzählen ist strikt auf das Faktische der Sujets hin ausgerichtet. Dabei handelt es sich auch bei ihren „Alltagsgeschichten“ über Begebenheiten in der örtlichen Umgebung um be-

reits öfter erzählte, also gewissermaßen schon „zurechterzählte“ Texte. Von Neumann dagegen sind zwar die tradierten „Volkschwänke“ in der „üblichen“ knappen Textgestalt wiedergegeben, aber die teils als wahr aufgetischten Ereignisberichte und seine aus plötzlicher Eingebung heraus extemporierten Lebenserinnerungen werden ziemlich ausführlich und detailliert dargeboten. Wenn er in der richtigen Erzählstimmung ist, weiß er ungemein anschaulich zu erzählen, was der bloße Erzähltext leider nur noch annähernd erkennen lässt. Er erscheint als der impulsivste, Rust dagegen als der routinierteste Erzähler, der zudem aus einem großen Repertoire schöpft, während Peters und Rochow als typische Gelegenheitserzähler zwar schon mit einer gewissen Sicherheit erzählen, aber nur über relativ wenige Erzählstoffe verfügen, die sie alle vorzubringen versuchen. Am Ende des Abends kommt es dann nur noch zu einer Art „Erzählwettbewerb“ zwischen Rust und Neumann.

Leider konnte die philologische Genauigkeit der um die Mitte der 1970er Jahre erfolgten Transkription der Tonbandaufnahme nicht mehr überprüft werden. Dennoch dürfte es für den Sprachforscher interessant sein, die Sprache der drei eingeborenen Mecklenburg-Strelitzer mit der des ehemaligen Ostpreußen zu vergleichen, der sich seiner Kenntnis des Plattdeutschen erinnernd, auch versucht, in der Sprache der anderen drei zu erzählen, wobei ihm im Eifer des Erzählens jedoch hochdeutsche Passus und Wortformen aus dem ostpreußischen Deutsch sowie niedersächsische Dialektausdrücke mit unterlaufen.

Aber das ist im Grunde unwesentlich, da es die anderen nicht als störend empfinden. Wie der einstige Fremde im Leben des Dorfes längst zu ihnen gehört, selbst wenn er hochdeutsch spricht, so erscheint er hier auch sprachlich als Mecklenburger und wird von ihnen als solcher akzeptiert. Immerhin hat sich sein Sohn im Verkehr mit ihnen schon länger des Strelitzer Plattes bedient, sodass ihnen auch das Plattdeutsch des Vaters vertraut erscheint. Im gemeinsamen Erzählen vollendet sich hier ein Assimilierungsprozess, der im Prinzip schon vollzogen ist. Das Strelitzer Land war damals bereits für uns zur Heimat, und wir waren in den Augen der Einheimischen auch zu Strelitzern geworden.



August Rust erzählt seiner Frau und Gertrud Neumann
einen derb-komischen Schwank
(Privatphoto)

Anmerkungen zu den Texten

Die Erzähltexte dieses Bandes sind ein neuer Mosaikstein in dem Gesamtbild der Volkserzählüberlieferung in Mecklenburg, das die einschlägigen Editionen dieses Erzählguts und die entsprechenden Untersuchungen dazu gezeichnet haben. (vgl. die knappe Titelauswahl im anschließenden Lit. Verz., die zu weiteren gedruckten Quellen führt). Hier geht es jetzt nur um das mündliche Erzählen in dem kleinen Mecklenburg-Strelitz im Südosten Mecklenburgs, einem Duodez-Fürstentum von der Größe eines Landkreises. Von diesem Erzählen wird zwar erst im 19. Jahrhundert wirklich etwas greifbar. Aber dank der regen Sammeltätigkeit Richard Wossidlos und seiner zahlreichen Helfer wurde dann ab dem Ende des 19. Jahrhunderts weit mehr an Erzählgut aufgezeichnet, als hinterher im Druck dokumentiert werden konnte. Das gilt auch für das in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg Gesammelte. So beschränkt sich auch dieses Buch darauf, anhand von ausgewählten Textbeispielen aus den Jahren 1957-1959 am Beispiel eines Dorfes einen Eindruck von der Funktion und Bedeutung des Erzählens im Kulturkontakt zwischen der bodenständigen Bevölkerung und den vor und nach dem Kriegsende hierher Geflüchteten und Vertriebenen zu vermitteln. Es wurde nur ergänzend versucht, den örtlichen Befund der Kriegs- und Nachkriegszeit in den Zusammenhang der von wiederholter Migration gekennzeichneten Geschichte von Mecklenburg-Strelitz einzubetten.

Nun ist Cammin bei Burg Stargard auch über die Region hinaus kein völlig unbekannter Ort. Denn die Erzählermonographie „Ein mecklenburgischer Volkserzähler“ (Neumann 1970) über den bemerkenswert kenntnisreichen und erzählfreudigen August Rust, der in Cammin lebte, hat nicht nur die Aufmerksamkeit der internationalen Erzählforschung gefunden, sondern dank hoher Nachauflagen (bis kein „Papierkontingent“ mehr für den Titel bewilligt wurde) auch ca. hunderttausend Leser (über das niederdeutsche Sprachgebiet hinaus) erreicht. Aber schon zu Beginn meiner Sammeltätigkeit in Cammin erwies es sich, dass hier mehr Leute „Volkstümliches“ zu erzählen wussten, wie es in einer Art Momentaufnahme auch der dokumentierte „Erzählabend“ zeigt. Doch leider hat mich die bevorzugte Beschäftigung mit Rust während der 1960er Jahre davon abgehalten, das übrige Erzählen im Dorf, vor allem zwischen Einheimischen und „Umgesiedelten“ aus dem Osten, in gleichem Maße im Auge zu

behalten. So ließe sich mit dem gesamten Sammelergebnis aus der Zeit von Dezember 1957 bis Mai 1959 unter Hinzunahme der späteren Aufzeichnungen im Ort vielleicht noch (eine zeitweise auch geplante) Anthologie „Ein Dorf erzählt“ zusammenstellen. Aber sie würde kein reales Bild des Anteils von Rust und den anderen Camminern mehr ergeben, sodass ich es hinsichtlich des Erzählens in Cammin nach 1959 mit dem bewenden lassen möchte, was dazu aus der Perspektive der Erzählermonographie über Rust im Jahre 1968 zu sagen war.

In dieser Monographie sind in den Anmerkungen zu den Texten auch alle bis 1968 in Cammin erfassten Parallelbelege zu dem mitgeteilten Erzählrepertoire Rusts vermerkt. Zudem verzeichnet der jüngste Erzähltypen-Katalog von Hans-Jörg Uther unter den jeweiligen Typennummern auch die jeweils gesamte veröffentlichte Erzählüberlieferung im deutschsprachigen Raum (Uther 2015), sodass zur Kennzeichnung der katalogisierbaren Erzähltypen des „Erzählabends“ und ihrer Verbreitung nur auf diesen Katalog Uthers verwiesen zu werden braucht. Das betrifft im Kontext des „Erzählabends“ die folgenden, relativ wenigen Texte:

Nr. 1 + 2 = ATU 1561

Nr. 5 = Uther *1696B*

Nr. 6 = ATU 1563*

Nr. 7 = ATU 1574*

Nr. 9 = ATU 1792 + ATU 1735A

Nr. 12 = ATU 1561*

Nr. 18 = Uther *1920G*

Nr. 22 = ATU 1563* var.

Nr. 25 = ATU 1528 var.

Nr. 27 = ATU 1559C*

Nr. 37 = ATU 1348*

Nr. 38 = Uther *921G*

Nr. 39 = ATU 1284A

Nr. 42 = ATU 1339D(2) – Nr. 52 = ATU 1339D(1)

Nr. 46 = ATU 1337 (3)

Nr. 49 = ATU 1339D var.

Nr. 55 = ATU 1296A

Nr. 60 = ATU 1328B*

Nr. 61 = Uther *1571

Die in den Eingangskapiteln im Wortlaut angeführten oder kurz referierten Erzähltexte sind jeweils an Ort und Stelle katalogisiert.

Benutzte, eingesehene und weiterführende Literatur

- AaTh = Antti Aarne, Stith Thompson: *The Types of the Folktale. A Classification and Bibliography*. Helsinki 1964.
- Ast, Jürgen, Kerstin Mauersberger: *Zweite Heimat Brandenburg. Flucht, Vertreibung, Neuanfang*. Berlin, Brandenburg 2000.
- ATU = Hans-Jörg Uther: *The Types of International Folktales. A Classification and Bibliography. Based on the System of Antti Aarne and Stith Thompson*. Bd. 1-3, Helsinki 2004.
- Bade, Klaus J. (Hrsg.): *Neue Heimat im Westen. Vertriebene, Flüchtlinge, Aussiedler* (mit Beiträgen von Klaus J. Bade, Volker Ackermann, Uwe Kleinert, Johannes-Dieter Steinert, Rainer Schulze). Münster 1990.
- Bartsch, Karl (Hrsg.): *Sagen, Märchen und Gebräuche aus Meklenburg*. Bd. 1-2, Wien 1879, 1880.
- Bauer, Franz Josef: *Flüchtlinge und Flüchtlingspolitik in Bayern 1945-1950*. Stuttgart 1982.
- Bauerkämper, Arnd (Hrsg.): *„Junkerland in Bauernhand“? Durchführung, Auswirkung und Stellenwert der Bodenreform in der sowjetischen Besatzungszone*. Stuttgart 1996.
- Bausinger, Hermann: *Lebendiges Erzählen. Studien über das Leben volkstümlichen Erzählguts auf Grund von Untersuchungen im nordöstlichen Württemberg*. Diss. Tübingen 1952. Ms.
- Bausinger, Hermann: *Beharrung und Einfügung. Zur Typik des Einlebens der Flüchtlinge*. In: *Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen* 2 (1956), S. 9-16.
- Bausinger, Hermann: *Strukturen des alltäglichen Erzählens*. In: *Fabula. Zeitschrift für Erzählforschung* 1 (1958a), S. 239-254.
- Bausinger, Hermann: *Schwank und Witz*. In: *Studium Generale* 11 (1958b) S. 699-710.
- Bausinger, Hermann, Markus Braun, Herbert Schwedt: *Neue Siedlungen. Volkskundlich-soziologische Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts Tübingen*. Stuttgart 1959.
- Bausinger, Hermann: *Alltägliches Erzählen*. In: *EM*, Bd. 1, 1977, Sp. 323-330.
- Bei der Wieden, Helge: *Was war Mecklenburg-Strelitz. Die Geschichte eines vergangenen Landes*. In: Christian Bunnens, Ulf Bichel, Jürgen Grote (Hrsg.): *Neustrelitz – die Residenz zur Zeit Fritz Reuters*. Rostock 2009, S. 11-31.
- Bentzien, Ulrich: *Das Eindringen der Technik in die Lebenswelt der mecklenburgischen Landbevölkerung*. Bd. 1-2, Diss. Berlin 1961. Ms.
- Bentzien, Ulrich: *Der Häker*. In: *Deutsches Jahrbuch für Volkskunde* 11 (1965), S. 16-34.

- Bentzien, Ulrich: Landbevölkerung und agrartechnischer Fortschritt in Mecklenburg. Berlin 1983.
- Bentzien, Ulrich, Siegfried Neumann (Hrsg.): Mecklenburgische Volkskunde. Rostock 1988.
- Bentzien, Ulrich: Bauern. In: Bentzien, Neumann 1988a, S. 122-147.
- Bentzien, Ulrich: Landarbeiter. In: Bentzien, Neumann 1988b, S. 148-168.
- Benz, Wolfgang (Hrsg.): Die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten. Ursachen, Ereignisse, Folgen. Frankfurt a.M. 1985.
- Bethlehem, Siegfried: Heimatvertreibung, DDR-Flucht, Gastarbeiterzuwanderung. Wanderungsströme und Wanderungspolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Stuttgart 1982.
- Beyer, G.: Versuch einer Darstellung der Lage der deutschen Ostflüchtlinge in der Sowjetischen Besatzungszone. In: Tijdschrift voor Economische en sociale Geografie (Rotterdam 1951), Nr. 11, S. 320-323.
- Bock, Hartmut: Die Bodenreform und die Ansiedlung von Vertriebenen in der sowjetisch besetzten Zone. Eine Fallstudie. In: Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde 35 (1992), S. 32-54.
- Brednich, Rolf Wilhelm: Zur Anwendung der biographischen Methode in der volkskundlichen Forschung. In: Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde 22 (1979), S. 279-329.
- Brinkmann, Otto: Das Erzählen in einer Dorfgemeinschaft. Münster 1933.
- Cammann, Alfred: Aus der Welt der Erzähler. Mit rußland- und rumäniendeutschen Berichten und Geschichten. Marburg 1987.
- Cammann, Alfred: Märchen, Lieder, Leben in Autobiographie und Briefen der Rußlanddeutschen Ida Prieb. Marburg 1991.
- Christopeit, Gerald: Verschwiegene 4 Millionen. Heimatvertriebene in der Sowjetischen Besatzungszone und in der DDR. In: Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde 38 (1995), S. 222-251.
- Debus, Oswald: Till Eulenspiegel in der deutschen Volksüberlieferung. Diss. Marburg 1951. Ms.
- Dettmer, Frauke: Konflikte zwischen Flüchtlingen und Einheimischen nach Ende des Zweiten Weltkrieges. In: Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde 26 (1983), S. 311-324.
- Donath, Leopold: Geschichte der Juden in Mecklenburg von den ältesten Zeiten (1266) bis auf die Gegenwart (1874). Auch ein Beitrag zur Kulturgeschichte Mecklenburgs, nach gedruckten und ungedruckten Quellen. Leipzig 1874.
- Douglas, Ray M.: „Ordnungsgemäße Überführung“. Die Vertreibung der Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg. München 2013. Aus dem Englischen übers. von Martin Richter.
- Edding, Friedrich: Die wirtschaftliche Eingliederung der Vertriebenen und Flüchtlinge in Schleswig-Holstein. Berlin 1959.

- EM = Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Begründet von Kurt Ranke. Ab Bd. 5 hrsg. von Rolf Wilhelm Brednich. Bd. 1-15, Berlin, New York 1977-1015.
- Endler, [Karl August]: Die Geschichte des Landes Mecklenburg-Strelitz (1701-1933). Hamburg 1935.
- Erker, Paul: Vom Heimatvertriebenen zum Neubürger. Sozialgeschichte der Flüchtlinge in einer agrarischen Region Mittelfrankens 1945-1955. Stuttgart 1988.
- Frantziach, Marion: Die Vertriebenen. Hemmnisse, Antriebskräfte und Wege ihrer Integration in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin 1987.
- Franzen, K. Erik: Migration als Kriegsfolge: Instrumente und Intentionen staatlicher Akteure nach 1945. In: Oltmer 2016, S. 721-739.
- Fromm, L[udwig]: Mecklenburg. Ein niederdeutsches Landes- und Volksbild. Schwerin 1860.
- Gamm, Hans-Jochen: Der Flüsterwitz im Dritten Reich. München 1963.
- Geiger, Rosemarie: Flucht nach der Scheinwahl. In: Schacht 2002, S. 101-108.
- Göttisch-Elten, Silke: Richard Wossidlo – ein Pionier der wissenschaftlichen Volkskunde. In: Kieler Blätter zur Volkskunde 41 (2009), S. 9-20.
- Gritsch, Gisela: Ulli und Otti – Hitlerjugend und Gefangenschaft. Schicksale in Ostpreußen und Fünfeichen. Berlin 2000.
- Grudde, Hertha: Plattdeutsche Volksmärchen aus Ostpreussen. Königsberg 1931.
- Haerendel, Ulrike: Berufliche Mobilität von Flüchtlingen im Nachkriegsbayern. Frankfurt a.M. 1994.
- Hahn, Eva, Hans-Henning Hahn: Die Vertreibung im deutschen Erinnern. Legenden, Mythos, Geschichte. Paderborn, München, Wien 2010.
- Hempel, Gustav: Geographisch-statistisch-historisches Handbuch des Mecklenburger Landes. Theil 1: Allgemeine geschichtlich-geographische Beschreibung; Theil 2: Topographisch-historische Beschreibung. Parchim, Ludwigslust 1842, 1843.
- Henßen, Gottfried: Erzählformen in volkskundlicher Sicht. In: Hessische Blätter für Volkskunde 48 (1957), S. 76-85.
- Herzfeld, Joseph: Landarbeiter in Mecklenburg. Rostock 1905.
- Hinze, Ulrich: Die Lage der ländlichen Arbeiter in Mecklenburg. Diss. Rostock 1894.
- Hofgängerleben in Mecklenburg. Selbsterlebtes und Selbsterschautes von einem Berliner Arbeitslosen. Mit einem Vorwort von August Bebel. Berlin 1896. – Nachdruck in : Stier und Greif 13 (2003), S. 99-137.
- Hofmann, Peter: Mecklenburg-Strelitz. Eine Region im Auf und Nieder der Geschichte. Nienburg 2001.

- Holz, Martin: Evakuierte, Flüchtlinge und Vertriebene auf der Insel Rügen. Ihre Aufnahme und Bestrebungen zur Eingliederung in die Gesellschaft. Köln, Weimar, Wien 2003.
- Holz, Martin: Evakuierung, Flucht, Vertreibung und Neuanfang aus der Perspektive der evangelischen und katholischen Kirche 1943-1961 am Beispiel Rügens. In: Vierneisel 2006, S. 63-95.
- Holz, Martin: Evakuierte, Flüchtlinge und Vertriebene in Mecklenburg-Vorpommern 1945-1961 am Beispiel der Insel Rügen. In: Irmfried Garbe, Nils Jörn (Hrsg.): Insel im pommrischen Meer. Beiträge zur Geschichte Rügens. Greifswald 2011, S. 309-366.
- Hose, Susanne: Angriff und Verteidigung. Strategien sorbischer Klatschgeschichten. In: Ulrich Marzolph: Strategien des populären Erzählens. Kongressakten der Bursfelder Tagung der Kommission für Erzählforschung in der deutschen Gesellschaft für Volkskunde. Berlin 2010, S. 66-86.
- Jahn, Ulrich: Volkssagen aus Pommern und Rügen. Stettin 1886, ²1889a. Neu ediert und kommentiert von Siegfried Neumann und Karl-Ewald Tietz. Bremen, Rostock 1999.
- Jahn, Ulrich: Schwänke und Schnurren aus Bauern Mund. Berlin 1989b.
- Jahn, Ulrich: Volksmärchen aus Pommern und Rügen. Norden, Leipzig 1891. Neu ediert und kommentiert von Siegfried Neumann und Karl-Ewald Tietz. Bremen, Rostock 1998.
- Just, Regine: Die Lösung der Umsiedlerfrage auf dem Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik, dargestellt am Beispiel des Landes Sachsen. Diss. Magdeburg 1985. Ms.
- Just, Regine: Zur Lösung des Umsiedlerproblems auf dem Gebiet der DDR 1945 bis Anfang der fünfziger Jahre. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 35 (1987), S. 971-984.
- Kaltenborn, Steffi: Die Lösung des Umsiedlerproblems auf dem Territorium der Deutschen Demokratischen Republik, dargestellt am Beispiel des Landes Thüringen (1945-1948). Diss. Magdeburg 1989. Ms.
- KHM = Brüder Grimm: Kinder und Hausmärchen. Nach der Großen Ausgabe von 1857, textkritisch revidiert, kommentiert und durch Register erschlossen. Hrsg. von Hans-Jörg Uther. Bd. 1-4, München 1996.
- Kollai, H. R.: Die Eingliederung der Vertriebenen und Zuwanderer in Niedersachsen. Berlin 1959.
- Krause, Christine: Flüchtlinge und Vertriebene in Rostock – Versuch einer Situationsbeschreibung für die Zeit von Mai bis August 1945. In: Wille, Hoffmann, Meinicke 1993, S. 148-158.
- Krellenberg, Hans Ulrich: Die Eingliederung der Umsiedler in das gesellschaftliche und politische Leben in Mecklenburg 1945-1949 (dargestellt an den Kreisen Parchim und Malchin). Diss. Rostock 1971. Ms.

- Krüger, Georg: Kunst- und Geschichts-Denkmäler des Freistaates Mecklenburg-Strelitz. Bd. 1, Teil 3: Das Land Stargard. Die Amtsgerichtsbezirke Friedland (2. Hälfte), Stargard und Neubrandenburg. Neubrandenburg 1929.
- Lass, Edgar Günther: Die Flucht. Ostpreußen 1944/45. Bad Nauheim 1964.
- Lehmann, Albrecht: Erzählen eigener Erlebnisse im Alltag. Tatbestände, Situationen, Funktionen. In: Zeitschrift für Volkskunde 74 (1978), S. 198-215.
- Lehmann, Albrecht: Familiengeschichte in der mündlichen Erzählung. In: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 32/33 (1987/88), S. 209-240.
- Lehmann, Albrecht: Erzählen zwischen den Generationen. Über historische Dimensionen des Erzählens in der Bundesrepublik Deutschland. In: Fabula 30 (1989a), S. 1-25.
- Lehmann, Albrecht: Flüchtlingserinnerungen im Erzählen zwischen den Generationen. In: Bios. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 2 (1989b), S. 183-206.
- Lehmann, Albrecht: Der Schicksalsvergleich. Eine Gattung des Erzählens und eine Methode des Erinnerns. In: Brigitte Böhnisch-Brednich, Rolf W. Brednich, Helge Gerndt (Hrsg.): Erinnern und Vergessen. Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses Göttingen 1989. Göttingen 1991, S. 197-207.
- Lehmann, Albrecht: Im Fremden ungewollt zuhaus. Flüchtlinge und Vertriebene in Westdeutschland 1945-1990. München ²1993.
- Lehmann, Albrecht: Fünfzig Jahre nach Kriegsende – Volkskunde im östlichen Europa. In: Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde 38 (1995a), S. 3-23.
- Lehmann, Albrecht: „Grafenerzählungen“. Gehobene Heimat- und Erinnerungsprosa für Bürger von heute. In: Carola Lipp (Hrsg.): Medien populärer Kultur. Erzählung, Bild und Objekt in der volkskundlichen Forschung. Festschrift für Rolf Wilhelm Brednich. Frankfurt, New York 1995b, S. 60-70.
- Lubinski, Axel, Klaus Schwabe: Mecklenburg-Strelitz, Bezirk Neubrandenburg, Landkreis Mecklenburg-Strelitz. 300 Jahre einer Region. Schwerin 2001.
- Mager, Friedrich: Geschichte des Bauerntums und der Bodenkultur im Lande Mecklenburg. Berlin 1955.
- Marchewa, Irene Maria: Der alte Stopfpilz. Von Ostpreußen nach Mecklenburg. Die Geschichte einer Vertreibung. Rostock 2006.
- Mayer, Achim: Geschichte des Großherzogtums Mecklenburg-Strelitz von seiner Entstehung bis zur Gegenwart, nebst Chronik der Stadt Friedland von 1244-1896. Neustrelitz 1896.

- Meinicke, Wolfgang: Zur Integration der Umsiedler in die Gesellschaft 1945-1952. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 26 (1988), Heft 10, S. 867-878.
- Meinicke, Wolfgang: Flüchtlinge, Umgesiedelte, Vertriebene in der Sowjetischen Besatzungszone. In: Plato, Meinicke 1991, S. 23-81.
- Meinicke, Wolfgang: Probleme der Integration der Vertriebenen in der sowjetischen Besatzungszone. In: Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde 35 (1992), S. 1-31.
- Meinicke, Wolfgang: Die Bodenreform und die Vertriebenen in der SBZ und in den Anfangsjahren der DDR. In: Wille, Hoffmann, Meinicke 1993, S. 55-85.
- Meißner, Horst-Alfons (Hrsg.): Neubeginn in der Fremde. Vertriebene aus der Grafschaft Glatz in Schlesien nach 1946. Münster 2016.
- Morgenstern, Erika: Überleben war schwerer als Sterben. Ostpreußen 1944-1948. Kiel 1992.
- Müns, Heike: Volkskundliche Vertriebenenforschung in der DDR 1960-1989. In: Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde 39 (1996), S. 74-96.
- Müns, Heike (Hrsg.): „Das Problem der inneren Wiedervereinigung wird immer größer ...“ – Briefe, Dokumente und Referate zur Volkskundlichen „Ostforschung“. Marburg 1999.
- Mussäus, [Johann Jacob Nathanael]: Ueber die niedern Stände auf dem flachen Lande von Meklenburg-Schwerin. In: Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde 2 (1837), S. 107-140.
- Neumann, Siegfried: Soziale Konflikte im mecklenburgischen Volksschwank. Bd. 1-2, Diss. Berlin 1961. Ms.
- Neumann, Siegfried: Altüberlieferte Erzählstoffe im mecklenburgischen Alltag der Gegenwart. In: Die Freundesgabe. Jahrbuch der Gesellschaft zur Pflege des Märchengutes der europäischen Völker (1963), Heft 1, S. 39-44.
- Neumann, Siegfried: Schwank und Witz. In: Festschrift für Friedrich Sieber = Lëtopis. Jahresschrift des Instituts für sorbische Volksforschung C 6/7 (1963/64), S. 328-335.
- Neumann, Siegfried: Der mecklenburgische Volksschwank. Sein sozialer Gehalt und seine soziale Funktion. Berlin 1964.
- Neumann, Siegfried: Arbeitserinnerungen als Erzählinhalt. In: Deutsches Jahrbuch für Volkskunde 12 (1966), S. 177-190.
- Neumann, Siegfried: Lebendiges Erzählen in der Gegenwart. Befunde und Probleme. In: Wolfgang Jacobeit, Paul Nedo (Hrsg.): Probleme und Methoden volkskundlicher Gegenwartsforschung. Vorträge und Diskussionen einer internationalen Arbeitstagung in Bad Saarow 1967. Berlin 1969a, S. 157-167.

- Neumann, Siegfried: Volkserzähler unserer Tage in Mecklenburg. Bemerkungen zur Erzähler-Forschung in der Gegenwart. In: Deutsches Jahrbuch für Volkskunde 15 (1969b), S. 31-49.
- Neumann, Siegfried: Ein mecklenburgischer Volkserzähler. Die Geschichten des August Rust. Berlin 1968, ²1970, ⁵1979.
- Neumann, Siegfried: Volkserzählung heute. Bemerkungen zu Existenzbedingungen und Daseinsformen der Volksdichtung in der Gegenwart. In: Jahrbuch für Volkskunde und Kulturgeschichte 23 (1980), S. 92-102.
- Neumann, Siegfried: Handwerker. In: Bentzien, Neumann 1988a, S. 169-205.
- Neumann, Siegfried: Volksdichtung. In: Bentzien, Neumann 1988b, S. 402-422.
- Neumann, Siegfried: Mecklenburgische Erzähler der Gegenwart und ihre Märchen. In: Hans-Jörg Uther (Hrsg.): Märchen in unserer Zeit. Zu Erscheinungsformen eines populären Erzählgenres. München 1990, S. 102-114.
- Neumann, Siegfried (Hrsg.): Sagen aus Mecklenburg. München 1993.
- Neumann, Siegfried: Richard Wossidlo und das Wossidlo-Archiv in Rostock. Von der volkskundlichen Sammlung des Privatgelehrten zum Institut für Volkskunde in Mecklenburg-Vorpommern. Rostock 1994.
- Neumann, Siegfried: Sagenüberlieferung und Geschichtsbewusstsein. Befunde anhand nordostdeutscher Sammlungen. In: Leander Petzoldt (Hrsg.): Folk Narrative and World View. Vorträge des 10. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Volkserzählforschung (ISFNR), Innsbruck 1992. Frankfurt a.M., Berlin, Bern, New York, Paris, Wien 1996. Teil 2, S. 557-569.
- Neumann, Siegfried (Hrsg.): Ein Handwerkerleben in Mecklenburg. Die Autobiographie des Paul Friedrich Kaeding [in Burg Stargard]. Rostock 1998.
- Neumann, Siegfried (Hrsg.): Von Ostpreußen über Sachsen und Thüringen nach Niedersachsen. Die Autobiographie des Arno Zimmermann. Rostock 2000.
- Neumann, Siegfried: Fremdes und Eigenes im Kontrast. Zur Kommunikation zwischen Einheimischen und Flüchtlingen in Mecklenburg-Vorpommern nach dem Zweiten Weltkrieg. In: Augsburger Volkskundliche Nachrichten 9 (2003), Heft 2, S. 7-23.
- Neumann, Siegfried: Ein Leben im Banne des Märchens. In: Siegfried Neumann: Märchenforschung in Mecklenburg. Studien und Erinnerungen. Rostock 2005, S. 135-160.
- Neumann, Siegfried: Mythische Vorstellungen und Gestalten in der Sagenüberlieferung Mecklenburgs. Bemerkungen zu einer „vergessenen“ Glaubenswelt. Rostock 2016.

- Neumann, Siegfried: Erfahrung und Magie in der traditionellen Volksmedizin Mecklenburgs. Wat deden de Lüüd' up 'n Land'n, wenn se krank würden. In: Christian Bunnens, Dieter Stellmacher, Jürgen Grote (Hrsg.): Krankheit, Volksmedizin und Heilkunst in Sprache und Literatur Norddeutschlands. Rostock 2017, S. 9-22.
- Neumann, Sigrid R.: Quer durchs Leben. Erinnerungen. Von Ostpreußen über Dänemark und Mecklenburg nach Sachsen. [Chemnitz] 2006, 2. ergänzte Aufl. 2007.
- Olschewski, Berit: „Freunde“ in Feindesland. Rote Armee und deutsche Nachkriegsgesellschaft im ehemaligen Großherzogtum Mecklenburg-Strelitz 1945-1953. Berlin 2009.
- Oltmer, Jochen (Hrsg.): Handbuch Staat und Migration in Deutschland seit dem 17. Jahrhundert. Berlin, Boston 2016.
- Pfützner, Martin, Walter Karbe: Das alte und das neue Strelitz. Volkskunde, Sagen, Flurnamen. (Neustrelitz 1938).
- Plato, Alexander von, Wolfgang Meinicke: Alte Heimat – neue Zeit. Flüchtlinge, Umgesiedelte, Vertriebene in der Sowjetischen Besatzungszone und in der DDR. Berlin 1991.
- Raabe, Wilhelm: Mecklenburgische Vaterlandskunde. 2. Aufl., gänzlich umgearbeitet und bis zur Gegenwart verbessert und vervollständigt von Gustav Quade. Bd. 1: Spezielle Ortskunde beider Großherzogthümer Mecklenburg. Teilbd. 1,2, Wismar 1894.
- Redmer, Kurt: Damals in Ostpreußen und Mecklenburg. Dokumentation zu den Kriegsjahren 1939-1945 und danach. Edition Nordwindpress 2012.
- [Rehbein, Franz]: Das Leben eines Landarbeiters. Hrsg. von Paul Göhre. Jena 1911. Neuauflagen: Franz Rehbein: Gesinde und Gesindel. Aus dem Leben eines Landarbeiters im wilhelminischen Deutschland. Berlin (Ost) 1955; Franz Rehbein: Das Leben eines Landarbeiters. Hrsg. von Karl Winfried Schaffhausen. Marburg 1973.
- Reuter, Fritz: Gesammelte Werke und Briefe. Hrsg. von Kurt Batt. Bd. 1-8. Rostock 1967 (Nachdruck Rostock 1990).
- Reuter, Fritz: Läuschen un Riemels (1853). In: Reuters Werke, Bd. 2, S. 7-203.
- Reuter, Fritz: Kein Hüsung (1857). In: Reuters Werke, Bd. 3, S. 207-326.
- Reuter, Fritz: Ut de Franzosentid (1859). In: Reuters Werke, Bd. 4, S. 33-206.
- Reuter, Fritz: Ut mine Stromtid (1862-1864). In: Reuters Werke, Bd. 5, S. 7-712.
- Reuter, Fritz: Dörchläuchting (1866). In: Reuters Werke, Bd. 6, S. 7-247.
- Rusche, Michael: Die Eingliederung der Vertriebenen in Mecklenburg-Vorpommern unter besonderer Berücksichtigung des Wohnraumproblems. In: Wille, Hoffmann, Meinicke 1993, S. 133-147.

- Rusche, Michael R.: Die soziale und wirtschaftliche Eingliederung der Vertriebenen in Mecklenburg-Vorpommern 1945-1949. Diss. Magdeburg 1995. Ms.
- Sareyko, Hans Ullrich: Das Weltbild eines ostpreußischen Volkserzählers. Diss. Marburg 1954.
- Schacht, Ulrich (Hrsg.): Letzte Tage in Mecklenburg. Erinnerungen an eine Heimat. München 1986, ³2002.
- Schenda, Rudolf: Autobiographen erzählen Geschichten. In: Zeitschrift für Volkskunde 77 (1981), S. 67-87.
- Schmidt, Volker: Fünfeichen. Das sowjetische Internierungslager bei Neubrandenburg. Mirow/Mecklenburg 1990.
- Schmitt, Christoph: Mecklenburgs Übergang zur „Volkskunde des Neubeginns. Regionalethnografie im Kontext der Kulturpolitik der SBZ/DDR unter besonderer Berücksichtigung des Flüchtlingsproblems. In: Vierneisel 2006, S.123-166.
- Schmitt, Christoph: Richard Wossidlo, ein einzigartiger Sammler. In: Susan Lambrecht, Gerd Richard, Christoph Schmitt (Hrsg.): Das große Wossidlo-Lesebuch. Rostock 2009, S. 249-266.
- Schwartz, Michael: Vertriebene und „Umsiedlerpolitik“. Integrationskonflikte in den deutschen Nachkriegsgesellschaften und die Assimilationsstrategien in der SBZ/DDR 1945-1961. München 2004.
- Schwartz, Michael: Umsiedlerpolitik und Selbstorganisation. Assimilation als Problem in der DDR. In: Vierneisel 2006, S. 43-62.
- Schwerin, Georg Graf von: Vertreibung aus Zettemin. In: Schacht 2002, S. 17-70.
- Seils, Mirjam: Die fremde Hälfte. Aufnahme und Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in Mecklenburg nach 1945. Diss. Rostock 2009.
- Seraphim, Peter-Heinz: Die Heimatvertriebenen in der Sowjetzone. Berlin 1954.
- Sirovátka, Oldřich: Die Alltagserzählung als Gattung der heutigen Überlieferung. In: Miscellanea. [Festschrift für] K[arel] C. Peeters. Uitg. door W. van Nespen. Antwerpen 1975, S. 662-669.
- Sommer, Michael: Flüchtlinge und Vertriebene in Rheinland-Pfalz. Aufnahme, Unterbringung und Eingliederung. Mainz 1990.
- Stahlberg, G.: Die Vertriebenen in Nordrhein-Westfalen. Berlin 1957.
- Tarnow, Rudolf: Burrkäwers. Bd. 1, Stavenhagen o.J. [1911], Bd. 2, Schwerin o.J. [1912], Bd. 3, Schwerin o.J. [1914]; zahlr. Aufl.
- Tolksdorf, Ulrich: Volksleben in den Ermländersiedlungen der Eifel. Marburg 1967.
- Tolksdorf, Ulrich: Ermlandsiedlung Cloppenburg. Umsiedler in einer neuen Heimat. In: Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde 13 (1970), S. 307-318.

- Tolksdorf, Ulrich: Eine ostpreußische Volkserzählerin. Geschichten, Geschichte, Lebensgeschichte. Marburg 1980.
- Tolksdorf, Ulrich: Ermländische Protokolle. Alltagserzählungen in Mundart. Marburg 1991.
- Uther, Hans-Jörg: Deutscher Märchenkatalog. Ein Typenverzeichnis. Münster, New York 2015.
- Vierneisel, Beatrice (Hrsg.): Fremde im Land. Aspekte zur kulturellen Integration von Umsiedlern in Mecklenburg und Vorpommern 1945-1953. Münster, New York, München, Berlin 2006.
- WA = Wossidlo-Archiv im Institut für Volkskunde der Universität Rostock
- Wagner, Annalise (Hrsg.): Anekdoten und Geschichten aus dem ehemaligen Land Mecklenburg-Strelitz. Neustrelitz 1973.
- Wenckstern, Hermann von: Existenz-Bedingungen seßhafter Landarbeiter. Berlin 1909.
- Wille, Manfred, Johannes Hoffmann, Wolfgang Meinicke (Hrsg.): Sie hatten alles verloren. Flüchtlinge und Vertriebene in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands. Wiesbaden 1993.
- Woeller, Waltraud: Der soziale Gehalt und die soziale Funktion der deutschen Volksmärchen. In: Wiss. Zeitschrift der Humboldt-Universität Berlin. Gesellsch.-sprachwiss. Reihe 10 (1961), S. 395-459, 11 (1962), S. 281-307.
- Wossidlo, Richard: Mecklenburgische Volksüberlieferungen. Bd. 1-3, Wismar 1897, 1999, 1906; Bd. 4, Rostock 1931.
- Wossidlo, Richard: Mecklenburgische Sagen. Bd. 1-2, Rostock 1939.
- Wossidlo, Richard, Siegfried Neumann: Volksschwänke aus Mecklenburg. Berlin 1963, ³1965, ⁶1970.
- Wossidlo, Richard, Gisela Schneidewind: Herr und Knecht. Antifeudale Sagen aus Mecklenburg. Berlin 1960.
- Wurfschmidt, Joachim: Kurze Geschichte von Mecklenburg-Strelitz. In: Mecklenburg. Heimatzeitschrift für Landsleute und Freunde Mecklenburgs 35 (1993), Nr. 2, S. 5-6.
- Zayas, Alfred-Maurice de: Die Amerikaner und die Vertreibung der Deutschen. Aus dem Amerikanischen. München 1977, ⁹1996.
- Zender, Matthias: Quellen und Träger der deutschen Volkserzählung. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 7 (1937), S. 25-46.
- Zender, Matthias: Familiengeschichte in der mündlichen Erzählung. In: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 32/33 (1987/88), S. 209-240.
- Weitere Literaturverzeichnisse siehe:
- Douglas 2013, S. 520-542 – Hahn 2010, S. 807-828 – Olschewski 2009, S. 405-431.

Worterkklärungen

Die Umlaute ä, ö und ü werden hier wie a, o und u behandelt. Der Buchstabe å steht für ein langes, verdumpftes a, die Buchstabe œ für einen offenen Laut zwischen kurzem und langem o.

Aal schnoren = Aalschnüre legen

Åben = Ofen

achter, achtern = hinten, hinter

affarben = abfärben

affbråken = abrechnen

affgåben = abgeben

affgåhn = weggehen, weggegangen

affgebråken = abgebrochen

affhollen = abhalten

affjebåden = fertig gebetet

affjemåkt = abgemacht

affkåhlen = abkühlen

affloopen = abgelaufen

afflösen = ablösen

affflöst = abgelöst

affmåken = abmachen

affrånnen = [ein Feld] abrennen

affschåten = abgeschossen

affscheeten = abschießen

affschnåden = abgeschnitten

du schneedst aff = du schnittst ab

affschnieden = abschneiden

affspråken = absprechen

affspråken = abgesprochen

affstøten = abstoßen

affstøtt 't = abgestoßen

affkratzen = abkratzen

afftokratzen = abzukratzen

ågen = eggen

Ågt = Egge

all = alle, alles, schon

andon = antun

anführen = anfahren

anhatt = angehabt

anhebben = anhaben

anheelen = anheilen

anheelt = angeheilt

anhüren = anhören

anhürt = angehört

anjekåken = angeschaut

anklåben = ankleben

anklåwt = angeklebt

anjeschåten = angeschissen

anjeschmeert = angeschmiert

ankåmen = ankommen,

angekommen

as he *ankem* = als er ankam

ankieken = anschauen

anrieden = anreiten

anropen = anrufen, angerufen

anschåten = angeschissen

anschieten = anschießen

anschmeeren = anschmieren

wie ehr dat *anståhn* det = hier:

wie es ihr von der Hand geht

'n *anståndjet* Måken = ein anständiges Mädchen

anstrieken = anstreichen, hier:

anführen, reinlegen, täuschen

antoführen = angefahren

antoloopen kåmen = angelaufen kommen

antorieden = angeritten

antrecken = anziehen

åpen = auf, offen

Åten, åten = Essen, gegessen

Aust = Ernte

åwer = aber

båben, haben = oben, über

he *båd'* = er bat

båden = beten, gebeten, gebetet

se *båd'ten* = sie beteten

Båker = Becher

bannig' = sehr, groß, ziemlich

barft = barfuß

Barras = Militär
bäten = bisschen, gebissen
bäter = besser
bedrägen = betragen
bedrågen = betrogen
bedregen = betrügen
befründ't = befreundet
behollen, behullen = behalten
he *behöllt* = er behält
bekäken = beguckt, angeschaut
he *bekickt* sich = er beguckt sich
bekieken = begucken
beläben = erleben
beläwt = erlebt
berüken = beriechen
besåpen = besoffen, betrunken
beschlåten = beschlossen
beschluten = beschließen
bespräken = besprechen
bespräken = besprochen
Bessen = Besen
besüümen = besäumen
besuupen = besaufen, betrinken
bett = bis, etwas
bidden = bitten
biesiet = beiseite
bieten = beißen
bietieden = beizeiten, früh
binnen = binden, drinnen
Binner = Mähbinder
bitåhlen = bezahlen
bitåhlt = bezahlt
he *bitt* = er beißt
blåben = geblieben
he *bleew* = er blieb
blieben = bleiben
bliew' = bleibe
he *bliffi* = er bleibt
bögen = biegen
Bæhm = Dachboden
böhren = heben
se *böhrt* hoch = sie hebt hoch
Bok = Buch

Bor = Bär
Bost = Brust
bråken = brechen
he *breckt* = er bricht
bröcht = gebracht
Brüch = Brücke
Brümmer = große Schmeißfliege
Brüüdjam = Bräutigam
bruuken = brauchen, gebrauchen
du *bruukst* = du brauchst
he *bruukt* = er braucht
he *bruukte* = er brauchte
Bruunet = Braunes
bruuten = auf Brautschau gehen
Buddel = Flasche
buddelwies' = flaschenweise
buten = draußen
he *bütt* = er bietet
buugen = bauen
buugt = gebaut
Buukwehdåg' = Bauchschmerzen
Büx = Hose

dacht = gedacht
du *dacht 'st* = du dachtest
Dag, Dåg' = Tag, Tage
dågt = derb, stark, kräftig
Dål = Diele des Hauses
dål = nieder, runter
dålsett't = hingesetzt
dån = getan
darben, dörben = dürfen
datsülwige = dasselbe
de, dee = der
he *ded, ded'* = er tat, täte
deenen = dienen
Deenstmåken = Dienstmädchen
he *deent* = er dient, gedient
deep = tief
Deern = Mädchen
Deert = Tier
deewiel = derweil
deffen = hauen, stoßen

he *defft* rin = er haut hinein
du *deist* = du tust
he *deit*, he *det* = er tut
Deuwel = Teufel
Diern = Mädchen
diss = dieser, diese, dieses
ick *do* = ich tue
de *Dode* = der Tote
Doder = Toter
don = tun
donn = da, dann
Dör, Dören = Türe, Türen
dörben = dürfen
dorbie = dabei
dörchdräben = durchtrieben,
pffiffig
dörchrägnen = durchregnen
dörchtorägnen = durchzuregnen
dorlâten = dalassen
dornäben = daneben
Dörp = Dorf
Dörpschult = Dorfschulze
Dörpstrât = Dorfstraße
dorsäten = dagesessen
dorsitten = dasitzen
dörtig = dreißig
dortwischen = dazwischen
dorup = darauf
dorut = daraus
Döschmaschin = Dreschmaschine
dot! = tut!
dot = tot
dotbieten = totbeißen
dotschäten = totgeschossen
dotscheeten = totschießen
dräben = getrieben
drägen = tragen
drägen = getragen
dräpen = treffen, getroffen
dreebeent = dreibeinig
he *dreew* = er trieb
he *dreggt* = er trägt
drehgen = drehen

he *dreihgt* = er dreht
dreihgt = gedreht
drieiben = treiben
drinken = trinken
drög' = trocken
to'n *Drögen* = zum Trocknen
se *dröpen* = sie trafen
he *dröppt* = er trifft
du *dröpst* = du trafst
de *drüdd'* = der dritte
drunken = getrunken
Druppen = Tropfen
drütteihn = dreizehn
dull = toll
dunn = da, dann
Dur = Tor
dat *duuert* = das dauert
düüerer = teurer
duusend = tausend
düütsch = deutsch

eegen = eigen, eigener
eens = einmal
he *eet* = er aß
se *eeten* = sie aßen
Ehn'n = Ihnen (in der Anrede)
he is *eklig* = er ekelt sich
elben = elf
em = ihm
he *ett* = er isst

fardig, farrig = fertig
fäten = fassen
fieern = feiern
fief = fünf
fiefuntwintig = fünfundzwanzig
fiern = fern
Filztüffel = Filzpantoffel
finnen = finden
Fischkarrer = mit einem Karren
umherziehender Fischhändler
Flach = Fläche, Stelle
flietig = fleißig

Föder = Fuder, Fuhre
Foder = Futter
fodern = futtern, füttern
föfftig = fünfzig
he *föl* = er fiel
follen = (hin)gefallen
Fot = Fuß
Fotlappen = Fußlappen
he *fött an* = er fasst an
frägen = fragen
Fräten = Fressen
fräten = fressen, gefressen
he *frett* = er frisst
frie = frei
friegen = freien, heiraten
he *friegt* = er heiratet
he *fröggt* = er fragt
Fründ = Freund
Fruugens = Frauen
Fruuken = Frauchen
führen = fahren
he *führt* = er fährt
führt = gefahren
he *fünd'* = er fand
fungen = gefangen
se *funnen* = sie fanden
funnen = gefunden
fuul = faul
Füüer = Feuer
fuurts = sofort

gäben = geben, gegeben
gähn = gehen, gegangen
gäl = gelb
gatlich = ziemlich groß
gaut = gut
ick *gäw'* = ich gebe
gebuggert = etwa: nachgebohrt,
darauf gedrungen
gedon = getan
he *geiht* = er geht
gellen = gelten
geneeten = genießen

genibbelt = hier: viel (Schnaps)
getrunken
he *gew, gew'* = er gab, gebe
gewrangt = hier: mühsam
ausgebogen
giezig = geizig
he *giff* = er gibt
gliek, glieks = gleich
glööben = glauben
ick *glööw'* = ich glaube
he *glööwt* = er glaubt
glööwt = geglaubt
'ne gode = eine gute
Goorden = Garten
got = gut
grådhen, grådtau = geradezu
Gräsen = Grauen
grienen = grinsen, lächeln
griepen = greifen
gries = grau
he *gripp* = er greift
he is *gruuglich* = er graut sich
he *güll* = er galt
ick *güng'* = ich ging

he ***hadd, hadd'*** = er hatte, hätte
hålen = holen
hålt = geholt
halwläus' = halbspurig
Harwst = Herbst
hatt = gehabt
to *Håw gähn* = zu Hofe gehn, d.h.
dort arbeiten
hebben = haben
ick *heff* = ich habe
he *heit* = er heißt
heiten = heißen, geheißen
helpen = helfen
he *helpt* = er hilft
hendål = hinunter, herunter
henjesett 't = hingesetzt
henkåken = hingeschaut
henkieken = hinschauen

hergeprescht = angeprescht
he hett = er hat
heugen = heuen, Heu machen
Himmelste = hier: Hintern
hinner = hinten, hinter
Hinnerdör = hintere Türe
hödd't = gehütet
höden = hüten
Hoff = Hof
Hoffwasch = Waschstelle der
Gutsherrschaft
sich *hægen* = sich freuen
wi hægten uns = wir freuten uns,
machten uns lustig über ...
he höl = er hielt
hollen = halten, gehalten
du höllst = du hältst
ick host' = ich huste
Hosten = Husten
he host't = er hustet
Hot = Hut
Hüker = Hocker, kleiner
dreibeiniger Schemel
hulpen = geholfen
Hümpel = Haufen
hüren = hören
he hört = er hört,
hürt = gehört
huulen = heulen
he huult = er heult
Huupen = Haufen
Huut = Haut
hüüt = heute

Ierd' = Erde
Iesen = Eisen
ihrer = ehe, eher, bevor
Immen = Bienen
ingelüüd't = eingeläutet
inheelen = einheilen
inheelt = eingeheilt
injeköffft = eingekauft
injelâden = eingeladen

inkööpen = einkaufen
inlâden = einladen
inlüüden = einläuten
inropen = einberufen
inspunnen = einsperren
instrieken = einstreichen
inverstâhn = einverstanden

jeblåben = geblieben
jebuugt = gebaut
jeckern = hier: foppen
jedreihgt = gedreht
jedrunken = getrunken
jefriegt = geheiratet
jehatt = gehabt
jeholpen = geholfen
he jeiht = er geht
jejäten = gegessen
jeköffft = gekauft
jekrâgen = gekriegt, bekommen
jekriggt = gekriegt, bekommen
jeloopen = gelaufen
jemâkt = gemacht
jemustert = gemustert
jenaug' = genug
jepust't = gepustet
jerâden = geritten
jerâten = gerissen
jesabbelt = gelutscht, im Mund
gehabt
jeschaffft = geschafft
jeschâten = geschissen
Jeschlechtsdeel = Geschlechtsteil
jeschrâgen = geschrien
jeschwaddert = stark geregnet
jeseggt = gesagt
Jesicht = Gesicht
jespölt = gespült
jetellt = gezählt
jetreckt = gezogen
ick jew' = ich gebe
ji = ihr
du jiffst = du gibst

Jipsfigur = Gipsfigur
jistern = gestern
jüstement = in dem Augenblick
juuch = euch

Kählengruw' = Kohlengrube
kåken = geguckt, geschaut
kåken = kochen
se kåkt = sie kocht
kåkt = gekocht
ick kãm = ich komme
kåmen = kommen, gekommen
Kåtel = Kessel
he keek = er schaute
he kem = er kam
Kes' = Käse
he kickt = er guckt, schaut
kiesen = gucken, schauen
Kimmelbier = Kindtaufe
klåben = kleben
se klabbert = sie klettert, krabbelt
klaugen = klauen, stehlen
he klåwt = er klebt
Kleewer = Klee
Klock ein = ein Uhr
klok = klug
kniepen = kneifen
Knoop = Knopf
knööpen = knöpfen
he knööpt up = er knöpft auf
he köfft = er kauft
köfft = gekauft
Koh, Köh = Kuh, Kühe
Kæk = Küche
Koken = Kuchen
Kokenboden = Kuchenboden
Kæksch = Köchin
koll, kolt = kalt
Köm, Kæm = Kümmelschnaps
he köm = er kam
kænen = können
kööpen = kaufen
koppup = kopfüber

kort, kortfarig = kurz, knapp
körter = kürzer
Köster = Küster, Lehrer
Kåtel = kleines Kotstück
krågen = gekriegt
he kreeg' = er kriegte, bekam
du *krieggst* = du kriegst, bekommst
Krog' = Krug, Gastwirtschaft
Kröger = Krüger, Gastwirt
krömeln = krümeln
he krömet = er krümelt
krupen = kriechen
he krüppt = er kriecht
he kümmt = er kommt
he kunn, künn = er konnte
he künn = er könne, könnte
künn = gekonnt

he læd' = er legte
lågen = gelegen
langgesuust = langgesaut
langsuisen = langsausen
ick låt = ich lasse
låten = lassen
Latrin = Abort, Senkgrube
Latücht = Laterne
låwig = lebendig
Låwstieden = Lebzeiten
leddig = leer
Leeg's = Schlechtes
he leep = er lief
se leet = sie ließ
leew = lieb
de leebe bzw. *leewe Gott* = der
 liebe Gott
se leg' = sie lag
leiw = lieber
se lett = sie lässt
Liek = Leiche
lieker, liekers = trotzdem
Lien = Leine
Liew = Leib
liggen = liegen

lihren = lehren, lernen
Lihjung' = Lehrling
he *lihrt* = er lernt
lihrt = gelernt
loopen = laufen
he *löppt* = er läuft
losläten = loslassen
he *lött* = er lässt
Luk = Luke
lütt = klein
Lüüd' = Leute
lüüden = läuten
luuern = lauern, warten
Lüüs' = Läuse
luut = laut

Mäken = Mädchen, Magd
måken = machen
du *måkst* = du machst
måkt = gemacht
mall = dumm, blöd
mallieren = Unglück haben
Mallör = Malheur, Missgeschick
Mamsell = Wirtschafterin
man = nur
Månd = Mond, Monat
mang = dazwischen, zwischen
marachen = schwer und hastig
arbeiten
he *maracht* = er müht sich ab
marken = merken
he *markt* = er merkt,
markt = gemerkt
meihgen = mähen
Melk = Milch
Mess = Mist
Messkarr = Mistkarre
Metz = Messer
mienswegen = meinetwegen
mit eens = mit einmal
mitfieert = mitgefeiert
mitjenåhmen, mitnåhmen = mit-
genommen

mitnåhmen = mitnehmen
middlewiel = mittlerweile
mågen = mögen
Måhl = Mühle
se *måken* = sie machten
du *möößt* = du musst
he *möt* = er muss
möten = müssen
ji möt't = ihr müsst
ick mücht = ich möchte
he *mutt* = er muss
mütten = müssen
muusen = mausen, heimlich
nehmen

någen = neun
nåhdrågen = nachtragen
nåhleggen = nachlegen
nåhmen = nehmen
nåhmen = genommen
nåh'n = hin zum
nåhrieden = nachreiten
nåhspråken = nachsprechen
nahst = kurz danach
Nåhwer = Nachbar
Nås' = Nase
he *nascht* em eenen = er versetzt
ihm einen ordentlichen Hieb
natt = nass
Nehg' = Nähe
nehger = näher
nieg' = neu
nieglich = neugierig
nog' = genug
Noors = Arsch, Hintern

Ogen = Augen
ok = auch
oll = alt
de Oll, Oller = der Alte, Alter
de Ollen = die Alten
Öllern = Eltern
ollich = ordentlich

de *Ollsch* = die Alte
de *Öllst* = der Älteste
Oort = Art
ordlich, ornlich = ordentlich
æwer = aber, über
æwerall = überall
æwerglööwsch = abergläubisch
he æwerläd' = er überlegte
æwerleggen = überlegen
æwerräden = überreden
he æwerschlög' sich = er über-
schlug sich
æwertüügt = überzeugt

Peerd = Pferd
perren = treten
he perrt = er tritt
Piep = Pfeife
Pierd, Pierd' = Pferd, Pferde
Pierd'fot = Pferdefuß
Pietsch = Peitsche
Piezen = statt: Brüste
Plääster = Pflaster
plânen = planen
he plânt = er plant
plânt = geplant
planten = pflanzen
Plog' = Pflug
Plossen = schäbige Kleidung
Pluumenmus = Pflaumenmus
Pogg', Poggen = Frosch, Frösche
Protz = hier: Hintern
he pröwt = er probiert
purren = hier: nachstochern,
anmahnen
he purrt = hier: er mahnt

Quäken = wuchernde, den Boden
verfilzende Grasart

se *rackt* = hier: sie schafft heran
ick *räd'* = ich rede
räden = reden

räden = geritten
räden = raten
rägent = es regnet, geregnet
räten = gerissen
rauhgen = ruhen
Reehgen = Reihen
se reten = sie rissen
rieden = reiten
riek = reich
riep = reif
Rietbüx = Reithose
rieten = reißen
Rieten = hier: Gliederschmerzen
Rietpietsch = Reitpeitsche
rinkäken = reingeschaut
rinkieken = reinschauen
rinleiden = hier: hineinführen
he ritt = er reitet
he ritt = er reißt
sich *rögen* = sich regen
he rögt sich = er regt sich
röhgen = rühren
he röhgt = er rührt
ick *rohr* = ich weine
rohren = weinen
du *rohrst* = du weinst
se *rohrt* = sie weint
rönnen = rennen
he rönnt = er rennt
röökern = räuchern
röökert = geräuchert
ropen = rufen, gerufen
he röppt = er ruft
ræwer = rüber, darüber
sie *rufft* = hier: sie kratzt
ick *rük* = ich rieche
rüken = riechen
he rükt = er riecht
rümströpen = umherstreifen, sich
herumtreiben
run = herunter, runter
rup = auf, drauf, herauf
rupjesträken = draufgestrichen

rupkåmen = raufkommen
rupkrömeln = draufkrümeln
rupkrömelt = draufgekrümelt
rupstreugen = draufstreuen
rupstrieken = draufstreichen
ruut = heraus, raus
ruutgåhn = rausgehen
ruuthebben = raushaben
ruutjehatt = rausgehabt
ruutjeiht = rausgeht
ruutjetreckt = herausgezogen
ruutkåken = herausgeschaut
ruutkåmen = herauskommen,
herausgekommen
ruutkieken = herausschauen
ruutkrågen = herausbekommen
ruutkrawweln = rauskrabbeln
ruutkriegen = herauskriegen
wat ruutkümmt = was heraus-
kommt
ruuttokrawweln = rausgekrabbelt
ruuttrecken = herausziehen

sabbeln = hier: lutschen, im Mund
gehabt haben
he *såd'* = er sagte
Såk, Såken = Sache, Sachen
sallen = sollen
du *sasst* = du sollst
wi *såten* = wir saßen
såten = gegessen
Schacht = Stock, Knüppel
schaffen = hier: geschaffen
Schåp = Schaf
Schåpscherent = Schafscheren
Schåpstalldål = Diele bzw. Tenne
des Schafstalls
Schapp = Schrank
scharper = schärfer
schåten = geschissen
scheiten = schießen
schellen = schelten
he *schellt* = er schilt, schimpft

Schiet = hier: Jauche
schieten = schießen
Schiew' = Scheibe
he *schütt* = er schießt
schlacht't = geschlachtet
schlåhn = schlagen
schlåpen = schlafen, geschlafen
he *schlåpt* = er schleppt
Schleif = hier: Bengel
he *schleiht* = er schlägt
schlieken = schleichen
schlicht = schlecht
he *schlöggt* = er schlägt
se *schlöppt* = sie schläft
Schlætel = Schlüssel
Schluck = hier: Schnaps,
Branntwein
schluten = schließen
Schlüter = Schließer
he *schlütt* = er schließt
schmåten = geschmissen
schmieten = schmeißen
he *schmitt* = er schmeißt, wirft
schnacken = reden
schnackt = geredet
schnåden = geschnitten
schnieden = schneiden
schmurrig = merkwürdig
Schnuut = Schnauze
se *schöben* = sie schoben
Schossee = Chaussee, Landstraße
Schöttel = Schüssel
schrieben = schreiben
schriegen = schreiben
he *schriegt* = er schreit
Schriewstuw' = Schreibstube
he *schriff* = er schreibt
schuben = schieben
se *schüfft* = sie schiebt
he *schult* = er schießt, blinzelt
schüüern = scheuern
he *schüüert* = er scheuert
schüüert = gescheuert

Schüüändäl = Scheunendiele,
Tenne
Schüüendöscher = Scheunen-
drescher
schwaddern = heftig regnen
schwart = schwarz
schweiten = schwitzen
seggen = sagen
du *seggst* = du sagst
he *seggt* = er sagt, gesagt
he *sehg'* = er sah
se *sehgen* = sie sahen
seigen = säen
Seis', Seisen = Sense, Sensen
he *set* = er saß
se *seten* = sie saßen
setten = setzen
he *sett't* sich = er setzt sich
sien, sinn = sein
he *sitt* = er sitzt
sitten = sitzen
sæben = sieben
he *söcht* = er sucht
söken = suchen
se *sælen* = sie sollen
solten = salzen
he *solt't* = er salzt
Soot = Brunnen, hier auch: Grube
söss = sechs
sössteihn = sechzehn
sösstig = sechzig
spälen = spielen
he *spält* = er spielt
spält = gespielt
speilen = spreizen
he *speilt* = er spreizt
spölen = spülen
spräken = sprechen
se *sprök* = sie sprach
he *spunnt in* = er sperrt ein
staats = statt
Städ' = Stelle
ståhn = stehen, gestanden

ståken = stecken, gesteckt
ståken = stechen, gestochen
he *ståkt* = er steckt
he *steckt* = er sticht
he *steht* = er stiehlt
Stieg = Steig, schmaler Weg
stiegen = steigen
Stierntwiern = Sternzwirn
he *stigt* = er steigt
stöten = stoßen
he *stött* = er stößt
stööben = stauben
dat *stööwt* = das staubt
Strämel = hier: Gebetstext
Stråt = Straße
strieken = streichen
Striekhöltereschachtel = Streich-
holzschachtel
se *striekt in* = sie streicht ein
Strümp = Strümpfe
he *stünd'* = er stand
Stuw' = Stube
sülben, sülwst = selbst
he *süll* = er solle, sollte
du *süllst* = du solltest
dat *sülwig* = dasselbe
Sünn = Sonne
du *süppst* = du säufst
süss = sonst
du *süsst* = du solltest
suupen = saufen
suusen = sausen, hier: fallen

tåg' = zäh, kräftig
Tähn, Tähnen = Zahn, Zähne
Tähnwehdäg' = Zahnschmerzen
tämlich = ziemlich
Tang' = Zange
Teeken = Zeichen
teihgn, teihn = zehn
ick *tell* = ich zähle
tellen = zählen
dat *Tellent* = das Zählen

he *tellt* = er zählt
tellt = gezählt
tiedig = zeitig, früh
Tiet, Tieden = Zeit, Zeiten
Titt = Brustwarze, Zitze
töben = warten, bleiben
toerst = zuerst
tohoop = zuhauf, zusammen
toierst = zuerst
tokåmen = hinzukommen, hinzu-
gekommen
Tokieker = Zuschauer
Tokutsch = geschlossene Kutsche
tom = zum
tæmlich = ziemlich
tonicht = zunichte
torüch = zurück
tosåmengesökt = zusammen-
gesucht
tosåmensöken = zusammensuchen
toschlåten = zugeschlossen
toschluten = zuschließen
tosett 't = zugesetzt
Towågen = überdachte Kutsche
he *töwt* = er wartet, bleibt
töwt = gewartet, geblieben
he *towt* = er tobt
towt = getobt
trecht = zurecht, fertig
trecken = ziehen
he *treckt* = er zieht
treckt = gezogen, (weg)gezogen
Trettoir = Trottoir, Bürgersteig
he *trök* = er zog
trüch = zurück
trüchgåben = zurückgeben,
zurückgegeben
trüchgåhn = zurückgehn, zurück-
gegangen
Tüfften = Kartoffeln
Tunn = Tonne
Tüüch = Zeug, Kleidung
Tuun = Zaun

twee = zwei
tweschleprig = zweischläfrig,
Bett für zwei Personen
Twieg' = Zweig
twintig = zwanzig

uck = auch
Üder = Euter
ull = alt
de *Ull* = der Alte
ümherreist = umhergereist
unnen, ünnen = unten
unnerhollen = unterhalten
unnerkrupen = unterkriechen
unnerwågens = unterwegs
up = auf
upåten = aufessen, aufgeessen
upböhren = aufheben
updrågen = auftragen
upfråten = auffressen, aufge-
fressen
upgåben = aufgeben
uphängen = aufhängen
uphetzen = aufhetzen
uphocken = gemåhtes und
gebundenes Getreide aufstellen
uphockt = aufgehockt
upjehångt = aufgehångt
upjejåten = aufgeessen
upjegeben = aufgegeben
upjeplatzt = aufgeplatzt
upjeschicht 't = aufgeschichtet
upknööpen = aufknöpfen
upknööpt = aufgeknöpft
upmåken = aufmachen
upplätzen = aufplatzen
uppusten = aufpusten
upschichten = aufschichten
upschlåten = aufgeschlossen
upschluten = aufschließen
upståhn = aufstehen, aufgestanden
upstülp = draufgestülp
utbögen = ausbiegen

utführen = ausfahren
utgericht 't = ausgerichtet
uthollen = aushalten, ausgehalten
utjespölt = ausgespült
utjetreckt = ausgezogen
utjewassen = ausgewachsen
utrieten = ausreißen
Utstüuer = Aussteuer
uttrecken = ausziehen
uttreckt = ausgezogen
utwassen = auswachsen
utwussen = ausgewachsen
Uurt = Ort

väl = viel

verbåden = verboten
verdrågen = vertragen
se *verdreggt* sich = sie verträgt
sich
sich *verfihren* = sich erschrecken
vergåten = vergessen
vergrabbelt = vergriffen
verkåken = verguckt
he *verköfft* = er verkauft
verkööpen = verkaufen
verkörten = verkürzen
verlåten = verlassen
versåpen = ertrunken, vertrunken
verschachten = verprügeln
verschacht 't = verprügelt
verschlåpen = verschlafen
se *verschlöppt* = sie verschläft
verschrieben = verschreiben
he *verschriff* = er verschreibt
he *versöcht* = er versucht
versöken = versuchen
versööpen = ertränken
versööpt = ertränkt
verspråken = versprechen
verspråken = versprochen
verståhn = verstehen, verstanden
verståken = verstecken, versteckt
he *versüppt* = er versäuft

versüümen = versäumen
versüümt = versäumt
versuupen = versaufen
vertellen = erzählen
he *vertellt* = er erzählt
vertrecken = verziehen
he *vertreckt* = er verzieht
vertüürnen = erzürnen
vertüürnt = erzürnt
vörbiereden = vorbeireiten
vörbietrecken = vorbeiziehen
vörbietrocken = vorbeigezogen
vörjenåhmen = vorgenommen
vörnåhmen = vornehmen
vörschnacken = einreden

Wåder = Wetter

de *Wåg'* = die Wege
wåhnen = wohnen
wåken = wachen
ick ward' = ich werde
warden = werden
du *warst* = du wirst
wåsen = sein, gewesen
wassen = wachsen
wåst = gewesen
Wåter = Wasser
weck, wecker = welche, wer
wedden = wetten
wedder = wieder
he *wedd't* = er wettet
week = weich
du *weeft* = du weißt
he *weet* = er weiß
Weg, Wegg = Weg
Weihdåg' = Schmerz, Schmerzen
he *weit* = er weiß
weiten = wissen
weten = wissen
he *wett* = er weiß
du *wettst* = du weißt
von *wieden* = von weitem
Wiedenbusch = Weidenbusch

wieder = weiter
wiederrieden = weiterreiten
wier, wieren = war, waren
Wiew = Weib
willen = wollen
wiss = fest
du wisst = du willst
witt = weiß
wohren = wahren, vorsehen
Wruken planten = Wruken
pflanzen
se wullen = sie wollten
du wullst = du wolltest
wullt = gewollt
wunnern = wundern
wunnert = gewundert
he würd' = er wurde, würde
he wüsst = er wusste, wüsste
wüsst = gewusst
Wuurt, Wüürd' = Wort, Worte

zabbeln = zappeln
Zägen = Ziegen

Institut für Volkskunde der Universität Rostock
Wossidlo-Archiv, 18055 Rostock, Am Reifergraben 4

Kleine Schriften des Wossidlo-Archivs

Herausgegeben von Prof. Dr. Siegfried Neumann

Bisher sind erschienen:

- Heft 1: Siegfried Neumann (Hrsg.): *Studia ethnographica in honorem Hermann Strobach.*
Mit Beiträgen von Christel Heinrich, Ute Mohrmann, Siegfried Neumann, Zmaga Kumer, Ingetraut Klagge, Todor Živkov.
Rostock: Wossidlo-Archiv, 1992. 78 S.; 2. Aufl. 1993. 79 S. – 5,-- Euro
- Heft 2: Siegfried Neumann (in Verbindung mit Ingeborg Müller und Thea Luth): *Richard Wossidlo und das Wossidlo-Archiv in Rostock. Von der volkskundlichen Sammlung des Privatgelehrten zum Institut für Volkskunde in Mecklenburg-Vorpommern.*
Rostock: Wossidlo-Archiv, 1994. 148 S., 12 Abb. – 9,-- Euro
- Heft 3: Siegfried Neumann: *Volkskunde und Niederdeutsch in Mecklenburg-Vorpommern. Ein niederdeutscher Mundart-Sprachraum in der volkskundlichen Forschung.*
Rostock: Wossidlo-Archiv, 1997. 84 S., 2 Abb. – 6,-- Euro
- Heft 4: Christoph Schmitt (Hrsg.): *Informationen zur Volkskunde. Beiträge zu einem Kolloquium an der Universität Rostock am 11.4.1997 in Warnemünde.*
Mit Beiträgen von Hermann Bausinger, Wolfgang Brückner, Klaus Roth, Lutz Röhrich, Rolf Wilhelm Brednich, Ulrich Mölk, Siegfried Neumann und Christoph Schmitt.
Rostock: Wossidlo-Archiv, 1997. 76 S., 10 Abb. – 5,-- Euro
- Heft 5: Siegfried Neumann: *Friedrich der Große in der pommerschen Erzähltradition. Eine volkskundliche Studie und Dokumentation.*
Rostock: Wossidlo-Archiv, 1998. VIII, 152 S., 4 Abb. – 9,-- Euro
- Heft 6: Siegfried Neumann (Bearb. und Hrsg.): *Ein Handwerkerleben in Mecklenburg. Die Autobiographie des Paul Friedrich Kaeding.*
Rostock: Wossidlo-Archiv, 1998. 80 S., 1 Abb. – 5,-- Euro

- Heft 7: Siegfried Neumann (Red. und Hrsg.): Von Ostpreußen über Sachsen und Thüringen nach Niedersachsen. Die Autobiographie des Arno Zimmermann.
Rostock: Wossidlo-Archiv, 2000. 108 S., 3 Abb., 1 Karte – 7,-- Euro
- Heft 8: Siegfried Neumann: Geschichte und Geschichten. Studien zu Entstehung und Gehalt historischer Sagen und Anekdoten.
Rostock: Wossidlo-Archiv, 2001. 84 S. – 6,-- Euro
- Heft 9: Siegfried Neumann (Hrsg.): Mündliches Erzählen und Mundartliteratur. Studien zu Fritz Reuter, Fritz Meyer-Scharffenberg und Berthold Brügge.
Mit Beiträgen von Siegfried Neumann, René Wiese und Thomas Triller.
Rostock: Wossidlo-Archiv, 2002. 96 S., 6 Abb. – 6,-- Euro
- Heft 10: Siegfried Neumann: Plattdeutsche Märchen und Legenden in der Volksüberlieferung Mecklenburgs. Studien.
Rostock: Wossidlo-Archiv, 2004. 86 S., 4 Abb. – 6,-- Euro
- Heft 11/12: Siegfried Neumann: Märchenforschung in Mecklenburg. Studien und Erinnerungen.
Rostock: Wossidlo-Archiv, 2005. 166 S., 4 Abb. – 10,-- Euro
- Heft 13/14: Siegfried Neumann: Beiträge zur Erzählforschung in Vorpommern.
Rostock: Wossidlo-Archiv, 2006. 170 S., 2 Karten, 3 Abb. – 10,-- Euro
- Heft 15: Siegfried Neumann: Karl Baumgarten und Ulrich Bentzien. Zwei Volkskundler aus Mecklenburg-Vorpommern in der Nachfolge Richard Wossidlos.
Rostock: Wossidlo-Archiv, 2008. 66 S., 10 Abb. – 4,-- Euro
- Heft 16: Siegfried Neumann: Mein Leben – bibliographisch betrachtet.
Rostock: Wossidlo-Archiv, 2010. 104 S., 10 Abb. – 7,-- Euro
- Heft 17: Siegfried Neumann: Heinrich Tiedemann – Volkserzähler und volkskundlicher Zeitzeuge.
Rostock: Wossidlo-Archiv, 2011. 146 S., 2 Abb. – 9,-- Euro
- Heft 18: Lutz Röhrichs publizistisches Lebenswerk. Versuch einer ersten Übersicht. Von Siegfried Neumann (unter Nutzung von Vorarbeiten von Gertraud Meinel und Sabine Wienker-Piepho).
Rostock: Wossidlo-Archiv, 2012. 88 S., 3 S. Abb. – 6,-- Euro

- Heft 19/20: Siegfried Neumann: Erzähler, Erzählstoff, Erzählkunst. Ein Beitrag zur volkskundlichen Erzähler-Forschung.
Rostock: Wossidlo-Archiv, 2012. 163 S., 8 Abb. – 10, -- Euro.
- Heft 21: Siegfried Neumann: Grimmsche Märchen in mündlicher Variation. Die westpreußische Erzählerin Berta Freiwald.
Rostock: Wossidlo-Archiv, 2013. 98 S., 1 Abb. – 6,-- Euro.
- Heft 22: Siegfried Neumann: Märchen-Reminiszenzen. Studien und Erinnertes.
Rostock: Wossidlo-Archiv, 2014. 92 S. – 6,-- Euro
- Heft 23: Siegfried Neumann: Beiträge zur Sprichwortforschung. Studien.
Rostock: Wossidlo-Archiv, 2015. 97 S. – 10,-- Euro
- Heft 24: Siegfried Neumann: Mythische Vorstellungen und Gestalten in der Sagenüberlieferung Mecklenburgs. Bemerkungen zu einer „vergessenen“ Glaubenswelt.
Rostock: Wossidlo-Archiv, 2016. 134 S. – 8,-- Euro
- Heft 25/26: Siegfried Neumann: Migration und Kulturkontakt im Erzählen. Ein Abend in einem Mecklenburg-Strelitzer Bauernhaus.
Rostock: Wossidlo-Archiv, 2017. 196 S., 9 Abb. – 12,-- Euro

Bestellungen werden an die folgenden Adressen erbeten.

Institut für Volkskunde der Universität Rostock
Wossidlo-Archiv, 18055 Rostock, Am Reifergraben 4

siegfried.neumann@uni-rostock.de

Weitere vorgesehene Hefte in der Reihe (Arbeitstitel):

Siegfried Neumann: Chroniken und Erzählliteratur. Zur Frühgeschichte der Sagenüberlieferung Berlins.

Siegfried Neumann: Friedrich der Große in der Anekdotenliteratur des 18. Jahrhunderts.

Christoph Schmitt: Märchen und Medien.

Heft 19/20: Siegfried Neumann: Erzähler, Erzählstoff, Erzählkunst. Ein Beitrag zur volkskundlichen Erzähler-Forschung. Rostock: Wossidlo-Archiv, 2012. 163 S., 8 Abb. – 10,-- Euro.

Heft 21: Siegfried Neumann: Grimmsche Märchen in mündlicher Variation. Westpreußische Erzählerin Berta Freiwald. Rostock: Wossidlo-Archiv, 2013. 98 S., 1 Abb. – 6,-- Euro.

Heft 22: Siegfried Neumann: Märchen-Reminiszenzen. Studien und Erinnerungen. Rostock: Wossidlo-Archiv, 2014. 92 S. – 6,-- Euro

Heft 23: Siegfried Neumann: Beiträge zur Sprichwortforschung. Studien. Rostock: Wossidlo-Archiv, 2015. 97 S. – 10,-- Euro

Heft 24: Siegfried Neumann: Mythische Vorstellungen und Gestalten in der Sagenwelt der Ostpreussischen Mark. Rostock: Wossidlo-Archiv, 2015. 134 S. – 8,-- Euro

Heft 25/26: Siegfried Neumann: Märchen und Kulturkontakt im Erzählen. Ein Abend in einem ostpreussischen Rostocker Bauernhaus. Rostock: Wossidlo-Archiv, 2015. 9 Abb. – 12,-- Euro

Bestellungen werden an die folgende Adresse erbeten.

Institut für Volkskunde der Universität
Wossidlo-Archiv, 18055 Rostock, Am Markt 1

siegfried.neumann@uni-rostock.de

Weitere vorgesehene Hefte in der Reihe (C1-C9)

Siegfried Neumann: Chroniken und Erzählliteratur des 18. Jahrhunderts. Rostock: Wossidlo-Archiv, 2015. 180 S., 18. Abb. – 18,-- Euro

Siegfried Neumann: Friedrich der Große in der Ancker- und Wossidlo-Archiv, 2015. 180 S., 18. Abb. – 18,-- Euro

Christoph Schmitt: Märchen und Medien. Rostock: Wossidlo-Archiv, 2015. 180 S., 18. Abb. – 18,-- Euro